

Deprivationsforschung: Überblick und eigene Untersuchung

**Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen
auf das soziale Selbstbild bei männlichen Heimjugendlichen**

Maximilian Rieländer

Diplomarbeit 1975

am Fachbereich Psychologie der Justus-Liebig-Universität Gießen

Betreuer:

Dr. Stephan Quensel, Universität Bremen

Dr. Adelheid Kühne, Universität Gießen

Redaktionelle Überarbeitung 2000

Vorbemerkung

Die Diplomarbeit „Auswirkungen von frühkindlichen Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen auf das soziale Selbstbild – Eine Untersuchung bei männlichen Heimjugendlichen“ entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter der Leitung von Prof. Dr. Stephan QUENSEL, Universität Bremen, zur Überprüfung der Brauchbarkeit des „Gießener Fragebogen“ (GF).

Der von Herrn und Frau Quensel aus der Übersetzung des Jesness Inventory entwickelte GF dient dazu, die sozialen Einstellungen von Jugendlichen zu sich selbst und ihrer Umwelt auf der Ebene des sozialen Selbstbildes zu erfassen. Besondere Aufmerksamkeit gilt solchen Aspekten, die in Hinblick auf die Entstehung negativer sozialer Anpassung bedeutsam sind. Die Zielsetzungen des GF wurden durch das Forschungsprojekt an verschiedenen Gruppen von männlichen Jugendlichen im Alter von 12 - 19 Jahren, die in Schüler- und Jugendheimen leben, überprüft.

In der Datenerhebung zu dieser Untersuchung wurden 224 Jugendliche aus 7 verschiedenen Heimen mit dem GF befragt. Die Datenerhebung wurde von Jürgen PLASS, Gießen, Maximilian RIELÄNDER, Gießen, und Peter STECAY, Freiburg, als Psychologiestudenten gemeinsam durchgeführt. Die Auswertung der Daten geschah unter verschiedenen thematischen Schwerpunkten in den Diplomarbeiten von Jürgen Plass, Maximilian Rieländer und Peter Stecay. Die Diplomarbeiten von Jürgen PLASS und Maximilian RIELÄNDER wurden an der Universität Gießen von Dr. Adelheid KÜHNE betreut. Die Rechnungen wurden in den Rechenzentren der Universitäten in Gießen und Freiburg durchgeführt.

In dieser redaktionellen Überarbeitung ist der ursprüngliche Titel etwas verändert. Auf die Wiedergabe der meisten Anhänge der Diplomarbeit mit Tabellen wird hier verzichtet.

Zur Entwicklung des GF und den Untersuchungen mit ihm sei hier ergänzend auf „Der Giessener Fragebogen – ein Forschungsinstrument für Selbstbild-Untersuchungen bei männlichen Jugendlichen mit problematischer Sozialisation“ verwiesen, ein beim Autor erhältliches Manuskript.

Inhalt

Einleitung	4
1. Grundlegende Erörterungen: "Sozialisation", "primäre Sozialisation"	5
1.1 Begriff und Verständnis von Sozialisation	5
1.1.1 Sozialisation als Ist-Zustand – Sozialisationsbedingungen	5
1.1.2 Sozialisation als Soll-Zustand - Ziele der Sozialisation	6
1.1.3 Die Dynamik von Sozialisation	8
1.1.3.1 Die Realisierung mitmenschlicher Beziehungen	8
1.1.3.1.1 Kommunikation als 'symbolische Interaktion' und Aktualisierung von Beziehungen	9
1.1.3.1.2 Gruppe als soziales Feld von mitmenschlichen Beziehungen	10
1.1.3.1.3 Das Selbst als Begriff für Subjektivität in mitmenschlichen Beziehungen	11
1.1.3.2 Aktive Gestaltung der Umwelt	12
1.2 Primäre Sozialisation	13
1.2.1 Die Familie als Rahmen der primären Sozialisation	13
1.2.2 Grundlegende Prozesse in der primären Sozialisation	13
1.2.3 Die Bedeutung einer stabilen Primärgruppe in der primären Sozialisation	14
1.2.4 Sozialisationsbedingungen in der frühkindlichen Heimerziehung	17
2. Überblick zu Theorien und Forschungsergebnisse zu Auswirkungen von frühkindlichen Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen	18
2.1 Historischer Überblick	18
2.1.1 Vorwissenschaftliche Problemgeschichte	18
2.1.2 Die "empirische" oder "pädiatrische Periode"	19
2.1.3 Die „Alarmierende Periode“	22
2.1.3.1 Beiträge der "Wiener Schule"	22
2.1.3.2 R. SPITZ: "Anaklitische Depression" und "Hospitalismus"	24
2.1.3.3 D.BURLINGHAM / A.FREUD: Kriegskinder	26
2.1.3.4 H. SKEELS u. a.: Institutionsbedingungen und Intelligenzentwicklung	30
2.1.3.5 Die Untersuchungen von GOLDFARB zu Langzeiteffekten früher Heimerziehung	32
2.1.3.6 Sozialstörungen in Untersuchungen von J. BOWLBY und L. BENDER	37
2.1.3.7 J. BOWLBY: "Maternal care and mental health"	38
2.1.4 Die Dekade von "maternal deprivation"	42
2.1.4.1 J. ROBERTSON, J. BOWLBY: Reaktionen von Kleinkindern auf Trennungen	44
2.1.4.2 M. AINSWORTH: Differenzierung des Konzeptes "maternal deprivation"	45
2.1.4.3 L. YARROW: Institutionalisierung und "deprivation"	46
2.1.5 Lerntheoretische Aspekte der Deprivationsforschung: die Bedeutung von Stimulation	48
2.1.5.1 Darstellung lerntheoretischer Ansätze	48
2.1.5.2 Zur Auseinandersetzung zwischen "maternal deprivation" und Stimulus-Deprivation	49
2.1.5.3 Auswirkungen unterschiedlicher Sozialisationsbedingungen in Heimen	50
2.1.6 Die Entwicklung der Deprivationsforschung im deutschsprachigen Raum seit 1950	51
2.2 Methodische Ansätze und Probleme der Deprivationsforschung	55
2.2.1 Einteilung der Forschungsansätze	55
2.2.2 Wesentliche biographische Variablen in der Deprivationsforschung	56
2.2.3 Forschungstechniken	57
2.3 Langzeiteffekte frühkindlicher Heimerziehung und Trennungserfahrungen	60
2.3.1 Effekte von frühkindlicher Heimerziehung	60
2.3.1.1 Aspekte der intellektuellen Entwicklung	60
2.3.1.2 Aspekte des sozialen Verhaltens	62
2.3.1.3 Aspekte auf der Ebene des Selbstbildes und subjektiven Erlebens	66
2.3.2 Effekte frühkindlicher Trennungs- und Wechselerfahrungen	67
2.3.2.1 Effekte in der intellektuellen Entwicklung	67
2.3.2.2 Effekte im Bereich sozialen Verhaltens	67

3. Methodologischer Ansatz der Untersuchung	71
3.1 Erfassung des sozialen Selbstbildes mit dem „Giessener Fragebogen“	71
3.1.1 Der Begriff des sozialen Selbstbildes	71
3.1.2 Darstellung des „Giessener Fragebogens“ (GF)	71
3.1.2.1 Darstellung der drei Delinquenz-Skalen	72
3.1.2.1.2 Inhaltliche Darstellung der drei Delinquenz-Skalen	73
3.1.2.2 Darstellung der neun faktorenanalytisch gewonnen Skalen	74
3.1.2.3 Zu den Gütekriterien der Skalen	77
3.1.2.3.1 Reliabilität	77
3.1.2.3.2 Validität	78
3.1.3 Interpretationsprobleme beim sozialen Selbstbild	79
3.2 Hypothesen zu Auswirkungen früher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen	80
3.2.1 Die Besonderheit der untersuchten Stichprobe	80
3.2.2 Erfassung von Auswirkungen auf der Ebene des sozialen Selbstbildes	80
3.2.3 Hypothesen der Untersuchung	82
3.3 Methodische Ansätze zur Feststellung von Langzeitauswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen	83
3.3.1 Gruppenbildung nach frühkindlichen Lebensläufen	83
3.3.2 Vergleiche der Gruppen auf Skalenebene	84
4. Durchführung und Auswertung der Untersuchung	85
4.1 Zur Durchführung der Untersuchung	85
4.2 Darstellung der gesamten Stichprobe	86
4.2.1 Biographische Daten	87
4.2.2 Darstellung auf der Ebene der Skalen des GF	88
4.3 Gruppenbildung nach frühkindlichen Lebensläufen und biographische Daten	88
4.4 Vergleiche der Gruppen nach frühkindlichen Lebensläufen in den GF-Skalen	90
4.4.1 Vergleiche und Darstellungen der Skalenprofile der 10 gebildeten Gruppen	91
4.4.1.1 Univariate statistische Vergleiche der Gruppen in den einzelnen Skalen	91
4.4.1.2 Interpretation der Skalenprofile der Gruppen	92
4.4.2 Multivariate Vergleiche bei 6 größeren Gruppen frühkindlicher Lebensläufe	96
4.4.3 Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe bei „Schülern“ und „Berufstätigen“	97
4.4.3.1 Univariate statistische Vergleiche der Gruppen in den einzelnen Skalen	98
4.4.3.2 Multivariate Vergleiche der Gruppen	98
4.4.3.3 Interpretation der Skalenprofile der einzelnen Gruppen	99
4.4.3.4 Gemeinsame und unterschiedliche Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“	101
4.5 Vergleiche parallelisierter Gruppen	103
4.5.1 Darstellung der Gruppenparallelisierungen	103
4.5.2 Allgemeine Aussagen zu den Skalenprofilen der parallelisierten Gruppen	104
4.5.3 Vergleiche der einzelnen Paare parallelisierter Gruppen	104
4.5.3.1 Vergleiche auf der Ebene der einzelnen Skalen	104
4.5.3.2 Vergleiche auf der Ebene von Skalenprofilen	105
5. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse	108
5.1 Methodenkritische Bewertung der Untersuchung	108
5.2 Zusammenfassung der Ergebnisse	110
5.2.1 Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen	110
5.2.2 Beiträge der Untersuchungsergebnisse zur Validierung der Skalen des GF	111
Literatur	112
Anhang 1	121
1.1 Darstellung der 7 Heime	121
1.2 Beschreibung der Untersuchungssituationen in den einzelnen Heimen	128

Einleitung

Die zu erforschende Fragestellung dieser Arbeit lautet: Welchen Einfluss haben bestimmte Sozialisationsbedingungen der primären Sozialisation – genauer: frühkindliche Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen – auf das soziale Selbstbild von männlichen Jugendlichen?

Durch das Aktenstudium ließen sich bei den Jugendlichen sehr verschiedene Lebensläufe von Geburt an feststellen. Vor allem seit den Untersuchungen von R.SPITZ (1945, 1946) und J.BOWLBY (1952) über Auswirkungen von "Hospitalismus" und "maternal deprivation" wird darüber diskutiert, wie frühkindlichen Mangelerfahrungen im Sinne unbeständiger und/oder unzureichender Kontakte mit der mitmenschlichen Umwelt das weitere Leben eines Menschen beeinflussen. Diese Arbeit soll einen Forschungsbeitrag zu dieser Diskussion liefern. Dazu wird gefragt, ob und welche Langzeiteffekte von Heimaufhalten und Trennungserfahrungen in der frühen Kindheit sich auf der Ebene des sozialen Selbstbildes feststellen lassen. Innerhalb der Stichprobe von Heimjugendlichen werden Jugendliche miteinander verglichen, die im Sinne der Fragestellung unterschiedliche Lebensläufe in den ersten Lebensjahren aufweisen.

In Teil I der Arbeit werden in großer Kürze grundlegende Vorstellungen zu den Begriffen "Sozialisation", "Sozialisationsbedingungen", "Selbst" und "primäre Sozialisation" verdeutlicht. Unter anderem wird ein besonders vom symbolischen Interaktionismus beeinflusstes Verständnis von der Dynamik von Sozialisation entwickelt.

Eine Erörterung von Auswirkungen „frühkindlicher Deprivation“ bedarf grundsätzlicher theoretischer Erörterungen, welche Elemente den Prozess der primären Sozialisation vorantreiben und was man sich unter einem günstigen Verlauf der primären Sozialisation vorstellt. Meist geht es dabei um die Frage, welche Rolle die sozialen Beziehungen spielen, die das Kind in den ersten Jahren erlebt, und wie günstige Erfahrungen des Kindes in Bezug auf mitmenschliche Kontakte aussehen. Welche Funktion haben in der frühen Kindheit also a) die Mutter-Kind-Beziehung, b) die Familie bzw. die sozialen Beziehungen, die das Kind innerhalb der Familie erlebt, c) Sozialisationserfahrungen außerhalb eines familiären Rahmens? Zu diesen Fragen werden einige Vorstellungen knapp dargestellt. Die Diskussion um Auswirkungen frühkindlicher Deprivation hat - wie die Arbeiten von LIEGLE (1973), LEHR (1974) und SCHMALOHR (1975) zeigen - einen zentralen Stellenwert in Auseinandersetzungen darum, in welcher Weise man familien- bzw. gesellschaftspolitische Bedingungen früh-kindlicher Sozialisation gestalten bzw. steuern sollte.¹

Teil II der Arbeit geht auf theoretische Überlegungen und empirische Untersuchungen zu den Effekten von frühkindlichen Heimaufhalten und Trennungserfahrungen ein. Eine Auswertung der bisherigen Forschung für die Diskussion über günstige Sozialisationsbedingungen und für die Praxis der öffentlichen Erziehung wäre sehr notwendig, sie geht aber über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Hingewiesen sei hier - als Beispiel für sinnvolle Konsequenzen aus der Deprivationsforschung - auf die Ausführungen von PECHSTEIN (1974b) und HASSENSTEIN (1975).

In Teil III wird zunächst der "Gießener Fragebogen", das Forschungsinstrument der Untersuchung, dargestellt. Daran schließen sich methodische Erörterungen zur Untersuchung an; dieser Untersuchung wird dabei der Stellenwert einer Hypothesen entwerfenden Studie zugeschrieben.

Teil IV enthält im Wesentlichen die Auswertungen der Untersuchung. Vor allem wird versucht, aufgrund der durch die Skalen des GF erhaltenen Profile Selbstbildstrukturen von Gruppen mit unterschiedlichen frühkindlichen Lebensläufen und unterschiedlichem gegenwärtigen Sozialisationsstatus zu beschreiben und im Zusammenhang mit ihren vergangenen und gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen zu interpretieren.

Im Anschluss an eine kritische Bewertung der Untersuchung unter methodologischen Gesichtspunkten sind in Teil V die wesentlichen Aussagen zusammengestellt, die man in Bezug auf Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen aus der Untersuchung ziehen kann. Auch folgen dort im ursprünglichen Sinne des Forschungsprojektes einige Hinweise dazu, wie die Untersuchungsergebnisse zur Validierung einiger Skalen des GF beitragen können.

¹ Vor allem ist die zur Zeit geführte Diskussion um das "Tagesmütter"-Projekt des Bundesfamilienministeriums zu erwähnen. Debatten darum sind vor allem wiedergegeben bei SCHINK (1974) und LEHR (1974).

1. Grundlegende Erörterungen: "Sozialisation", "primäre Sozialisation"

1.1 Begriff und Verständnis von Sozialisation

Für den Begriff Sozialisation "stehen ein einheitlicher Sprachgebrauch und eine übergreifende theoretische Konzeption noch aus" (WEINERT 1974, S.359). Zunächst wird mit dem Begriff im allgemeinen ein Prozess bezeichnet, der sich auf die Entwicklung eines Individuums bezieht und den man als "*Interaktionsprozess zwischen der sich entwickelnden Persönlichkeit des Kindes² und seiner soziokulturellen Umwelt*" (WEINERT 1974, S.360) verstehen kann. Etwas mehr ist über den Sozialisationsprozess in der Definition von ZIGLER & CHILD (1969) ausgesagt, wenn sie unter Sozialisation "*den gesamten Prozess, durch den ein Individuum im aktiven Umgang mit anderen Menschen seine spezifischen sozial relevanten Verhaltens- und Erlebnisformen entwickelt*" (zit. nach WEINERT 1974, S.357), verstehen.

Im Wesentlichen wird der Prozess unter zwei Hauptaspekten betrachtet. Einmal rückt der soziale Rahmen der individuellen Entwicklung, ihr Ist-Zustand, in den Blickpunkt; demnach betont der Begriff, dass sich die Entwicklung eines Individuums immer schon in den sachlichen und mitmenschlichen Gegebenheiten seiner Umwelt vollzieht und von ihnen wesentlich mitbestimmt wird.³ Unter dem anderen Hauptaspekt wird der Begriff der Sozialisation mit sozialen Zielsetzungen der individuellen Entwicklung in Zusammenhang gebracht; der Soll-Zustand von Sozialisation wird betont. Im Folgenden sei die Relevanz beider Aspekte mehr ausgeführt.

1.1.1 Sozialisation als Ist-Zustand – Sozialisationsbedingungen

Die Entwicklung eines Menschen vollzieht sich immer in einer materiellen und sozialen Umwelt. Der Verlauf der Entwicklung wird von den jeweiligen sachlichen und mitmenschlichen Gegebenheiten der Umwelt wesentlich mitbestimmt. Diese Umweltgegebenheiten werden allgemein unter dem Begriff Sozialisationsbedingungen zusammengefasst. Im Rahmen der Sozialisationsforschung wird das jeweilige Begriffsverständnis von Sozialisation meist zwar nicht thematisiert, jedoch wird dann implizit der Aspekt des Ist-Zustandes der menschlichen Entwicklung betrachtet, dass sie nämlich von der jeweiligen Umwelt wesentlich mitbestimmt ist. Dementsprechend wird in der Sozialisationsforschung beabsichtigt, die Effekte bestimmter Umwelteinflüsse bzw. Sozialisationsbedingungen auf die Entwicklung von Menschen festzustellen.

Nun existieren unterschiedliche Meinungen darüber, ob die Umweltbestimmtheit mehr ein zentraler oder peripherer Punkt der menschlichen Entwicklung ist (vgl. HECKHAUSEN 1974) oder ob sie gar ein 'existentieller' Bestandteil der spezifischen menschlichen Entwicklung ist, ohne die sie sich nicht vollziehen kann. In dieser Arbeit wird hervorgehoben, dass die Entwicklung zum 'eigentlichen' Menschen sich nur in Interaktion mit seiner Umwelt, besonders seiner menschlichen Umwelt, vollziehen kann, dass "das g a n z e (Hervorhebung vom Autor) menschliche Subjekt als durch Sozialisation vermittelt anzusehen ist" (GEULEN 1973, S.88).

Um es prägnant zu sagen: Der Mensch ist ein 'soziales Wesen' von Beginn seines Lebens an. Hier sei die Richtung des symbolischen Interaktionismus mit ihrer "Grundthese ..., *dass die Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen von der Interaktion mit Anderen abhängt*" (MUELLER/THOMAS 1974, S.387) hervorgehoben, eine Richtung, die auch im Weiteren für Auffassungen und Darstellungen zum Sozialisationsprozess eine große Rolle spielt.⁴

² In diesem Zitat wird Sozialisation mehr zufällig auf den Prozess der kindlichen Entwicklung bezogen. WEINERT (1974) betont jedoch im gleichen Aufsatz, "dass Sozialisation ein lebenslanger Vorgang ist" (S.360).

³ vgl. die Definition von GEULEN (1973): "*Sozialisation ...als Prozess der Persönlichkeitsgenese in Abhängigkeit von der Umwelt, die ... stets historisch-gesellschaftlich vermittelt ist*" (S.87)

⁴ G.H.MEAD, einer der führenden Vertreter des symbolischen Interaktionismus, unterscheidet "zwischen einer Sozialpsychologie, die das Ich (im Original: "self") der Individuen aus dem sozialen Prozess, an dem die Individuen beteiligt sind und in dem sie empirisch miteinander interagieren, ableitet, und einer Sozialpsychologie, die statt dessen diesen Prozess aus dem Ich der daran beteiligten Individuen ableitet" (1969, S.307). Er verdeutlicht diesen Unterschied an den Auffassungen von der Entstehung des Bewusstseins. Der ersten Richtung entsprechend kann sich Bewusstsein niemals ausdrücken und auch überhaupt nicht existieren, "es sei denn im Rahmen einer sozialen Umwelt: "Eine organisierte Reihe oder Struktur vom sozialen Beziehungen und Inter-

Auch in der Sicht der Verhaltensbiologie "ist der Säugling von vornherein ein *s o z i a l e s* (Hervorhebung vom Autor) Wesen: Er ist ein Glied in der Zweiergruppe 'Säugling und Mutter'. ... Von beiden Mitgliedern der Gruppe gehen Signale aus, die vom Partner empfangen werden, sein Verhalten beeinflussen und den Zusammenhang zwischen beiden gewährleisten" (HASSENSTEIN 1973, S.47),

1.1.2 Sozialisation als Soll-Zustand - Ziele der Sozialisation

Der Blickpunkt des Soll-Zustandes wird für den Sozialisationsbegriff meist in Definitionen und Erörterungen relevant, die um eine zielorientierte Umschreibung des mit Sozialisation bezeichneten Prozesses kreisen. In der Regel geht es darum, dass der Mensch zum 'sozialen Wesen' wird,⁵ bzw. um "das Hineinwachsen des Einzelnen in eine bestimmte Gesellschaft" (WEINERT 1974, S.357). Unter dem Aspekt von Zielen des Sozialisationsprozesses lässt sich dann auch von positiver oder negativer bzw. von gelungener oder misslungener Sozialisation sprechen. Nachfolgend wird näher erläutert, wie das Ziel des Sozialisationsprozesses jeweils umschrieben wird.

In allgemeiner Form lässt sich das Ziel von Sozialisation mit GOSLIN (1969) so kennzeichnen, dass das Individuum sich die Kenntnisse, Fertigkeiten und Orientierungen aneignet, die es befähigen, als mehr oder weniger effektives Mitglied an Gruppen und an der Gesellschaft teilzunehmen (vgl. WALTER 1973, S.13) . Unklar bleibt bei einer solchen Zielumschreibung, wann man ein effektives Mitglied in einer Gruppe ist bzw. welche Fähigkeiten dazu gehören. Viele Definierungen von Sozialisationszielen gehen wie die obige von einer Antinomie von Individuum und Gruppe bzw. Gesellschaft aus und betonen, das Individuum müsse ein effektives Mitglied von Gruppen werden.

In der anfänglichen empirischen Sozialisationsforschung wurde das Ziel einer Sozialisation in der Anpassung des Individuums an das herrschende gesellschaftliche System gesehen, zu dessen Funktionsfähigkeit das Individuum beitragen sollte. Die Sozialisationsforschung in der USA wurde vor allem durch die damalige soziale Situation veranlasst, in der ein starker Einwandererboom herrschte, in dessen Folge sich die ethnische Heterogenität vergrößerte und als Problem angesehen wurde. Zur Lösung des Problems der sozialen Integration wurde das Ziel "Reduktion auf einen eng umrissenen traditionsbewährten Verhaltens- und Orientierungsspielraum" als angemessen betrachtet (vgl. WALTER 1973, S.22f.). Der Gesichtspunkt der Erneuerung bestehender gesellschaftlicher Systeme bzw. die Möglichkeit einer sinnvollen aktiven Änderung von bisherigen sozialen und gesellschaftlichen Verhältnissen durch neue Mitglieder fand in der Umschreibung von Sozialisationszielen kaum Beachtung, vielmehr erschien die Tradierung bestehender Verhältnisse als vorrangig. Dabei galt der Mensch in seiner Natur als eher passiv, selbstbezogen, nicht-sozialisiert und sozial eher destruktiv (vgl. WALTER 1973, S.23). Zum Verhältnis von individuellen Handlungen, Normen und Rollen bei solch einem Verständnis von Sozialisation führt GEULEN (1973) aus: "Das Erkenntnisinteresse der traditionellen empirischen Sozialisationsforschung ... ist die Anpassung an das herrschende System. Handeln stellt sich in dieser Konzeption dar als blindes Befolgen verinnerlichter Normen, die zu Rollen gebündelt sind. Die rationale Dimension der Handlungsorientierung wird eigentlich überflüssig, weil die Rollen von vornherein zueinander komplementär arrangiert sind, Konformität mit ihnen also eo ipso den Zusammenhang mit dem Handeln der anderen Individuen und den Erfolg gewährleistet. Jede Abweichung von den Normen erscheint als letztlich pathologische Ausnahme, der man nur durch die Mittel externer sozialer Kontrolle wieder Herr werden kann" (S.97).

aktionen (ist) ... dazu die notwendige. Voraussetzung ... und (liegt) im Wesen von Bewusstsein" (1969, S.308). Nach der zweiten Richtung "kann sich Bewusstsein zwar nur im Rahmen der Umwelt einer organisierten sozialen Gruppe äußern. Dennoch ist es gewissermaßen eine Gabe der Natur - eine angeborene oder erblich biologische Eigenschaft des individuellen Organismus" (1969, S.308). Mead identifiziert sie mit der ersteren Richtung.

⁵ Durch die zwei Formulierungen "der Mensch *i s t* ein soziales Wesen" und "der Mensch *w i r d* ein soziales Wesen" lassen sich die beiden verschiedenen Aspekte von Sozialisation gut gegenüberstellen. Sie drücken eine unterschiedliche Auffassung vom "Sozialen" aus und können die vorhandenen unterschiedlichen Betrachtungsweisen zum Sozialisationsprozess gut kennzeichnen. Sicher kann man sagen, dass sich beide Aspekte innerhalb einer übergreifenden theoretischen Konzeption des Sozialisationsprozesses ergänzen müssen. Aber in der Regel wird ein Aspekt mehr hervorgehoben. In dieser Arbeit sei es der des "Sozial-seins", im Sinne der Meadschen Auffassung (vgl. Anm. 4).

Die Kritik an "anpassungsmechanistischen Vorstellungen", die in der obigen Konzipierung des Sozialisationsverständnisses liegen, tauchte in den Anfängen der deutschsprachigen Sozialisationsforschung auf, in dem Reader von WURZBACHER (1963) "Der Mensch als personales Wesen" (vgl. WALTER 1973, S.23). Nach WALTER (1973) lässt sich diese kritische Haltung aus einer Reaktion gegen den im nationalsozialistischen Regime erlebten Anpassungszwang verstehen, wo die lückenlose Gleichschaltung mit den herrschenden Normen und Werten des diktatorischen Regimes erstrebt wurde. Gegenüber diesem Anpassungszwang betont WURZBACHER mehr die Autonomie des Individuums gegenüber der Gesellschaft. Der Begriff der "Personalisation" als "Selbstformung und -steuerung der eigenen Triebstrukturen wie als sinngebende, koordinierende und verantwortlich gestaltende Rückwirkung des Individuums auf die Gesellschaft und die Kultur" (WURZBACHER, zit. nach WALTER 1973, S.24) wird von ihm in die Sozialisationsproblematik eingeführt. Seitdem werden im deutschsprachigen Raum häufiger solche Sozialisationsziele vertreten wie "die Fähigkeit zu (kritischer) Distanz, das Balancieren zwischen Fremdanforderungen und den eigenen Vorstellungen und Interessen, 'Selbstbestimmung' und 'Selbststeuerung', 'Mündigkeit'" (WALTER 1973, S.27).⁶ Diese Richtung stellt zwar einen Fortschritt gegenüber Vorstellungen von rein gesellschaftlicher Anpassung als Sozialisationsziel dar; sie artikuliert - um mit GEULEN (1973) zu sprechen - ein "emanzipatorisches Interesse an Sozialisation" (S.98) und scheint von großer Bedeutung zu sein "für die Kritik an der traditionellen Rollentheorie ..., weil sie tatsächliches Rollenhandeln angemessener beschreibt und die Dimension der subjektiven Spontaneität gegenüber vorgegebenen sozialen Tatsachen wieder ins Spiel bringt" (GEULEN 1973, S.98). Aber ihre Grenzen liegen in der Überbetonung des sozial autonomen Individuums, in der Überlastung von Sozialisationszielen mit individualistischen Vorstellungen, wo als "höchstes Ziel allen sozialen Handelns die 'Persönlichkeit' im Sinne einer narzißtischen Kultivierung der privaten Innerlichkeit" (ibd., S.98) nahe liegt. Neuere Richtungen, in denen Sozialisationsziele umschrieben werden, verzichten anscheinend mehr darauf, in einem antinomisch gesehenen Verhältnis von Gruppe bzw. Gesellschaft und Individuum einer der beiden Betrachtungseinheiten einen apriorischen Vorrang zu geben; sie verzichten auf eine metatheoretische Sicht, die sich in einem bestimmten Menschenbild und/oder einer bestimmten Gesellschaftstheorie ausdrückt. Weder wird die Übernahme gesellschaftlicher Normen als Ziel betont, wo die Funktionsfähigkeit des bisherigen gesellschaftlichen Systems in den Vordergrund gerückt wird, noch wird die Autonomie des Individuums gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen besonders hervorgehoben. Eine Richtung betont als Sozialisationsziel die *"gelungene, objektive und realistische Einschätzung des eigenen Bezuges zur sozialen Umwelt"*, woraus *"die grundsätzliche, von Situation zu Situation mehr oder weniger gezielt ins Spiel gebrachte Möglichkeit (hervorgeht), solche und vorwiegend solche Verhaltens- und Erlebnisweisen zu zeitigen, die sowohl den je eigenen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen als auch den - eventuell andersartigen und konkurrierenden - Wünschen und Bedürfnissen des oder der anderen Mitmenschen Rechnung tragen"* (FROHLICH/WELLEK 1972, S.681; in Angleichung an ZIGLER/CHILD 1969). Diese Richtung sieht eine Integration von individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Forderungen als Ziel, was man auch in Freudscher Terminologie als Integration von Lust- und Realitätsprinzip verstehen könnte.

⁶ Als Beispiele führt WALTER Titel an wie "Erziehung und Emanzipation" (MOLLENHAUER 1968), "Systemzwang und Selbstbestimmung" (FEND 1971), "Soziologische Dimensionen der Identität" (KRAPPMANN 1971). Zusätzlich sei auch das Sozialisationsziel "Selbstaktualisierung" von MUELLER & THOMAS (1971) erwähnt.

1.1.3 Die Dynamik von Sozialisation

Zwei Grundgedanken, die letztlich einem bestimmten Menschenbild bzw. apriorischen Annahmen über das 'Wesen' des Menschen entsprechen, seien hier vorangestellt:

- a) Der Mensch ist als 'soziales Wesen' zentral auf soziale Kontakte hin angelegt; sie sind der wesentlichste Bestandteil des menschlichen Lebens.⁷ Dementsprechend hat der Mensch auch ein zentrales Bedürfnis zu guten, befriedigenden mitmenschlichen Beziehungen, die sich in 'herrschaftsfreier' Kommunikation⁸ ausdrücken und auf gegenseitig erlebter Anerkennung, Akzeptierung und Achtung beruhen.⁹
- b) Der Mensch ist auf aktive Gestaltung seiner Umwelt hin angelegt. "Produktivität" als Fähigkeit, aus vorgegebenen Dingen etwas Neues zu schaffen oder vorgegebene Dinge und Verhältnisse zu verändern mit dem Ziel, das Leben von Menschen in materieller, somatisch-psychischer oder sozialer Hinsicht weiter zu erleichtern bzw. es von Zwängen zu befreien, ist eine zentrale Fähigkeit' des Menschen. Mit GEULEN (1973) kann als sozialisierter Mensch der handlungsfähige Mensch, *"der auf der Grundlage von Rationalität und in kommunikativer Gemeinsamkeit mit anderen an einer Veränderung der Realität in Richtung auf Emanzipation von naturhaften und gesellschaftlichen Zwängen arbeiten kann"* (S. 98), bezeichnet werden.

Den zwei Grundgedanken entsprechend beruht der Sozialisationsprozess wesentlich auf der Bildung und Realisierung mitmenschlicher Beziehungen und auf dem Bestreben, seine Umwelt aktiv zu gestalten bzw. mitzugestalten. Wo der Sozialisationsprozess eines Individuums sich nicht durch diese beiden Aspekte charakterisieren lässt, kann die Sozialisation des Individuums als gestört im weiten Sinne betrachtet werden.

1.1.3.1 Die Realisierung mitmenschlicher Beziehungen

Im Folgenden sei der Sozialisationsprozess unter dem Aspekt der Bildung und Realisierung mitmenschlicher Beziehungen weiter erläutert. Die theoretischen Konzepte 'Kommunikation', 'Gruppe' und 'Selbst' seien dazu herangezogen. Das Konzept 'Kommunikation' bezieht sich auf die Realisierung mitmenschlicher Beziehungen in Form einzelner Handlungsabläufe. Eine 'Gruppe' bildet den Rahmen bzw. das soziale Feld, in dem sich mitmenschliche Beziehungen und Kommunikationen organisieren und strukturieren. Das Konzept des 'Selbst' trägt der im Rahmen von Interaktion und Kommunikation mit anderen Menschen entstehenden subjektiven Interpretation des Individuums seiner eigenen Person Rechnung. Eine wesentliche Rolle in der Darstellung dieser Konzepte spielt die Richtung des symbolischen Interaktionismus, vor allem in Form der Gedanken von G.H.MEAD, einem führenden Vertreter dieser sozialpsychologischen Richtung.¹⁰

⁷ Das eigene physische Leben hat im Erleben des Menschen wohl nur dann vorrangige Bedeutung, wenn es gefährdet ist bzw. wenn das physiologische Gleichgewicht schwer gestört ist.

⁸ Eine Kommunikation sei dann als 'herrschaftsfrei' bezeichnet, wenn in ihr das Streben zu gegenseitiger Befriedigung gegenüber dem Streben zu Ausübung von Macht in der Beziehung überwiegt. Macht wird - nach eigener Umschreibung - in einer Beziehung dann ausgeübt, wenn ein Partner den oder die anderen hauptsächlich zur Befriedigung eigener Bedürfnisse gebraucht, die im Wesentlichen außerhalb der Gestaltung der konkreten Beziehung liegen, wobei der Betreffende wenig Rücksicht nimmt auf die Bedürfnisse des oder der anderen in der konkreten Beziehung und aufgrund von aus übergeordneten sozialen Systemen stammenden Rollenverteilungen und/oder von besonderen Fähigkeiten oder Einflussmöglichkeiten die Möglichkeit zu einer solchen Ausnutzung der Beziehung hat.

⁹ Die "Selbst"-werdung des Menschen durch soziale Kontakte, durch Interaktion und Kommunikation wird vor allem vom symbolischen Interaktionismus bzw. von G.H.MEAD (1969, vgl. S.263ff.) hervorgehoben. Die Psychoanalyse betont die zentrale Bedeutung sozialer Interaktion für die spezifische Prägung der Persönlichkeit des Menschen in seiner frühen Kindheit. Ein Hinweis für die vorrangige Bedeutung sozialer Bedürfnisse können Beobachtungen bei Säuglingen sein, wo Nahrungs- und Kontaktaufnahme zeitlich zusammenfallen, die Aufmerksamkeit des Säuglings aber mehr auf den Aspekt der Kontaktaufnahme gerichtet zu sein scheint, wenn er z.B. beim Trinken die Augen der Nahrung gebenden Person fixiert (vgl. HASSENSTIEN 1973).

¹⁰ Als Einführungen und Übersichten über den symbolischen Interaktionismus seien angegeben: ROSE (1967), BRUMLIK (1973), LINDESMITH & STRAUSS (1974), GRAUMANN (1972, vgl. S. 1128f f.)

1.1.3.1.1 Kommunikation als 'symbolische Interaktion' und Aktualisierung von Beziehungen

Kommunikation sei hier verstanden als ein Austausch wechselseitig aufeinander bezogener Handlungen von zumindest zwei Individuen, wobei von den beteiligten Kommunikationspartnern intendiert wird, durch Handlung eine Mitteilung an den jeweiligen Partner darzustellen; kurz: Kommunikation wird als 'symbolische Interaktion' begriffen. Soziale Interaktion ist zunächst ein Austausch von Handlung zwischen zwei Menschen (vgl. HOMANS 1968, S.30). Jeder Austausch von Handlungen ist auch zugleich Austausch von Information (vgl. GRAUMANN 1972, S.1117). Jede Information oder Mitteilung, die in einer Interaktion übermittelt wird, beeinflusst das Verhalten des Interaktionspartners. G.H.MEAD verwendet für diese Verhalten beeinflussende Information den Begriff der 'Geste'.¹¹ Der Begriff der Kommunikation ist hier, gegenüber dem Begriff von sozialer Interaktion noch weiter dadurch spezifiziert, dass der Mitteilungscharakter einer Handlung intendiert ist, d.h. dass es dem einzelnen Kommunikationspartner darauf ankommt, dass die Mitteilung vom Anderen so verstanden wird, wie sie gemeint ist. Eine intendierte und entsprechend verstandene Mitteilung entspricht dem MEADschen Begriff der 'signifikanten Geste' bzw. des 'Symbols'. Eine Geste wird nach Mead signifikant, d.h. sie wird zum Symbol, wenn sie "gleichbedeutend ist mit der Vorstellung, die ihr zugrundeliegt, und beim anderen Individuum die gleiche Vorstellung hervorruft" (MEAD 1969, S.213), bzw. wenn sie "in einem angesprochenen Individuum eben die Reaktionen auslöst, die es aufgrund von Selbstaffektion in einem ansprechenden Individuum bewirkt hat" (BRUMLIK 1973, S.23). Die symbolische Interaktion beruht häufig auf der Verwendung von Sprache; sie kann sich jedoch auch anderer Ausdrucksweisen, z.B. mimischer und gestischer Art, bedienen. Kommunikation zeichnet sich also aus durch die Verwendung von Symbolen in einer sozialen Interaktion; kommunizierende Partner bemühen sich um Verständigung mit Hilfe eines Systems gemeinsamer Symbole.¹²

Kommunikation bzw. Verständigung mit symbolischen Handlungen setzt nach MEAD den Prozess des "taking" the role of other" voraus, d.h. die Übernahme der Haltungen des Anderen oder -- um es ausführlicher zu sagen -- ein Hineinversetzen in die Einstellungen und Erwartungen des Kommunikationspartners, um sich seine Erwartungen und Einstellungen zu eigen zu machen und ihnen entsprechend in der Kommunikation zu handeln. In diesem "role taking"-Prozess, der die Fähigkeit der 'Empathie' voraussetzt – Empathie sei verstanden als Einfühlung auf kognitiver und emotionaler Ebene (vgl. KRAPPMANN 1973, S.143) –, ruft die kommunizierende Person die Haltungen des Partners in sich wach, sie reagiert vorstellungsmäßig so, wie der Andere reagieren würde, und kann auf dieser Grundlage so handeln, dass die Handlung für beide Kommunikationspartner die gleiche Bedeutung hat und die gleiche Wirkung ausübt, dass sie also symbolisch ist (vgl. BRUMLIK 1973, S.26; KRAPPMANN 1973, S.142), Das "role taking" ist also Grundlage für jede Kommunikation und Verständigung mit Symbolen. In dem Begriff "role taking" taucht auch der Begriff der Rolle auf. Von Mead ausgehend, findet der Begriff Rolle Verwendung in der Darstellung von Interaktions- und Kommunikationsprozessen und wird als "Grundeinheit sozialer Interaktion" aufgefasst (vgl. GOTTSCHALCH u.a. 1971, S.15). In einer solchen rollentheoretischen Konzeption lässt sich die Rolle als Bündel von Erwartungen an einen Kommunikanten in einem Kommunikationsprozess verstehen, Erwartungen, die von Seiten des oder der Kommunikationspartner aktualisiert werden. Nach Mead vollzieht ein Individuum

¹¹ "Eine Geste ist ... ein als bedeutungsvoll interpretiertes beobachtetes Fremdverhalten. Ihre objektive Funktion im Kommunikationspartner besteht im Hervorrufen solcher Reaktionen, die ihrerseits als Reize das Andauern einer Handlung bis zu ihrem Ende gewährleistet" (BRUMLIK 1973, S.23).

¹² Zur Problematik verschiedener Fassungen des Kommunikationsbegriffs vgl. GRAUMANN (1972, S.1180 ff.); demnach lassen sich zwei Richtungen unterscheiden:

- a) Jedes Verhalten ist soziale Interaktion, und jede soziale Interaktion ist aufgrund ihres Mitteilungscharakters Kommunikation. In diesem Sinne wird Kommunikation von WATZLAWICK u.a. (1972) und von GRAUMANN (1972) verstanden.
- b) Kommunikation zeichnet sich durch die Kommunikationsabsicht und die Verwendung von Symbolen aus. Dieser Richtung wird hier gefolgt. GRAUMANN kritisiert eine zu enge Fassung des Symbolbegriffs, er auf sprachliche Symbole reduziert wird. Dieser Kritik wird hier Rechnung getragen: auch nonverbales Verhalten kann Symbolcharakter haben. Allerdings hat solch ein Verständnis von Kommunikation nur heuristischen und theoretischen Wert; in der empirischen Forschung ist aufgrund äußerer Beobachtung nicht klar zu unterscheiden, ob ein bestimmtes Verhalten eine intendierte Mitteilung oder nur eine unbeabsichtigte Mitteilung darstellt.
- c)

dum in einer Kommunikationssituation seine Rolle dadurch, dass es sich in die Haltungen und Erwartungen der Anderen hineinversetzt und dementsprechend sein konkretes Verhalten in der Situation entwirft.

Für den Kommunikationsprozess ist ein gewisser gemeinsamer Symbolvorrat notwendig. Die Voraussetzung eines gemeinsamen Symbolsystems findet ihren deutlichsten Ausdruck in der verbalen Kommunikation, wo Verständigung nur auf der Ebene einer gemeinsamen Sprache möglich ist. Auch die Ebene einer nonverbalen Kommunikation setzt voraus, dass die Kommunikationspartner bestimmten Ausdrucksweisen gemeinsame Bedeutung zumessen. Weiterhin sind auch gemeinsame Erfahrungen als einander mitteilbare Erfahrungen nur möglich auf der Grundlage eines gemeinsamen Symbolsystems; "role taking" und Empathie beruhen ja auf gemeinsamer Erfahrung. Der gemeinsame Symbolvorrat, dessen sich Kommunikationspartner bedienen, ist in der Regel von größeren sozialen Systemen vorgegeben; er ist im historischen gesellschaftlichen Prozess, gewachsen. Von daher ist zunächst jede einzelne Kommunikation gesellschaftlich determiniert. Auch die gegenseitigen Erwartungen, die Rollen, die sich die Kommunikationspartner einander zuschreiben, sind wesentlich durch die gesellschaftlichen Prozesse geformt, die symbolbildenden Charakter haben; denn sie beruhen auf Erfahrungen, die nur auf Grundlage einer gesellschaftlich vorgesehenen Verständigungsebene mitteilbar sind.

Kommunikation als intendierte Mitteilungshandlung bedient sich nach Watzlawick u.a. (1972) immer zweier Kommunikationsweisen, der digitalen und der analogen Kommunikation, und Kommunikation impliziert immer einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt. Der Inhaltsaspekt bezieht sich auf die Mitteilung, die in der Intention der Kommunikationshandlung enthalten ist; sie wird durch die digitale Kommunikationsweise, durch Worte bzw. durch Sprache übermittelt. Der Beziehungsaspekt weist darauf hin, dass jede Mitteilung auch eine Beziehung zwischen dem Sender und Empfänger ausdrückt; vorwiegend geschieht dies durch die analogen Weisen der Kommunikation bzw. durch nonverbale Kommunikationsformen. Im Fall der "paradoxen Kommunikation", einer Form gestörter Kommunikation (vgl. WATZLAWICK u.a. 1978, S.171 ff.), drückt der Kommunikator in einer Handlungseinheit verschiedene Mitteilungen an den Kommunikationspartner aus: eine intendierte Mitteilung, die er als vom Kommunikationspartner verstanden wissen möchte und die er als digitale Kommunikationsweise sendet, sowie eine andere auf analoger Ebene offenbarte Mitteilung, die nicht intendiert ist und sich meist außerhalb der Eigenwahrnehmung vollzieht, die aber vom Kommunikationspartner als der intendierten Mitteilung nicht entsprechend wahrgenommen wird.

Eine Aktualisierung mitmenschlicher Beziehungen, die von den Beziehungspartner als befriedigend erlebt wird, setzt gelungene Kommunikation voraus, d.h. die Kommunikationspartner aktualisieren im Sinne des "role taking" gegenseitige Empathie, sie berücksichtigen genügend ein vorgegebenes gemeinsames Symbolsystem und bemühen sich, in ihren Kommunikationshandlungen, digitale und analogere Kommunikationsweisen in Übereinstimmung zu bringen.

1.1.3.1.2 Gruppe als soziales Feld von mitmenschlichen Beziehungen

Dort, wo mehrere Personen in mitmenschlichen Beziehungen zueinander stehen bzw. häufiger miteinander in Kommunikation treten, kann man von einer Gruppe sprechen (vgl. HOMANS, nach MUELLER/ THOMAS 1974, S.93f). Als besondere Art einer Gruppe lässt sich die Primärgruppe begreifen, nämlich die Gruppe, mit der das Individuum am intensivsten verbunden ist und die das Individuum durch die existierenden Beziehungen und Kommunikation am stärksten prägt. "Da das Leben auf dieser Erde sich nicht anders als in Gruppen abspielen kann" (MUELLER/THOMAS 1974, S.304),¹³ gehört jeder Mensch einer Primärgruppe an. Das Individuum erlebt im Laufe seines Lebens mehrere Primärgruppen, in denen es die mitmenschlichen Beziehungen über längere Zeit hin am intensivsten erlebt. Die Primärgruppen haben eine zentrale Bedeutung für den Verlauf des Sozialisationsprozesses eines Individuums; von ihnen gehen starke prägende Einflüsse auf die sich im Laufe der Zeit ändernde Persönlichkeit des Individuums aus.

¹³ "Erst durch das Leben in der Gruppe wird der Organismus ‚homo sapiens‘ zum Menschen. Die Eigenschaften, die wir als spezifisch menschlich ansehen, sind sozialer Natur. Von daher wird der Begriff des Individuums fragwürdig. Die von der Gruppe isolierte Person gibt es nur als gedankliche Abstraktion" (MUELLER/THOMAS 1974, S.304).

Nach MUELLER & THOMAS (1974) sind ‚Rollendifferenzierung‘ und ‚Wir-Gefühl‘ wesentliche konstitutive Merkmale einer Gruppe. In Hinsicht auf die Gruppe wird der Begriff Rolle über seine allgemeine Bestimmung als "Grundeinheit sozialer Interaktion" näher spezifiziert: Er bezeichnet das Bündel der mit einer bestimmten Stellung bzw. "Position" in der Gruppe verbundenen Erwartungen, die die Gruppenmitglieder in Bezug auf das Individuum hegen, das die Position innehat (vgl. ROCHEBLAVE-SPENLE 1971) Der Prozess der Entstehung einer individuellen Rolle im Gruppenprozess ist ein sehr komplexer Prozess, gesteuert von vielen, auch wechselseitig abhängigen Bedingungen. Drei größere Bedingungseinheiten lassen sich voneinander abheben: a) das Individuum, das die jeweilige Rolle übernimmt, b) die Kommunikationspartner, die dem jeweiligen Individuum in der Gruppe gegenüberstehen, c) Erwartungen an Rollenverteilungen im jeweiligen Gruppenprozess aus sozialen Systemen, die der Gruppe übergeordnet sind, in der Regel ‚gesellschaftliche‘ Erwartungen. Von der Ebene des einzelnen Individuums und der Kommunikationspartner in der Gruppe her gehen frühere Erfahrungen, Wünsche und Befürchtungen, die in Beziehung zueinander bestehen, durch Interaktionserfahrungen determinierte Wahrnehmungen voneinander sowie die Wahrnehmungen und Beziehungen in Bezug auf Zielorientierungen in der Gruppe (s.u.) in den Prozess der Rollendifferenzierungen ein. Auf der Ebene des Individuums beruht der Prozess der Rollenübernahme auf dem Vorgang des "role taking" als Bündelung erfahrungsbedingter Wahrnehmungen zu den Einstellungen der anderen Gruppenmitglieder. Gesellschaftliche Erwartungen in Bezug auf Rollenverteilungen im konkreten Gruppenprozess drücken sich durch konkrete reale Erwartungen aus, die meist durch Gesetze, Verordnungen u.ä. fixiert sind, und sie wirken dadurch, dass sie als allgemein gültige soziale Normen verinnerlicht sind; sie determinieren den Prozess der Rollendifferenzierung besonders stark.

Als Grundlage des Wir-Gefühls seien zwei Aspekte hervorgehoben: einmal die Erfahrung, dass innerhalb der Gruppe sozio-emotionale Bedürfnisse befriedigt werden, sei es durch Erlebnisse von spezifischen, mehr intensiven Kontakten, durch gegenseitige Anerkennung oder durch erlebte Ähnlichkeit der Gruppenmitglieder untereinander (vgl. MUELLER/THOMAS 1974, S.328ff.), weiterhin die Verinnerlichung von gemeinsamen Zielvorstellungen und von Gruppennormen, wobei eine Norm verstanden sei als eine den Gruppenmitgliedern gemeinsame Erwartung, wie man sich in einer bestimmten Situation verhalten soll. Mit G.H.MEAD lässt sich der Prozess der Verinnerlichung von gemeinsamen Zielvorstellungen und Normen in der Gruppe auch als "taking the role of generalized other" kennzeichnen bzw. als Übernahme der Haltungen des "generalisierten Anderen". Der "generalisierte Andere" ist nach MEAD (1969) "die organisierte Gemeinschaft oder soziale Gruppe, die dem Individuum die Einheit seines Ich (im Original: "self") gibt" (S.282) bzw. die für das Individuum als ‚soziales Wesen‘ zentrale Bedeutung hat und die das Individuum andererseits als gegenüberstehende organisierte Einheit von anderen erfährt.¹⁴

1.1.3.1.3 Das Selbst als Begriff für Subjektivität in mitmenschlichen Beziehungen

Das Selbst sei hier mit G.H.MEAD als ein ‚soziales Selbst‘ verstanden, das aus sozialer Interaktion und Kommunikation entsteht und dort seinen Bezugspunkt hat. Das Selbst „*entsteht aus dem Prozess sozialer Erfahrung und sozialen Handelns; d.h. es entwickelt sich im betreffenden Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zum sozialen Prozess insgesamt und zu den anderen Individuen in diesem Prozess*“ (MEAD 1969, S.263). Die soziale Bezogenheit ist schon durch seine Genese ein zentrales Moment des Selbst; ohne soziale Bezüge ist es nicht denkbar. Das Selbst setzt sich nach Mead aus zwei wechselseitig interagierenden Komponenten, dem „me“ und dem „I“, zusammen; es ist ein durch Interaktionserfahrungen gewachsenes, mehr kognitives Verständnis des Individuums über seine Rolle in sozialen Prozessen und als Zentrum sozialer Handlungsvollzüge.

Aus dem zentralen Bestreben, in Interaktion und Kommunikation mit anderen Menschen zu treten und in die umgebene Primärgruppe integriert zu sein, versucht das Individuum im Sinne des „role taking“, die Erwartungen und Haltungen der Kommunikationspartner zu übernehmen und sich zu eigen zu machen. Es versucht, sich in die Haltungen der „signifikanten Anderen“ – es sind die Kommunikationspartner, mit denen das Individuum in der Primärgruppe oder in anderen sozialen Bezügen von zentraler sozialisationsspezifischer Bedeutung verbunden ist – ihm selbst gegenüber hineinzusetzen und sich selbst mit den Augen der Anderen zu sehen. Aus der Erfahrung des Individuums,

¹⁴ Der Begriff des „generalized other“ bezieht sich nach Mead nicht nur auf eine Gruppe, sondern auch auf die Gesellschaft als eine übergreifende organisierte Gemeinschaft und noch weiter auf die ‚Realität‘, d.h. auf die belebte und unbeliebte Umwelt, die das Individuum betrifft (vgl. MEAD 1969, S.313).

dass es von den "signifikanten Anderen" als Objekt betrachtet wird, lernt es auch, sich selbst als Objekt zu sehen; so kann es ein kognitives Verständnis von sich, ein Selbstbewusstsein entwickeln; Dadurch, dass das Individuum also seine Rolle - d.h. eben: die Erwartung der "signifikanten Anderen" - in den sozialen Beziehungen wahrnimmt und sich ihrer bewusst wird, entwickelt es sein Selbst in der Komponente des "me" bzw. in der des Selbst-Bewusstseins; so lässt sich das Selbst auch als das subjektive Bewusstsein von der eigenen Rolle in sozialen Prozessen kennzeichnen.

Für die Entwicklung und Formung des Selbst werden jedoch Rollenbezüge auf mehreren Ebenen relevant: die übernommenen Rollen in einzelnen Kommunikationssituationen bzw. in der Kommunikation mit einzelnen Partnern, weiterhin die Rollen, die sich das Individuum in verschiedenen Gruppenprozessen zuordnet, besonders dabei die in der Primärgruppe entstehende Rolle, und vor allem die Rolle, die sich das Individuum in der Übernahme der Haltungen des "generalisierten Anderen" aneignet. Das Selbst des Individuums setzt sich demnach aus verschiedenen Aspekten zusammen; es spiegelt in seiner gesamten Struktur die individuelle Verarbeitung erfahrener sozialer Prozesse in Kommunikationen, in Gruppen und in der Gesellschaft.

Neben dem "me" als dem Ausdruck der übernommenen Haltungen bzw. der sich angeeigneten Rollen enthält das Selbst des Individuums nach Mead auch die Komponente des „I“ bzw. die Dimension der Handlung. Das Individuum reagiert in Kommunikations- und Gruppenprozessen auf die erfahrenen Haltungen der Anderen, und diese Reaktionen sind Ausdruck des "I". Den Reaktionen haftet allgemein das Merkmal der Unvorhersehbarkeit und Spontaneität an, sie können nicht vollständig geplant werden und werden erst nach ihrem Vollzug bewusst. Die mit dem "I" spezifizierte Aktivität ist als Reaktion auf das "me" immer sozial bezogen; sie ist zugleich der Beitrag des Individuums in fortlaufender sozialer und gesellschaftlicher Veränderung (vgl. MEAD 1969, S. 300).

Ist ein Selbstverständnis durch die Integration erfahrener Rollen und eigener Handlungen einmal entwickelt, kann es vom Individuum im Laufe der Zeit durch neue soziale Erfahrungen zwar geändert werden, es wird aber – im Sinne eines psychoanalytischen Verständnisses – niemals vergessen (vgl. ROSE 1967, S. 229). Daher ist das Selbst eines Individuums auch "Ergebnis der jeweiligen Lebensgeschichte, der durch Kommunikation mit anderen erworbenen ...Erfahrungen" (ROSE 1967, S.230).

1.1.3.2 Aktive Gestaltung der Umwelt

In der Entwicklungspsychologie gilt die aktive Auseinandersetzung des Kindes mit der Umwelt als eine zentrale Dynamik seiner Entwicklung (vgl. HECKHAUSEN 1974, S.114ff.). Nach der Theorie Piagets zur Entwicklung des Denkens bildet sich das Denken aus aktiven Erkundungs- und Problemlösungsversuchen (vgl. RAUH 1974). Aus verhaltensbiologischer Sicht will das Kind durch „Erkunden, Wissbegier, Spielen, Nachahmen“ seine Umwelt aktiv erkunden, neue Erfahrungen suchen sowie eigene Aktivitäten und ihre Wirkung auf die Umwelt ausprobieren; sie sind „die entscheidenden Triebfedern für die Entfaltung“ in der Frühkindheit (vgl. HASSENSTEIN 1973, S.51ff.).

Neuere sozialisationstheoretische Konzeptionen, in denen „das Bild eines aktiven, ständig nach Strukturierung seiner Umwelt suchenden Individuums“ vorherrschend ist, erwähnt WALTER (1973, vgl. S.46). Die Sicht vom Menschen als aktivem Gestalter bzw. Mitgestalter seiner Umwelt taucht besonders auch im marxistischen Menschenbild auf: Der Mensch sieht „die Arbeit als seinen eigenen und eigentlichen Lebensprozess“ an; nach Marx zeichnet den Menschen als „Gattungswesen“ die „freie bewusste Tätigkeit“ aus; durch sie strebt er dazu, „zum freien Herrn über die Natur, die er sich zu seinen eigenen Zwecken unterwirft“, zu werden (HIEBSCH/VORWERG 1973, S.51). „Das praktische Erzeugen einer gegenständlichen Welt, die Bearbeitung der unorganischen Natur ist die Bewährung des Menschen als eines bewussten Gattungswesens“ (K.MARX 1970, S.158). „Emanzipation“ als „Befreiung der Subjekte ... aus Bedingungen, die ihre Rationalität und das mit ihr verbundene gesellschaftliche Handeln beschränken“ (MOLLENHAUER, zit. Nach: REIF 1973, S.186f.), lässt sich als Voraussetzung und zugleich als vorläufiges Ziel weiterführender aktiver Gestaltung der Umwelt betrachten. „Ein Überblick über die bisherigen Schwerpunkte der Sozialisationsforschung in Standardwerken zeigt, dass Verhaltensdispositionen und Verhaltensweisen, die für einen Emanzipationsprozess erforderlich sind, kaum Berücksichtigung fanden“ (REIF 1973, S.188).

1.2 Primäre Sozialisation

Die Gliederung des Sozialisationsprozesses bei heranwachsenden Menschen in primäre und sekundäre Sozialisation erscheint heute geläufig (vgl. GOTTSCHALCH u.a. 1971; HABERMAS 1968). Unter primärer Sozialisation bzw. frühkindlicher Sozialisation versteht man den Sozialisationsprozess im Zeitraum der ersten fünf Lebensjahre, in dem Zeitraum, der oft mit dem Terminus „frühe Kindheit“ umschrieben wird., während der sekundäre Sozialisationsprozess etwa den darauf folgenden Abschnitt bis zum Ende der Adoleszenzzeit umfasst Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Abschnitten lässt sich einmal durch das äußere Ereignis des Schuleintritts und dessen Rückwirkung auf Sozialisationsbedingungen und Sozialisationsziele im Leben des Kindes rechtfertigen und zum Anderen im Lichte der psychoanalytischen Entwicklungstheorie durch den Abschluss der Ödipusphase.

1.2.1 Die Familie als Rahmen der primären Sozialisation

Die primäre Sozialisation vollzieht sich weitgehend im Rahmen der Familie, die man für die Industriegesellschaften näher als ‚Kernfamilie‘ spezifizieren kann, umschrieben als „Hausgemeinschaft von Eltern und den unselbstständigen Kindern“ (WEINERT 1974, S. 362). Die in der familiären Primärgruppe existierenden mitmenschlichen Beziehungen bilden die wesentlichen Sozialisationsbedingungen während dieses Abschnitts. Die sozialen Beziehungen innerhalb der Familie reflektieren jedoch auch allgemeine gesellschaftliche Verhältnisse und sind eine Antwort auf sie; durch das Raster der Familie wird das Kind mit allgemeinen gesellschaftlichen Sozialisationsbedingungen und Erwartungen konfrontiert. Häufig wird primäre Sozialisation mit Aufwachsen in der Kernfamilie gleichgesetzt; Effekte primärer Sozialisation werden meist darauf bezogen, was das Kleinkind in der Familie erlebt und lernt. Die Familie bietet dem Kind „jene Bezugsgruppe, in der es seine erste sozialen Erfahrungen machen kann, in der es seine Grundstrukturierung erfährt“ (GOTTSCHALCH u.a. 1971, S. 18)

1.2.2 Grundlegende Prozesse in der primären Sozialisation

In der frühen Kindheit erwirbt das Kind seine erste Grundstrukturierung, wesentliche Verhaltens- und Interaktionsformen stabilisieren sich zu festeren „Persönlichkeitszügen“; die Erlebnisse und Erfahrungen der frühen Kindheit üben einen besonders prägenden Einfluss auf die weitere Entwicklung aus (vgl. HABERMAS 1968, S. 15; WEINERT 1974, S. 357). Der Hintergrund für die starke Prägbarkeit des Kleinkindes durch Erfahrungen liegt darin, dass das Kind kaum angeborene Verhaltensregulationen besitzt, sondern bei seiner Geburt eine hohe Plastizität mitbringt (vgl. GOTTSCHALCH u.a. 1971, S. 41 f.), zugleich auf nahezu ausschließliche Betreuung von Seiten der Umwelt angewiesen ist und sich deshalb in zentralen Grundzügen von den mit der Umwelt erfahrenen Interaktionen prägen lässt. Das Kind selbst hat eine starke Bereitschaft, auf die Umwelt zuzugehen sowie Kontakt und Interaktionserfahrungen mit der Umwelt zu suchen. Dadurch hat es eine hohe Anpassungsbereitschaft an die Umwelt und an die von ihr gebotenen Interaktionsweisen, was dann zu hoher Lernbereitschaft und Lernfähigkeit beiträgt (vgl. PECHSTEIN 1974b). Da das Kind seine Erfahrungen mit der sozialen und materiellen Umwelt im allgemeinen und günstigen Falle im Rahmen einer konstanten Primärgruppe bzw. einer Familie macht, ist es selbstverständlich, dass das Kind in individuellen Grundzügen vom erfahrenen Interaktions- und Kommunikationsgefüge der Familie geprägt wird.

Im günstigen Verlauf der primären Sozialisation entwickelt das Kind, vermittelt durch vielfältige Interaktionen und Kommunikationen mit den anderen Mitgliedern in seiner Primärgruppe, elementare und wesentliche Fähigkeiten im Bereich kommunikativen und produktiven (vgl. 1.1.3) Handelns: Durch die Entwicklung von Sprachfähigkeiten lernt es, effektiv in gemeinsamen Symbolsystemen zu kommunizieren. Durch innere Reproduzierung der Erfahrung im Kontakt mit der materiellen und sozialen Umwelt lernt es zu denken.¹⁵ Aufgrund eines starken Bedürfnisses zu intensiven und befriedigenden Kommunikationen¹⁶ erwirbt es wesentliche Fähigkeiten im Bereich der Kommunikationen und Kooperation, es übernimmt allmählich – im Sinne von G.H. Mead – Haltungen seiner Kommunikationspart-

¹⁵ Im Sinne von G.H. MEAD entsteht Denken aus der Erfahrung sozialer Interaktion und Kommunikation; es ist eine innerhalb des Individuums stattfindende Kommunikation, ein internalisierter Dialog des Individuums mit in der Phantasie vorgestellten Personen, besonders mit dem „generalisierten Anderen“, wobei der Vorgang des „role taking“ ebenso vollzogen wird wie in der realen Kommunikation.

¹⁶ Die zentrale Bedeutung des Kontakt- und Kommunikationsbedürfnisses des kleinen Kindes für seine fortlaufende Entwicklung wird vor allem von SPITZ (1967) und von HASSENSTEIN (1973) hervorgehoben.

ner, meist der Eltern, und sucht ihnen zu entsprechen, d.h. es identifiziert sich mit den Eltern und ihren Vorstellungen. Soweit die Eltern zugleich normativen und rollenspezifischen Erwartungen in der weiteren gesellschaftlichen Umwelt entsprechen, orientiert das Kind seine Handlungen an solchen elterlichen Erwartungen und verinnerlicht dadurch gesellschaftliche Normen und Rollen. Im Bereich des Rollenlernens lässt sich vor allem die Aneignung geschlechts- und altersspezifischer Rollenerwartungen hervorheben (vgl. HABERMAS 1968, S. 17), der psychoanalytischen Theorie nach vor allem begründet durch die dynamischen Vorgänge in der Ödipusphase, wo das Kind im Alter von 3 – 5 Jahren nach einer Phase erotischer Zuneigung zum andersgeschlechtlichen Elternteil aufgrund des Erlebens des Inzesttabus die elterliche Autorität besonders des gleichgeschlechtlichen Elternteils introjiziert. Von psychoanalytischen Vorstellungen ausgehend, lässt sich die frühe Kindheit auch als Phase kennzeichnen, in der das Kind im Rahmen der Familie bzw. der Primärgruppe alle möglichen affektiven und emotionalen Erfahrungen in Bezug auf mitmenschliche Beziehungen wie Liebe, Hass, Eifersucht, Rivalität, Angst, Aggressivität u.ä. durchlebt. Die bewusste oder unbewusste Reaktivierung der spezifischen Art dieser frühen Erfahrungen und ihrer spezifischen Verarbeitung spielt nach psychoanalytischer Ansicht eine zentrale Rolle bei der Gestaltung späterer sozialer Beziehungen.

Normalerweise entwickelt das Kleinkind ein starkes Interesse für alles, was in seiner Umwelt vor sich geht; es möchte die materielle und soziale Umwelt in ihren Gesetzmäßigkeiten durch „Erkunden, Wissbegier, Spielen, Nachahmen“ (vgl. HASSENSTEIN 1973, S. 51ff.) kennen lernen. Das Interesse des Kindes am erforschenden und aktiv handelnden Umgang mit der Umwelt ist der Motor für Lernfortschritte im Bereich sachbezogener Umweltkontakte bzw. Entwicklungsfortschritte im Bereich des Denkens (vgl. RAUH 1974). Nach Piaget entwickeln sich im Kinde rationale Einsichten in Gesetzmäßigkeiten dadurch, dass es Umwelterfahrungen durch die Vorgänge „Assimilation“ und „Akkommodation“ ständig in „Schemata“ zu strukturieren versucht (vgl. RAUH 1974, S. 233f.). Dabei verschafft das Ausprobieren neuer Handlungen und Fertigkeiten dem Kind eine hohe Befriedigung (vgl. ibd., S.239). So gewinnt das Kind mit der Zeit auch die Fähigkeit, nach eigenen Ideen, sozusagen kreativ, selbst etwas zu gestalten und zu schaffen. Wieweit sich das Interesse des Kindes an der Umwelt und an verschiedenen und neuen Handlungsmöglichkeiten entfalten kann, hängt weitgehend vom Ausmaß geeigneter, phasenspezifisch erfassbarer Anregungen von Seiten der Umwelt ab.¹⁷

1.2.3 Die Bedeutung einer stabilen Primärgruppe in der primären Sozialisation

„Ob die sozial erwünschten Verhaltenspositionen und Persönlichkeitseigenschaften wie Lernfähigkeit, Leistungsorientierung, Initiative, Autonomie und Liebesfähigkeit im Kind entwickelt werden können, hängt vordringlich von der Stabilität und Konsistenz der frühkindlichen Umwelt ab, ... (davon), dass die Beziehungen zum Kind hinreichend intensiv und begleitet sein müssen von positiver affektiver Zuwendung, die hinsichtlich des Verhaltens des Kindes unbedingt ist.“ (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit 1973, S.13).

Für die Entwicklung positiver Möglichkeiten im Bereich kommunikativen und produktiven Handelns ist es also notwendig, dass das Kleinkind intensive, emotional befriedigende mitmenschliche Beziehungen in einer stabilen Primärgruppe erlebt. Befriedigende Beziehungen drücken sich für das Kleinkind darin aus, dass es in ihnen einen intensiven Austausch positiver emotionaler Gefühle mit Erwachsenen und emotionale Zuwendung von ihnen erfährt und dass sich die Beziehungen außerdem als belastbar, tragfähig, stabil, in sich konsistent und äußerlich konstant erweisen. Das Erlebnis befriedigender Beziehungen lässt sich auch als Erfahrung intensiver, körpernaher, „herrschaftsfreier“ (vgl. Anm.8)¹⁸ Kommunikation umschreiben, die auf gegenseitigem Verstehen der Kommunikationspartner und symbolischer Verständigung beruht, wobei der Ort solcher Kommunikationserfahrungen eine Primärgruppe ist, für das Kleinkind in der Regel die, in die es hineingeboren wird. Solche positiven sozialen, kommunikativen Erfahrungen erscheinen deshalb als grundlegende Voraussetzungen für die Entwicklung wesentlicher Fähigkeiten kommunikativen Handelns wie die Fähigkeit zum „role taking“ u.a., da die ganze Persönlichkeitsentwicklung und „Selbst“-werdung des Menschen sozial ver-

¹⁷ Zur Bedeutung von Umwelthanregungen für die Entwicklung des Kleinkindes vgl. auch Abschnitt 2.1.5.1.

¹⁸ Eine „herrschaftsfreie“ Kommunikation zwischen Eltern und Kindern wird im Sinne von Richter (1963) dann behindert, wenn „die Eltern, motiviert durch einen eigenen Konflikt, dem Kinde entweder die Rolle eines Ersatzes für einen anderen Partner oder die Rolle eines Substituts für einen Aspekt ihre eigenen Selbst zuzuweisen bestrebt sind.“ (S.87)

mittelt und von sozialen Einflüssen abhängig ist.

Um in der primären Sozialisation eine eigene grundlegende Sicherheit in Bezug auf das Verhältnis zur gesamten Umwelt entwickeln zu können, womit sich ja die Funktion der primären Sozialisation global umschreiben lässt, – psychoanalytisch gesprochen: um Ichstärke bzw. ein reifes Ich zu erlangen – ist die Erfahrung von Sicherheit durch stabile Beziehungen im Sinne innerer Konsistenz und äußerer Konstanz notwendig. Stabile Kommunikationsformen können sich beim Kleinkind nur dort entwickeln, wo es Kommunikationsbeziehungen mit der Umwelt erleben kann, die sich durch Zuverlässigkeit und Vorhersagbarkeit auszeichnen. Das Gefühl emotionaler Sicherheit durch stabile Beziehungen ist auch eine notwendige Basis dafür, dass beim Kleinkind Interesse für neue Erfahrungen und Kontakte mit der Umwelt wirksam werden (vgl. HASSENSTEIN 1973, S. 56).

Gegenüber der Hervorhebung, dass es für einen guten Verlauf der primären Sozialisation zentral auf eine stabile Primärgruppe bzw. auf stabile Beziehungen in der Primärgruppe ankomme, werden für die frühkindliche Sozialisation allgemein zwei Alternativen diskutiert: Einmal wird mehr die Bedeutung auf einer stabilen Mutter-Kind-Beziehung oder die Beziehung des Kleinkindes zu einer Dauerpflegeperson in den Vordergrund gerückt. Andererseits gilt die heutige Kernfamilie von ihrer Struktur her als geeignetes soziales Feld, wo das Kleinkind positive, stabile Beziehungen erleben kann.¹⁹

Die Betonung der frühen Mutter-Kind-Beziehung ist vor allem auf die entwicklungspsychologischen Erörterungen von Rene Spitz zurückzuführen: Er stellte die Interaktion zwischen Mutter und Kind als zentrales Element der Entwicklung im ersten Lebensjahr dar (vgl. SPITZ 1967). Seinen Erörterungen nach entwickelt das Kind im Alter von 6 – 8 Monaten eine vorrangige Beziehung zu einer bestimmten individuellen Person und zeigt dann Angstreaktionen beim Auftauchen fremder Personen. Einerseits ist die Beziehung des Kindes zur eigenen Mutter von biologischen Gegebenheiten her darauf angelegt, im ersten Lebensjahr intensiver zu sein als andere Beziehungen: Der Stillvorgang ermöglicht für Mutter und Kind einen körperlichen Kontakt, der von beiden Personen meist intensiv und positiv erlebt wird und stabilisierend auf die Beziehung wirkt; bei der Mutter zeigt sich weiterhin eine besondere, wohl durch die Schwangerschaft physiologisch, bedingte Sensibilität für das Kind (vgl. ECKENBERGER 1971, S.47); auch wird die affektive Beziehung der Mutter zu ihrem Kind in der Regel sicherlich durch das Gefühl verstärkt, das Kind selbst im Körper getragen zu haben. Andererseits muss aber die primäre Bezugsperson, zu der das Kind in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres eine Beziehung entwickelt, nicht unbedingt die eigene Mutter sein; „es kommt nicht auf die Zuwendung durch die eigene Mutter, sondern auf die einer mütterlichen Person an. Im Prinzip könnte jeder Erwachsene, der körperlich, intellektuell und gefühlsmäßig dazu in der Lage und bereit ist, die soziale Funktion einer Mutter ersetzen“ (HELLBRÜGGE 1966, S. 393).

Ausgehend von BOWLBY (1952) (vgl. 2.1.3.7), blieb jedoch die Erörterung auf die soziale Beziehung zur Mutter oder einer Pflegeperson reduziert; es wurde beim Kind eine Tendenz zur „monotropen“ Bindung, d.h. eine „angeborene Bedeutung ..., sich primär einer einzigen spezifischen Person anzuschließen“ (v. HARNACK 1965, S. 1221), angenommen. Dieser Tendenz widersprechen jedoch die Beobachtungen SCHAFFERS, wonach im ersten Lebensjahr meist mehrere Personen Objekte kindlicher Zuneigung sind, wobei die affektive Bindung zur Mutter noch nicht einmal die intensivste zu sein braucht. Die konzeptmäßige Reduzierung der sozialen Beziehungen des Kleinkindes kann „als Ergebnis der gesellschaftlichen Situation unseres Kulturkreises angesehen werden, die in der Regel nur eine Pflegeperson in der Familie kennt“ (NICKEL 1972, S. 1279). In der Frage der Auswirkung des „multiple mothering“, d.h. der Aufteilung der sozialen mütterlichen Funktionen unter mehrere Personen, können Untersuchungen zur Kleinkindererziehung in anderen Kulturkreisen und im israelischen Kibbuz Aufschlüsse geben. Nachteilige Effekte auf das soziale Verhalten und die allgemeine Persönlichkeitsentwicklung konnten nicht festgestellt werden; es lässt sich eher vermuten, „dass ganz allgemein der Umgang mit mehreren freundlich zugewandten Menschen in der ersten Lebenszeit dem Kind letztlich bessere Entwicklungsmöglichkeiten und vor allem soziale Fähigkeiten verschafft, als der ausschließliche Bezug auf die eine Mutter Figur“ (PECHSTEIN 1974b, S. 54; vgl. auch NICKEL 1972,

¹⁹ Nach Neidhart kann „das frühkindliche Bedürfnis nach einer Dauerpflegeperson, die sich dem Kind hinreichend, verlässlich und freundlich zuwendet, und nach einem Milieu, das über Jahre hin stabil und im übrigen ausreichend konsistent und ‚verständlich‘ ist, ... durch keine andere Sozialformation mit solch ähnlich hoher Erfolgswahrscheinlichkeit befriedigt werden wie durch die Familie“ (zit. nach: Weinert 1974, S.362).

S.280; YARROW 1961). Das Entscheidende für eine günstige soziale Entwicklung des Kindes sind emotional warme und akzeptierend zugewandte Interaktionen und Kommunikationen der Mitglieder in der Primärgruppe mit dem Kind.

Das Erleben intensiver, emotional befriedigender mitmenschlicher Beziehungen im Rahmen einer stabilen Primärgruppe erscheint meistens vor allem in der Kernfamilie möglich: Sie bildet eine Gruppe, „in der die persönlichen Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern umfassend, intensiv, individuell und emotional sein können“, einen „Ort wechselseitiger Sympathiebeziehungen und Rahmen gegenseitiger Akzeptierung, Kooperation und Hilfsbereitschaft“ und „eine recht stabile Einheit“ (alle Zitate: WEINERT 1974, S. 362). Strukturelle Momente sprechen für die Kernfamilie als geeignete Primärgruppe: Von der Größe her besteht in der Kernfamilie die Möglichkeit zu intensiverer Kommunikation; ihre Konstellation – Mutter, Vater, Geschwister – ermöglichen dem Kleinkind Kommunikation mit alters- und geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Partnern; in der Regel weist sie auch äußere Konstanz auf.

Die Eignung der Kernfamilie als gute Primärgruppe ist jedoch nicht nur unter mikrosozialen Aspekten zu betrachten, sondern auch unter makrosozialen Aspekten, da sie in ihren Kommunikationsstrukturen stark von gesellschaftlichen Einflüssen, Erwartungen und Strukturen geprägt wird. Die Abhängigkeit der Kernfamilie von äußeren gesellschaftlichen Einflüssen ist heutzutage eher noch stärker als in früheren, mehr durch feudalistisch-agrarische Gesellschaftsstrukturen geprägten Zeitepochen; denn einmal hat sie den Status einer eigenständigen gesellschaftlichen Produktionseinheit, die über ihre Funktion des Gebärens und Erziehens von Kindern hinausgeht, verloren, und außerdem hat sich die Zahl ihrer Mitglieder im Vergleich zur Großfamilie verringert, was ihre Beeinflussbarkeit von außen sicher gesteigert hat (vgl. GOTTSCHALCH u.a. 1971, S. 26ff.). Ihre Aufgabe im Rahmen der gesellschaftlichen Produktion erleben die Familienmitglieder weitgehend außerhalb des familiären Rahmens; die gesellschaftliche Funktion der Familie erscheint nahezu auf die der Reproduktion, d.h. der Erholung und Wiederherstellung von „Arbeitskraft“, beschränkt. Als Resultat aus der für den Einzelnen oft unbefriedigenden Stellung im Rahmen der gesellschaftlichen Produktion und Organisation wird die Familie dann oft zum bloßen Zufluchtsort und zur „Privatsphäre, wo die persönlichen Verhältnisse Schutz, Geborgenheit und Glück bieten sollen“ (GOTTSCHALCH u.a. 1971, S. 29). Diese „Tendenz des völligen Sich-Zurückziehens in die Intimität der eigenen Familie“ (WEINERT 1974, S.364) lässt bei den einzelnen Familienmitgliedern leicht die Illusion aufkommen, sie seien innerhalb der Familie von gesellschaftlichen Einflüssen, besonders von frustrierenden, verschont. Begünstigt wird dadurch eine „Familienideologie, in der die Familie zu einer sozialen Idylle verklärt wird“ (WEINERT 1974, S. 364). Eine weitere Analyse der Einflüsse gesellschaftlicher Produktions- und Organisationsverhältnisse auf Kommunikationsstrukturen in der Familie findet sich u.a. bei GOTTSCHALCH u.a (1971) und bei HURRELMANN (1973).

Mängel in der Stabilität der Primärgruppe können einmal in einer mangelnden inneren Konsistenz der Kommunikationen in der Primärgruppe bestehen, in der Familie eventuell begründet durch konträre Erziehungseinstellungen der Eltern oder durch ein ambivalentes „Selbst“-Verständnis eines Elternteils; beim Kinde wird dadurch der Prozess der Identifikation, der Übernahme einer stabilen Rolle bzw. des Aufbaus eines stabilen „Selbst“-Verständnisses erschwert.

Negativer betroffen wird die Sozialisation des Kleinkindes in der Regel durch fehlende Erfahrungen einer äußerlich konstanten Primärgruppe. Die Konstanz einer Familie kann dadurch beeinträchtigt sein, dass die Beziehung zu einem Elternteil von Seiten der Restfamilie aufgrund von Tod, Scheidung oder Trennung verloren geht. Schwerer wiegen für das Kleinkind Erfahrungen, in denen es eine längere, mindestens 6 Monate dauernde Trennung von seiner ersten Primärgruppe erlebt, zu der es schon eine Beziehung – im Alter von 6 - 8 Monaten – aufgebaut hat. Die Auswirkungen solcher Trennungserfahrungen, die beim Kleinkind die grundlegende Erfahrung eines Bruchs in seinen Beziehungen zur mitmenschlichen „signifikanten“ Umwelt hinterlassen, werden in folgenden Kapiteln erörtert.

1.2.4 Sozialisationsbedingungen in der frühkindlichen Heimerziehung²⁰

Heimerziehung verhindert beim Kleinkind vor allem das Erleben befriedigender stabiler mitmenschlicher Beziehungen. Die Erfahrung allgemeiner sozialer Kontakte und Interaktionen ist quantitativ und qualitativ sehr reduziert. Säuglinge erleben in vielen Heimen maximal 70 Minuten täglich einen individuellen Kontakt mit einer Pflegeperson, wobei der Kontakt fast nur reine Pflegehandlungen beinhalten (vgl. MEIERHOFER/KELLER 1970; GÖDEN/WIPPERMANN, nach: PECHSTEIN 1974b, S. 51ff.). Mehreren Untersuchungen nach beträgt die Anzahl sozialer Kontakte bei Kleinkindern im Heim nur ein Fünftel der Menge der Kontakterfahrungen bei Familienkindern (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 55). In den wenigen sozialen Kontakten erlebt der Säugling kaum affektiv getönte Zuwendung; vielmehr sind die Kontakte zwischen Pflegepersonen und Kindern den Prinzipien eines rationellen Ablaufs der Pflege unterworfen, straffe Organisation in der Pflege ist bestimmend. Pflegebehandlungen sind arbeitsteilig organisiert, so dass die Kinder an einem Tage von einer Pflegeperson zu anderen weitergereicht werden (vgl. MEIERHOFER/KELLER 1970). Die Art der Pflegehandlungen verweist auf den „Widerspruch der Heimerziehung: dass die Kinderpflege, deren zweckrationale Struktur die Homogenität von Bedürfnissen voraussetzt, zugleich die Aufgaben der affektiven Beziehung erfüllen soll, die nun individuiert möglich ist.“ (ECKENSBERGER 1971, S. 88).

Könnten bei den dürftigen Interaktionserfahrungen auch Beziehungen zwischen Kleinkindern und Pflegepersonen entstehen, so werden sie durch häufige Wechselerfahrungen, die Kleinkinder in Bezug auf ihre Betreuer erleben, meist vollends verunmöglicht. Die mangelnde Stabilität und Konstanz mitmenschlicher Kontaktbeziehungen ist wohl das wesentlichste Merkmal der Heimerziehung im negativen Sinn. Kleinkinder werden von einer Gruppe zur anderen verlegt, nach MEIERHOFER/KELLER (1970) 2-4mal im ersten Lebensjahr. Sie erleben häufige Wechsel von Heim zu Heim, in der Regel zumindest am Ende des zweiten Lebensjahres (vgl. ECKENSBERGER 1971); „der häufige Heimwechsel (ist) offenbar das allerwichtigste Charakteristikum im Leben unserer Heimkinder“ (DÜHRSEN 1964, S. 43). Außerdem wechseln relativ häufig die einzelnen Pflegepersonen (vgl. ECKENSBERGER 1971; GÖDEN-WIPPERMANN). Der Wechsel der Pflegepersonen ist letztlich eine strukturelle Gegebenheit der Heimerziehung aufgrund eines beruflichen Vertragsverhältnisses, das von der Pflegeperson grundsätzlich jederzeit gelöst werden kann; „der Widerspruch (der Heimerziehung) besteht darin, dass das Arbeitsverhältnis, dessen Prinzip die Vertragsfreiheit ist, die Funktion einer primären Objektbeziehung erfüllen soll, deren Bestimmungsgrund die Bindung (Konstanz) ist“ (ECKENSBERGER 1971, S. 83). Dieses Dilemma der Heimerziehung lässt sich auch in den „guten“, nach dem Familienprinzip organisierten Heimen nicht beheben (vgl. ECKENSBERGER 1971).

Ein weiteres Defizit der Sozialisationsbedingungen in vielen Heimen liegt am geringen Anregungsgehalt der Umwelt für die Kleinkinder, vor allem auch aufgrund der erwähnten geringen Quantität und Qualität der sozialen Interaktionserfahrungen. Dazu sind den Kindern oft eigene Möglichkeiten, die Umwelt zu erkunden, beschränkt: ihre visuelle Umwelt wird zum Teil durch Auskleidung der Bettchen (vgl. MEIERHOFER/KELLER 1970) oder durch nüchterne Zimmereinrichtungen (GÖDEN-WIPPERMANN) eingeengt; der Bewegungsspielraum ist oft begrenzt, zum Teil werden die Kinder noch festgebunden (vgl. ROTH 1973); geeignetes Spielzeug fehlt häufig (GÖDEN-WIPPERMANN).

²⁰ Die Sozialisationsbedingungen, wie sie im größten Teil der Heime für Säuglinge und Kleinkinder anzutreffen sind, seien hier skizziert, und zwar nach den Angaben von MEIERHOFER/KELLER (1970), ECKENSBERGER (1971), ROTH (1973) und GÖDEN-WIPPERMANN (in: PECHSTEIN 1974b, S.51ff.). Zu Unterschieden der Lebensbedingungen im Heim und ihren Auswirkungen vgl. Abschnitt 2.1.5.3

2. Überblick zu Theorien und Forschungsergebnisse zu Auswirkungen von frühkindlichen Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen

Kinder, die in ihren ersten 5 Jahren längere Zeit in Heimen aufgewachsen sind und/oder Wechsel von einer Primärgruppe zur anderen erlebt haben, haben die Erfahrungen einer konstanten Primärgruppe entbehrt. Welche Bedeutung eine konstante Primärgruppe für einen günstigen Verlauf der primären Sozialisation und so auch für die gesamte Sozialisation hat, ist oben (vgl. 1.2.3) aufgezeigt.

Zunächst sei ein historisch orientierter Überblick darüber gegeben, wie das Aufwachsen in der frühen Kindheit ohne konstante Primärgruppe als Problem für das körperliche und seelische Wohlbefinden in der medizinischen und sozialwissenschaftlichen Sicht behandelt wurde und wird. Dieser Überblick bezieht sich vor allem auf wissenschaftliche Erörterungen über die Auswirkungen institutioneller Pflege und Erziehung in den ersten Lebensjahren; historisch bedeutsame Erörterungen und allgemeine Forschungstendenzen seien erwähnt. Nach einer Besprechung methodologischer Ansätze und Probleme in der diesbezüglichen Sozialisationsforschung sei eine Zusammenfassung über empirische Forschungsergebnisse gegeben, die Aussagen über langfristige Auswirkungen – d. h. hier über Auswirkungen, die sich ab dem Alter von 6 Jahren zeigen – von primären Sozialisationsverläufen machen, in denen das Kleinkind eine konstante Primärgruppe entbehrt, genauer: wo es für mehr als 6 Monate in einer Institution oder außerhalb seiner ersten Primärgruppe lebt.

2.1 Historischer Überblick

2.1.1 Vorwissenschaftliche Problemgeschichte²¹

Im isolierten Aufwachsen in der frühen Kindheit ohne eigentliche Beziehungen in einer menschlichen Primärgruppe zeigt sich ein psychologischer Sachverhalt, dessen Problematik in der Geschichte sehr lang bekannt ist: Eine Chronik aus dem 15. Jahrhundert berichtet von einem Experiment des Kaisers Friedrich II., der die Ursprache des Menschen ausfindig machen wollte. Er ließ verwaiste Neugeborene von Pflegerinnen aufziehen und ordnete an, die Pflegerinnen *"sollten den Kindern Milch geben, dass sie an den Brüsten säugen möchten, sie baden und waschen, aber in keiner Weise mit ihnen schön tun und zu ihnen sprechen"* (DOREN, zit. nach: SCHMALOHR 1968, S. 14). Der Ausgang des Experimentes war, dass die Kinder starben, *"denn sie vermochten nicht zu leben, ohne das Händepatschen und das fröhliche Gesichterschneiden und die Koseworte ihrer Ammen"* (ibid., S. 14).

Weiterhin wird in der vorwissenschaftlichen Geschichte von "Isolationstypen" und "Wolfskindern" berichtet; das sind Kinder, die Jahre lang seit ihrer frühen Kindheit in der Wildnis bzw. unter Tieren ohne menschliche Gemeinschaft lebten, bevor sie von Menschen entdeckt wurden. Am glaubwürdigsten überliefert sind die Berichte des französischen Arztes und Taubstummenlehrers Itard um 1800 über das "Wildkind von Aveyron", einen 12-jährigen Jungen. Er wurde "in einem Wald ... von Jägern aufgegriffen, als er auf allen Vieren völlig nackt nach Eicheln und Wurzeln als Nahrung suchte. Er hatte offensichtlich viele Jahre isoliert von der menschlichen Gemeinschaft zugebracht, gab keinen Laut von sich und war gänzlich verwahrlost. Er benahm sich wie ein wildes Tier, biss und kratzte jeden, der sich ihm näherte, war dann wieder ganz gleichgültig mit ausdruckslosen Augen oder schaukelte wie gewisse Tiere im Käfig hin und her" (SCHMALOHR 1968, S. 15). Von psychiatrischer Seite her wurde der Junge als "unheilbar bildungsunfähiger Idiot" (ibid., S. 15) betrachtet. Itard war als Taubstummenlehrer anderer Auffassung und "machte für die Geistesschwäche eine 'absolute Einsamkeit während ungefähr 7 von 12 Jahren' im Leben des Wildkinds verantwortlich" (ibid., S. 15). Fünf Jahre lang versuchten Itard und eine Pflegerin den Jungen zu 'sozialisieren' und ihn an die menschliche Zivilisation zu gewöhnen, jedoch nur mit geringem Erfolg: Der Junge "erlernte ... die Sprache nicht, obwohl eine einfache Verständigung mit der Umgebung möglich wurde, und konnte nur mühsam an das Haus und die menschliche Zivilisation angepasst werden" (ibid., S. 16). Dieser Bericht ist wohl einer der frühesten über extensive Sozialisierungsbemühungen, durch die schwerwiegende Mängel in Bezug auf Sozialisationserfahrungen ausgeglichen werden sollten.

²¹ Einen Überblick gibt SCHMALHOHR (1968).

Die Geschichte von dem in Deutschland am bekanntesten Isolierungstyp Kaspar Hauser erscheint als sehr fragwürdig und durch "phantastische romantische Mythenbildung" gekennzeichnet (vgl. SCHMALOHR 1968, S. 17); er war "ein rätselhafter Findling, der als etwa 16 jähriger 1828 in Nürnberg unter mysteriösen Umständen auftauchte, ein Jahr später verletzt aufgefunden wurde und 1833 an einem Messerstich starb, ohne dass in beiden Fällen geklärt werden konnte, von wem die Verletzungen stammten" (ibid., S. 17).

2.1.2 Die "empirische" oder "pädiatrische Periode"

Im Rahmen der Deprivationsforschung – damit ist die Erforschung von Auswirkungen institutioneller Deprivation in der frühen Kindheit gemeint – lässt sich historisch als erste Periode die "empirische Periode" oder "pädiatrische Periode" (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 34) von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis etwa 1930 betrachten, als "alle wesentlichen Beobachtungen über Phänomene, Folgen und Ursachen des vielgestaltigen Bildes des ‚Hospitalismus‘ von Kinderärzten gesammelt" (PECHSTEIN 1974b, S. 34) wurden.²²

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde man auf die Problematik der Säuglingspflege in den Findelhäusern aufmerksam, wo ausgesetzte und gefundene Kinder im Säuglingsalter aufgenommen und aufgezogen wurden. Die Tatsache, dass sehr viele Säuglinge starben, in manchen Häusern bis zu 94% (vgl. SCHMALOHR 1968, S.18), beunruhigte die Mediziner. Der französische Arzt Villerme schlug sogar vor, an den Findelhäusern Schilder anbringen zu lassen mit der Aufschrift: "Hier werden Kinder auf Staatskosten vom Leben zum Tode befördert." (vgl. PECHSTEIN 1974, S.35). Die Ursache für die Säuglingssterblichkeit wurde aus medizinischer Sicht bald hauptsächlich in den unzulänglichen hygienischen Bedingungen und den damit zusammenhängenden Infektionskrankheiten gesehen. In diesem Zusammenhang wurde auch der Begriff "Hospitalismus" geprägt; er diente zur Bezeichnung von "schweren Schädigungen, welche Säugling in der Massenpflege erfuhren". (HELLBRÜGGE 1966, S. 387), wobei die Schädigungen in den Folgen von Infektionsausbreitungen gesehen wurden, Folgen mit oft tödlichem Ausgang.

Auf medizinischer Seite ließ sich durch hygienische Verbesserungen die Säuglingssterblichkeit stark verringern. Dabei spielte das von SCHLOSSMANN geleitete Dresdener Säuglingsheim eine besondere Rolle, bei dem erstmalig der Begriff "Säuglingsheim" andere Ausdrücke wie Findelhaus oder Säuglingsanstalt u. ä. ablöste, und zwar als "eine bewusst gewählte Tarnbezeichnung" (PECHSTEIN 1974b, S. 36), wobei sich Schlossmann (1923) über die "wenig richtige Bezeichnung „Säuglingsheim“ (SCHLOSSMANN, zitiert nach: HELLBRÜGGE 1966, S. 387) entschuldigen wollte; eigentlich war es nach Schlossmanns Worten "eine Anstalt, die ihrer ganzen Bestimmung nach kein Säuglingsheim im eigentlichen Sinne des Wortes war" (ibid., S. 387). Durch die hohen Erfolge des Dresdener Säuglingsheims in der Bekämpfung der Anstaltssterblichkeit junger Kinder durch konsequente hygienische Maßnahmen, Einstellung von Ammen usw. wurde in der Öffentlichkeit allmählich eine positive Einstellung - "von unserem heutigen Standpunkt aus eher zu positive Einstellung" (HELLBRÜGGE 1966, S.387) - zu dieser Institution der Massenpflege gefördert. Zugleich wurde so der "Weg für die spätere starke Ausbreitung von Anstalten zur Bewahrung verlassener und sozial gefährdeter Säuglinge und Kleinkinder" (PECHSTEIN 1974b, S. 36) vorbereitet. Nach dem Rückgang der Säuglingssterblichkeit kamen zu Beginn des 20. Jahrhunderts andere Seiten der Schädigung von Säuglingen durch die Massenpflege ins Blickfeld. Bei den Kindern, die nun nicht mehr starben, fiel ein "chronischer Pflegeschaden mit schwerem körperlichen Verfall" (HELLBRÜGGE 1966, S. 388) auf. Fortan bezog sich der Begriff "Hospitalismus" mehr auf diesen chronischen Pflegeschaden (vgl. ibid., S. 388).

Von PFAUNDLER war der erste Pädiater, der in größerem Ausmaß auf die psychosozialen Entbehnungen, die Säuglinge in der institutionellen Pflege erfuhren, als Ursache für diesen Pflegeschaden hinwies. Er beschreibt schon 1915 einen dreiphasigen Prozess – nahezu in gleicher Art wie später Spitz und Bowlby –, der sich durch die Phasen "Unruhe", "Resignation" und "Verfall" auszeichnet (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 37). In der ersten Phase reagieren demnach die Säuglinge ihrem Krankheitsbild entsprechend; wenn fremde Menschen an ihr Bett treten, werden sie ängstlich und unwillig. In der zweiten Phase erholen sich die Kinder nach Beendigung der organischen Krankheit nicht, sondern

²² Einen ausführlichen Überblick über diese Periode gibt PECHSTEIN (1972 und 1974b). Außerdem sei auch auf HELLBRÜGGE (1966) und SCHMALOHR (1968) verwiesen.

werden im resignativen Sinne ruhiger, reagieren weniger auf äußere Einflüsse, sind öfters wach als schlafend. Die Augen wenden sich wohl noch Beschauern zu, jedoch "mit einem indifferenten, resignierenden, wie in Elend und Trauer erstarrten Blick. Rumpf und Glieder liegen ziemlich regungslos auf der Unterlage" (M. v. PFAUNDIAER, Physiologie des Neugeborenen, in: Handbuch der Geburtshilfe, Bd. 1, hrsg. von A. Döderlein, Wiesbaden 1915, zitiert nach: PECHSTEIN 1974b, S. 37). Die dritte Phase zeichnet sich durch einen körperlichen Verfall aus, "der sich in außergewöhnlicher und stabiler Blässe, Schlawheit und Welkheit der Haut und des Unterhautfettes, in Elastizitätsverlust bei scheinbar oft vermehrtem Muskeltonus ausdrückt" (ibid., S. 37). "Von diesem Stadium an macht sich die schwerste Form des Hospitalismus bemerkbar, nämlich die völlige Widerstandslosigkeit gegen infektiöse Schäden." (ibid., S. 37) Auf einem Vortrag von 1909 führt v. PFAUNDLER zu den Ursachen dieses Verfalls aus: "Wo die Mutter oder eine nächste Anverwandte oder sonst eine für das Kind empfindende Person sich der Pflege ganz hingibt, wird der schwerere Schaden solcher Art meist nicht eintreten. Wohl aber sieht man ihn bei Kostkindern und insbesondere in Anstalten für gesunde und kranke Säuglinge, die unzureichendes Pflegepersonal haben." (zitiert nach: PECHSTEIN 1974b, S. 47). Die mangelnde "individualisierende Pflege" (Ausdruck v. Pfaunders, vgl. ibid., S. 47) betrachtet v. PFAUNDLER auch als Ursache der mit "Hospitalismus" bezeichneten Schädigungen: „*Man glaubte vormals, es wäre die Anhäufung der Säuglinge, die als solche diese Schäden verursacht; auch die Bakterien wurden natürlich verantwortlich gemacht. Wo aber gleich viele Säuglinge zusammengedrängt und ohne jeden besonderen Aufwand an so genannter medizinischer Asepsis, also unter sonst ungünstigen äußeren Verhältnissen von ihren Müttern und damit individualisierend gepflegt werden – wie in gewissen Findelanstalten Österreichs und Frankreichs – da spielt der Hospitalismus keine annähernd ebensolche Rolle.*" (ibid., S. 48) Hier sei auch auf eine durch v. Pfaundler wiedergegebene Äußerung CZERNYS hingewiesen, "dass den Bakterien mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird als den Kindern" (ibid., S. 51).

1915 stellt v. PFAUNDLER schon ausführlicher die Bedingungen des Hospitalismus dar, "in Ausführungen, die auch den heutigen Leser noch zu faszinieren vermögen und deren rechtzeitige Beachtung und Übertragung in jugendfürsorgerische und sozialhygienische Maßnahmen in der Vergangenheit zweifellos Zehntausende von jungen Kindern vor den Folgen der Anstaltsdeprivation hätte bewahren können" (PECHSTEIN 1974b, S. 49). Die wesentliche Bedingung sieht er in der Entbehrung spezifischer mütterlicher Pflege: "*Man darf jedenfalls annehmen, dass die natürlichen Empfindungen der Mutter zum Kind nicht bloß zu sorgsamer Erfüllung gewisser erteilter Pflegevorschriften, sondern auch zu bestimmten Formen des Verkehrs und damit zu wechselseitigen Anregungen führen. Nicht bei der Mutter allein, sondern auch beim Kinde wird eine Fülle von Reizen und damit von Empfindungen, weiterhin von Reaktionen vermittelt. ... Eine Frau, die den umfassenden Ehrentitel 'Mutter' mit Recht führt, weiß sich mit ihrem Kinde schon in den ersten Lebenswochen in einen Konnex zu setzen, dessen Bedeutung für die geistige und körperliche Wohlfahrt ohne Bedenken hoch eingeschätzt werden darf und dessen Ausfall nach Ansicht des Verfassers für den Hospitalismus von größter Bedeutung ist. ... Die Einwirkung anderer Reize, die andere Objekte zum Ziele haben und anderen Interessen entspringen, wie der oft ziemlich unruhige Betrieb von Säuglingskliniken, vermögen jene spezifischen empfindungswarmen Reize nicht zu ersetzen*". (v. PFAUNDLER 1915, zitiert nach: PECHSTEIN 1974b, S. 50)

Diese Darstellung der Mutter-Kind-Beziehung und der komplexen Interaktion zwischen Mutter und Kind, wo "die Mutter wesentlich als Vermittlerin 'spezifischer, empfindungswarmer Reize' in einem System 'wechselseitiger Anregungen' wirkt" (PECHSTEIN 1974b, S. 53), enthält schon die wesentlichen Elemente späterer Darstellungen von R. Spitz. Eine rationelle, routinemäßige und nicht auf "Erfüllung individuellen Verlangens, Vermittlung förderlicher psychischer Reize und Befriedigung des Kindes" (v. PFAUNDLER, in: PECHSTEIN 1974b, S. 51) ausgerichtete Pflege enthält dem Kind eine solche individuelle Betreuung vor. "Die Pflege ist dort mehr eine nach allgemeinen fixen Normen, als nach individuellen Bedürfnissen des Kindes geregelte. Anstaltspflege ist unzweifelhaft vielfach Fabrikarbeit. Die Organisation und Disziplin einer Anstalt fordert bis zu einem gewissen Grade Pflegevorschriften, die im großen und ganzen rationelle sein mögen, die aber der Anpassung an spezielle Bedürfnisse des Einzelfalles wenig Raum geben. Individualitäten bestehen aber schon im ersten Lebensjahr." (v. PFAUNDLER, ibid., S. 50) V. Pfaundler weist, auch schon auf Kinder hin, "die dem Schaden dauernd widerstehen. Das gilt nach Erfahrung des Verfassers in gewissem Maße von gesunden Brustkindern. Diese sind allerdings in Spitälern zumeist Ammenkinder, also die einzigen, die in der Nähe ihrer Mütter leben." (ibid., S. 50)

Auch regte v. Pfaundler die im Weltmaßstab erste große vergleichende Untersuchung zum Problem des Hospitalismus an (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 37). In dieser Untersuchung stellte ERIKSSON 1925 vergleichende Beobachtungen bei 425 Anstalts- und 760 Familienkindern aus einem städtischen Armutsviertel an, wobei die Familienkinder populationsgenetisch eine ähnliche anlagemäßige Zusammensetzung erwarten ließen wie die Anstaltskinder (vgl. PECHSTEIN u.a. 1972, S.64). Die Anstaltskinder wiesen "eine erheblich größere Anfälligkeit und Sterblichkeit an bestimmten Infektionskrankheiten (auf), die Pfaundler (1929) auf die 'resistenzzerstörende' Wirkung des Massenpflegeschadens zurückführte" (PECHSTEIN 1974b, S.39). Weiterhin erschienen diese Kinder in ihrem Längenwachstum deutlich beeinträchtigt. Die Familienkinder "schienen geistig reger und intelligenter und waren wesentlich kontaktfähiger als die Anstaltskinder" (SCHMALOHR 1968, S. 20).

In diesem Zusammenhang sei auch eine zweite frühe Untersuchung von MÜLLER im Jahre 1926 kurz erwähnt, wo auch das erste standardisierte Verfahren für kinderärztliche Untersuchungszwecke Verwendung fand. Demnach erschienen 72,5% der 102 Anstaltskinder unter dem entsprechenden Altersstand entwickelt im Gegensatz zu knapp 4% rückständiger Familienkinder. (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 41) Sie stellt auch schon fest, "dass das Zurückbleiben der Anstaltskinder mit 3 Monaten einsetzt. Man kann gleichsam von einem 'Stehenbleiben' mit 3 Monaten sprechen." (MÜLLER, zitiert nach: PECHSTEIN 1974b, S. 42)

PECHSTEIN würdigt den Beitrag v. Pfaunders zur Hospitalismusforschung folgendermaßen: "In seinen grundlegenden Äußerungen zu diesem Thema ... sprach er praktisch alle wesentlichen Elemente der späteren Deprivationsforschung bei der Suche nach einer Abgrenzung von sozialen, sensorischen oder emotionalen Faktoren der Heimschädigung expressis verbis bereits an." (1974b, S. 47)

Zwischen den beiden damals führenden Pädiatern Schlossmann, dem Gründer des Dresdener Säuglingsheimes (s. o.), und v. Pfaundler entwickelte sich in den Jahren 1925/26 aus den Ergebnissen der ersten großen Untersuchung eine dramatische Kontroverse über die Bedeutung der institutionellen Säuglingspflege. "Pfaundler nahm darin eine zutiefst skeptische Haltung gegenüber der 'widernatürlichen Massenpflege' junger Kinder in den Säuglingsheimen ein. Er geißelte mit scharfen Worten die sich bereits damals abzeichnende Tendenz, Säuglingsheime in immer größerem Umfang als geeignete Unterbringungsstätte für junge Kinder anzusehen: 'Der Mensch aber entzieht dem Kinde vielfach nicht allein die Mutterbrust, sondern auch die persönliche, die individuelle mütterliche Pflege, mit einem Worte, die ganze Mutter und verbringt es in Pflegefabriken, in Säuglings- und Kleinkinderkasernen.'" (PECHSTEIN 1974b, S. 40). Schlossmann verteidigte dagegen die Einrichtungen der Anstaltspflege aufgrund "der neu gewonnenen Fähigkeit der Ärzte, Säuglinge in der Massenpflege des Klinikbetriebes überhaupt am Leben erhalten zu können" (ibd., S. 40). Er meinte 1923: "Die physische Anstaltsversorgung der Säuglinge ist ein gelöstes Problem und die Ergebnisse hängen nicht von unserem Können und Wissen, sondern von unserem Willen ab." (ibd., S. 40) Unter "Hospitalismus" verstand er lediglich ein Mixtum compositum, zusammengesetzt aus Unzulänglichkeiten des Arztes, der Pflege, der Einrichtungen und der Nahrung" (Schlossmann), welche ihm allesamt überwindbar erschienen. (vgl. ibd., S. 40) Diese Kontroverse in den 20er Jahren sei hier als Beispiel dafür hervorgehoben, dass sich die Pädiatrie damals noch offen mit den Auswirkungen der institutionellen Säuglingspflege auseinandersetzte und ihre Probleme noch im Gespräch waren, vorwiegend aufgrund der Verdienste v. Pfaunders.

In der Praxis der institutionellen Säuglingspflege hat sich jedoch der Status quo durchgesetzt, nämlich nur auf die Gesichtspunkte körperlicher Hygiene zur Abwehr von Infektionen. Schon DURFEE und WOLF weisen 1933 darauf hin, dass eine allzu strenge Beachtung der Regeln in der Hygiene dazu tendiert, Pflegebedingungen zu verstärken, die den psychischen Aspekt des Hospitalismus fördern. Der Untersuchung von MEYERHOFER & KELLER (1970) nach ließ die Sorge für körperliche Hygiene kaum affektive Kontakte zwischen Pflegeperson und Säugling zu; "Prinzip war, dass enge Berührungen - und damit auch Zärtlichkeiten - vermieden werden mussten" (S. 203), um jede Infektionsgefahr von anderen Personen möglichst zu verhindern. Die Autoren erwähnten, dass "im Sinne der hygienischen Erfordernisse die Einrichtung der Räume immer noch kahl, nüchtern und spitalmäßig geblieben" ist (S. 203). In die gleiche Richtung weist auch noch die Schilderung eines von PECHSTEIN als relativ gut eingeschätzten Säuglingsheimes in einer Dissertation des Jahres 1970: "Mit den hellen, zum Teil verglasten Wänden und dem nüchternen Inventar machten die Zimmer des Heimes einen hospitalähnlichen Eindruck, da sie nur nach dem Gesichtspunkt der Hygiene und Zweckmäßigkeit eingerichtet waren" (GÖDEN-WIPPERMANN zit. nach: PECHSTEIN 1974b, S.

51). Diese Aussagen weisen daraufhin, dass die Praxis der institutionellen Säuglingspflege seit den 20er Jahren nahezu bis heute von theoretischen Erörterungen und empirischen Ergebnissen über frühkindliche Hospitalismus- und Deprivationsschäden weitgehend nicht betroffen wurde.

Diese stagnierende Entwicklung der institutionellen Säuglingspflege wurde nach PECHSTEIN (1974b) wesentlich durch das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz 1924 beeinflusst, das zu einer Zersplitterung in eine pädagogisch-juristisch-soziale Jugendhilfe und eine ärztliche Jugendhilfe führte, wobei die Zuständigkeit für alle Heime, auch für die Säuglingsheime, den Jugendämtern zugewiesen und die ärztliche Zuständigkeit auf Fragen der Hygiene und Infektionsbekämpfung beschränkt wurde. So kam es zu einem "Rückzug der Pädiatrie aus den Säuglingsheimen", wodurch u. a. die Mahnungen v. Pfaunders mit der Zeit wirkungslos blieben. Durch die Zuständigkeit der Jugendämter für die Säuglingsheime wurde in den folgenden Jahren eine andere folgenschwere Entwicklung eingeleitet: "Mit sinkender Lebensgefährdung der Säuglinge kam es zu einer erheblichen Expansion der Säuglingsheime, die später in den großen Städten geradezu zu einer Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses von Privatpflege und Heimplätzen führte" (S. 127). In einer Untersuchung der Unterbringung alleinstehender Kinder in Heimpflege- und Familienpflegestellen in Frankfurt am Main stellten HARTUNG & GLATTKOWSKI (1965) fest, dass sich in den Jahren 1923 – 1963 das zahlenmäßige Verhältnis der Kinder in Familien- und Heimpflege von 78 % zu 22 % änderte zu einem von 27 % zu 73 %. PECHSTEIN deutet diese Entwicklung so, dass die Einweisung anvertrauter Säuglinge in ein Säuglingsheim in den Jugendbehörden aus administrativen Gründen leider zur üblichen Lösung wurde. (vgl. S. 52) Bis in die jüngste Zeit erschien es sogar den Jugendbehörden rationell, den Neubau großer Massenpflegeeinrichtungen für Säuglinge und Kleinkinder finanziell zu fördern (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 127),

Im Rahmen der deutschen Pädiatrie wurde die Problematik der institutionellen Säuglingspflege erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgegriffen.

2.1.3 Die „Alarmierende Periode“

Als „Alarmierende Periode“ wird von LANGMEIER & MATEJCEK die Erforschung frühkindlicher Deprivation in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts bezeichnet (vgl. PECHSTEIN; 1974b, S. 34). Sie verbindet sich zunächst vor allen mit den Arbeiten der "Wiener Schule" von BÜHELER und HETZER, DURFEE und WOLF. Weiterhin kamen zwischen 1940 und 1950 wesentliche Beiträge zur Deprivationsforschung aus amerikanischem und englischem Raum, die weitgehend psychoanalytisch orientiert waren. Die weitaus bekanntesten Forschungen stellte R. SPITZ an. In London wurden zur Zeit des Krieges BURLINGHAM und A. FREUD mit dem Problem der Evakuierung kleiner Kinder aus den von Bombendrohungen gefährdeten Gebieten konfrontiert; sie erforschten, welche Auswirkungen die Trennung dieser Kinder von ihren Familien hatten. Erwähnenswert sind für diesem Zeitraum seit 1940 auch die Längsschnittstudien von SKEELS u. a., bekannt auch unter dem Namen "Iowa-Studien"; sie befassen sich mit den Auswirkungen verschiedener Bedingungen öffentlicher Fürsorge – Heime mit unterschiedlicher Betreuungsintensität in emotionaler Hinsicht und Pflegefamilien – auf die intellektuelle Entwicklung. Von den Untersuchungen, in denen nach Langzeiteffekten frühkindlicher Entbehrung einer konstanten Primärgruppe gefragt wird, seien besonders die sehr systematischen Studien von GOLDFARB aus den USA hervorgehoben, die im deutschsprachigen Raum leider kaum bekannt wurden. BOWLBY (1946) und BENDER (1947) beschrieben Langzeitauswirkungen frühkindlicher Trennungen von der Familie auf dem Hintergrund psychopathischer Verhaltensweisen und Persönlichkeitsstrukturen. Als Abschluss und Höhepunkt dieser Periode lässt sich BOWLBYs Monographie "Maternal care and mental health" (Erstveröffentlichung: 1951) sehen, die eine Zusammenfassung bis dahin erschienener Untersuchungen zum Problem der ohne konstante Primärgruppe aufgewachsenen Kinder für die Weltgesundheitsorganisation der Vereinten Nationen darstellt.

2.1.3.1 Beiträge der "Wiener Schule"

Der Beitrag von U. HETZER über „die Entwicklung des Kindes in der Anstalt“ im Handbuch von A. BUSEMANN (1932) ist wohl die erste Zusammenfassung über die Auswirkungen eines Heimaufenthaltes in den ersten Lebensjahren aus psychologisch-pädagogischer Sicht. HETZER führt die Unterscheidung zwischen "physischem Hospitalismus" und "psychischem Hospitalismus" in die Diskussion ein (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 42). Diese Unterscheidung folgt wohl einmal aus der Trennung der Zuständigkeiten im Feld der Jugendhilfe in einen psychologisch-pädagogisch-sozialen und

einen ärztlichen Bereich sein, wodurch dem Psychologen die psychologische und dem Mediziner die ärztliche Sorge für die Kinder in der öffentlichen Erziehung übertragen wurde (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 42 und S. 162f.). Andererseits ist diese Unterscheidung auch darauf zurückzuführen, dass in der Praxis fast nur für die Verhütung des physischen Hospitalismus gesorgt wurde, dass nur die Ansätze Schlossmanns weiter verfolgt und die Warnungen v. Pfaunders in den Wind geschlagen wurden. Dies spiegelt sich auch deutlich in dem Aufsatz von HETZER wider: Sie unterstreicht die Verdienste der Pädiatrie um die Bekämpfung des physischen Hospitalismus und hebt die Bedeutung Schlossmanns dabei hervor; sie erwähnt aber nicht die Warnungen v. Pfaunders in Bezug auf die "Massenpfleges Schäden", welche doch ein guter Ansatzpunkt zur Erörterung psychisch begründeter Schäden durch Anstaltserziehung wären.²³ Nach Hetzer ist der psychische Hospitalismus die Klippe, an der die Reformen der Mediziner gescheitert sind. Folgende Lebensbedingungen in der Anstalt sind ihrer Meinung nach für den psychischen Hospitalismus verantwortlich: einmal der mangelnde Anregeungsgehalt in der Anstalt in Form von wenig sozialen Kontaktmöglichkeiten, wenig freie Spielzeit, in der sich das Kind die Umwelt 'erobern' könnte, wenig Umgang mit konkreten Dingen, Monotonie des Anstaltslebens, vor allem aber der Mangel an affektiver Ausprägung zwischenmenschlicher Beziehungen (vgl. auch GINDL/HETZER/STURM 1937). Für den Begriff "psychischer Hospitalismus" findet HETZER auch den treffenden Ausdruck "psychische Anstaltsverwahrlosung", ein Ausdruck, der heute provokativ wirkt, aber auf Schäden durch frühkindliche Heimerziehung treffend hinweist.

Nach der Untersuchung von GINDL & HETZER & STURM (1937) wirkt sich die Anstaltserziehung folgendermaßen auf die Entwicklung der Kinder aus: Im 2. Lebensjahr sind sie in ihrer Entwicklung durchschnittlich 3 Monate gegenüber Kindern zurück, die in relativ "zerrütteten" Familien und in Pflegefamilien aufgewachsen sind. Besonders fällt die sprachliche Rückständigkeit der Anstaltskinder auf. Die Rückstände in den einzelnen Leistungsbereichen sind unterschiedlich. Im Verhalten der Anstaltskinder zeigen sich besonders Passivität und Ängstlichkeit; die Passivität gegenüber der Außenwelt erscheint als Gesamthaltung des Anstaltskindes. „*Es ist passiv, teilnahmslos, ermangelt eigener Initiative, wird durch jede Störung des gewohnten Ablaufs des Lebens aus dem Gleichgewicht geworfen, was sich als Ängstlichkeit und Übererregung zeigt.*“ (GINDL u. a. 1957, S. 335)

Um die Wirkung verschiedener Anstaltsstrukturen auf die Entwicklung von Säuglingen und die Faktoren, die am stärksten die hospitalistischen Entwicklungsrückstände beeinflussen, festzustellen, führten DURFEE & WOLF (1933) eine Untersuchung bei höchstens 10 Monate alten Säuglingen in verschiedenen Anstalten durch. Nach dieser Studie ist die Entwicklung des Anstaltskindes zunächst vom geistigen Anregepotential abhängig, das dem Kind in Form von Spielzeug, Möglichkeiten zu freier Bewegung u.ä. in der Anstalt geboten wird. Der entscheidende Faktor für eine günstige Entwicklung ist nach dieser Studie jedoch, ob die Mutter in die Pflege ihres Kindes mit einbezogen ist oder nicht. Dabei handelt es sich bei den in die Untersuchung einbezogenen Müttern keinesfalls um ideale Mütter: Das Kind war häufig unerwünscht, die Mütter mussten zum Teil erst zur Mitarbeit gedrängt werden. Auch erscheint nach DURFEE & WOLF das Moment des Stillens selbst weniger von Bedeutung; die Länge der Zeit, die die Mutter ihren Kindern widmen, ist entscheidender. Aus ihrer Untersuchung kommen die Autoren "zu der viel optimistischeren Auffassung, dass die Anstalten so konstruiert und verändert werden können, dass auch der psychische Hospitalismus erfolgreich bekämpft werden kann" (S. 307). Die Voraussetzung für eine solche Bekämpfung ist nach den Ergebnissen der Untersuchung jedoch, dass die Mutter in die Anstaltspflege des Kindes mit einbezogen wird.

HETZER widmet einen Großteil ihres Beitrages der Kontroverse in der öffentlichen Fürsorge um die besseren Chancen für eine gute Ersatzerziehung: Können die Mängel der Anstaltserziehung durch eine Verbesserung der Anstaltsbedingungen selbst behoben werden; d. h. kann der psychische Hospitalismus in der Anstalt selbst überwunden werden? Oder ist es besser, sich um Pflegefamilien zu bemühen, um eine Ersatzerziehung im Familienrahmen zu ermöglichen und dem Kind damit hospitalistische Lebensbedingungen weitgehend zu ersparen? Während DURFEE & WOLF mehr zur ersten Richtung tendieren, sieht HETZER in der Anstaltserziehung für Kinder im Vorschulalter keine

²³ Wahrscheinlich führte diese Tatsache, dass in der Erörterung physischer und psychischer Aspekte des Hospitalismus die Beiträge v. Pfaunders zur psychologischen Seite des Hospitalismus von der "Wiener Schule" schon nicht mehr aufgegriffen wurden, zum weitgehenden Vergessen der Verdienste v. Pfaunders im psychologisch-pädagogischen Bereich.

fruchtbare Chance; nach ihrer Meinung wird das Problem des psychischen Hospitalismus in der Anstalt auch nicht durch mehr Pflegepersonal bewältigt. Die Bemühungen um Pflegefamilien erscheinen ihr erfolgversprechender; genügend Pflegeeltern sind nach ihrer Meinung zu finden.

Diese Frage der Ersatzerziehung in der Anstalt oder in einer Pflegefamilie war nach HETZER schon Ende des 18. Jahrhunderts Gegenstand des "Waisenhausstreites", wo schon festgestellt wurde, dass wirtschaftliche Überlegungen eher für eine Erziehung in einer Pflegefamilie sprechen. Auch verweist die Autorin auf die Leistungen von TAUBE um 1910 in Leipzig, wo er das "Ziehkinderwesen" ausbaute, d. h. die Betreuung von Kindern in Pflegefamilien. Taube weist schon auf die psychologischen und pädagogischen Vorteile hin, die die gute Ersatzfamilie gegenüber der Anstalt zu bieten hat; dementsprechend bemühte er sich um eine Unterstützung der Pflegeeltern bei ihrer Erziehungsarbeit.

2.1.3.2 R. SPITZ: "Anaklitische Depression" und "Hospitalismus"

Im Rahmen seiner allgemeinen empirischen entwicklungspsychologischen Arbeiten zum ersten Lebensjahr führte R. SPITZ in den USA intensive Untersuchungen zur Auswirkung eines Heimaufenthaltes von Kleinkindern durch. Sie beruhen auf vergleichenden Längsschnittstudien, bei denen Kleinkinder fast von Geburt an teilweise bis ins Alter von 14 Jahren beobachtet und mit Entwicklungstests, denen der "Wiener Schule", untersucht wurden. Die Kinder lebten entweder in einem Säuglingsheim und wurden dort von ihren ledigen, straffällig gewordenen Müttern betreut, oder sie lebten in einem für damalige Verhältnisse üblichen Windelhaus; wo sie von ihrer Mutter im Alter von 3 Monaten getrennt wurden. Beide Heime stellt SPITZ als hygienisch einwandfrei geführt dar. Negative Auswirkungen institutioneller Pflege lassen sich nach SPITZ dann feststellen, wenn das Kleinkind konstante Zuwendung von Seiten einer Mutterfigur und den notwendigen, intensiven Austausch von Gefühlen mit der Mutter entbehrt. Seine Untersuchungen referiert SPITZ unter den Begriffen "anaklitische Depression" als Auswirkung eines "partiellen Entzugs affektiver Zufuhr" (vgl. SPITZ 1967, S. 280ff.) und "Hospitalismus" als Auswirkung "totalen Entzugs affektiver Zufuhr" (vgl. SPITZ 1967, S. 289ff.). Die mit beiden Begriffen bezeichneten Zustandsbilder seien im Folgenden weiter erläutert.

a) "Anaklitische Depression"

Das Krankheitsbild der "anaklitischen Depression" fand der Autor an 19 Kindern, die von ihrer Mutter im Alter zwischen 6 und 8 Monaten für einen Zeitraum von 3 - 5 Monaten getrennt wurden und während dieser Zeit in einem Säuglingsheim lebten. Vor der Trennung hatten die Kinder eine intensive Mutterbeziehung. Phasenmäßig lässt sich feststellen, dass die Kinder gerade in der Zeit von ihrer Mutter getrennt wurden, als sie eine individuelle Bindung an die Person ihrer Mutter geknüpft hatten. In ihrem klinischen Erscheinungsbild zeigten die Kinder in den ersten zwei Monaten ein weinerliches Verhalten. Dann zeigten die Kinder Kontaktverweigerung und nahmen keinen Anteil am Leben der Mitwelt mehr. Konnte die anfängliche Ablehnung der Kinder in Bezug auf sich annähernde Erwachsene überwunden werden, so zeigten einige Kinder eine verzweifelte Anklammerung an die Erwachsenen. Zur Kontaktverweigerung traten in dieser zweiten Phase verstärkte Schlaflosigkeit und erhöhte Anfälligkeit für Erkältungen hinzu. In einer dritten Phase, nach ca. drei Monaten, zeigte sich eine 'gefrorene' Starre des Gesichtsausdrucks; die Kinder pflegten "mit weit geöffneten, ausdruckslosen Augen dazuliegen oder dazusitzen, mit erstarrten, unbeweglichem Gesicht und abwesendem Ausdruck, wie in einer Betäubung" (1967, S. 281). Zu diesem äußeren Erscheinungsbild trat ab dem zweiten Monat ein fortwährendes Absinken des gemessenen Entwicklungsquotienten hinzu. Bei der Rückkehr der Mutter nach dem Zeitraum von 3 - 5 Monaten konnten die meisten Kinder genesen. Spitz nimmt jedoch schon an, "dass die Störung Narben hinterlässt, die in späteren Jahren sichtbar werden" (ibid., S. 285). Zögerte sich die Wiedervereinigung von Mutter und Kind jedoch länger als 5 Monate hinaus, war keine Verbesserung der kindlichen Entwicklung festzustellen, vielmehr ging die "anaklitische Depression" dann in das Krankheitsbild des "Hospitalismus" über.

b) "Hospitalismus"

Das klinische Krankheitsbild des "Hospitalismus" weisen in den Untersuchungen Kinder auf, die "im ersten Lebensjahr länger als fünf Monate alle Objektbeziehungen" (ibid., S. 289) entbehren, wobei die Art der vorhergehenden Mutter-Kind-Beziehung wenig Einfluss auf den weiteren Entwicklungsverlauf zu haben scheint. SPITZ studierte das von ihm mit "Hospitalismus" bezeichnete Krankheitssyndrom bei 91 Kindern aus dem Findelhaus; sie waren in den ersten drei Monaten von ihren Müttern versorgt worden und entwickelten sich während dieser Zeit normal. Nach drei Monaten wurden die Mütter und

Kinder getrennt. Im Verlauf der weiteren Entwicklung zeigten die Kinder "Symptome eines zunehmend schweren Verfalls, der mindestens zum Teil irreversibel zu sein scheint" (ibd., S. 289). Im Verlauf des Hospitalismussyndroms zeigten sich zunächst dieselben Stadien wie bei der "anaklitischen Depression"; sie folgten rasch aufeinander. Nach drei Monaten schritt der Verlauf weiter fort: "Die Verlangsamung der Motorik kam voll zum Ausdruck; die Kinder wurden völlig passiv ... der Gesichtsausdruck wurde leer und schwachsinnig, die Koordination der Augen ließen nach." (ibd., S. 290) Der durchschnittliche Entwicklungsquotient dieser Kinder stand am Ende des zweiten Lebensjahres bei 45 % der Norm. Der mit "Hospitalismus" bezeichnete Verfall "manifestiert sich zuerst in einer Stockung der psychischen Entwicklung des Kindes; dann setzen psychische Funktionsstörungen ein, mit denen somatische Veränderungen einhergehen. Im nächsten Stadium führt dies zu gesteigerter Infektionsanfälligkeit und schließlich, wenn der Mangel an affektiver Zufuhr bis ins zweite Lebensjahr hinein andauert, zu einer auffallenden Erhöhung der Sterblichkeitsquote." (ibd., S. 292) Die meisten der vom Autor weiter beobachteten Kinder konnten im Alter von 4 Jahren "weder sitzen, stehen, laufen noch sprechen" (ibd., S. 290). Von den 91 Kindern starben im ersten Lebensjahr 27 und im zweiten 7 weitere. Diese hohe Sterblichkeitsquote wird aus dem "totalen Entzug affektiver Zufuhr" erklärt, aus der völligen Entbehrung mütterlicher Zuwendung.

SPITZ beobachtet bei seinen Untersuchungen äußerst drastische Auswirkungen institutioneller Pflege von Säuglingen ohne mütterliche Zuwendung, wodurch er zu einer pessimistischen Haltung in den Fragen der Permanenz und Irreversibilität der Schäden kam. *"Wesentlich schlimmer sind jene Kinder dran, die einem massiven, lang dauernden Affektentzug während des ersten und des zweiten Lebensjahres ausgesetzt waren. Ihnen wurde ihr phylogenetisches Erbe, ihr mitgeborenes Anrecht auf die Wärme der Affekte vorenthalten. Damit verschloss sich ihnen der Weg zur Menschwerdung oder zumindest der Weg in die Gemeinschaft und die Möglichkeiten, die offen bleiben, werden diese belasten. Dieser Möglichkeiten sind drei: sie kehren die nach dem Liebesentzug verbleibende Aggression gegen sich selbst und sterben; im milderen Fall, den Anteil ihres Körpers rettend, treibt die freischwebende Aggression sie in den Schwachsinn; gelingt es ihnen, diesen beiden Schicksalen zu entgehen, so werden sie hasserfüllte, verwahrloste Jugendliche - am Ende dieses Weges steht das Verbrechen."* (1959, 3. Auflage 1973, S. 128)²⁴ Auf psychoanalytischem Hintergrund stellten sich für den Autor die langfristige Auswirkung des Entzugs affektiver Zufuhr also als ein Problem der Wendung des Aggressionstriebes dar; "Die Entwicklung des libidinösen und des Aggressionstriebes (ist) eng an die Beziehung des Kindes zum Objekt seiner Libido gebunden" (1967, S. 296) ; "wenn das Objekt der Libido fehlt, sind beide Triebe ihres Zieles beraubt" (S. 297); der Aggressionstrieb bleibt also frei flottierend; die weitere Entwicklung wird dann hauptsächlich davon bestimmt, wohin sich der Aggressionstrieb dann wendet. Eine differenzierte und nicht ausschließlich pessimistische Haltung zu diesen Fragen trat in späteren Zusammenfassungen der Deprivationsforschung zu Tage (vgl. AINSWORTH 1962). Die pessimistische Haltung von Spitz ist wahrscheinlich einmal darauf zurückzuführen, dass er in dem Findelhaus auf eine relativ rückständige Anstalt traf, auf eine "Einrichtung, wie sie vor etwa fünfzig Jahren allgemein für Waisenkinder üblich war" (ibd., S. 48); die Hygiene wurde zwar betont; aber ansonsten wirkte das Findelhaus auf Spitz "immer trostlos und verlassen" (ibd., S. 49). Jede Schwester hatte für etwas mehr als sieben Kinder zu sorgen; die Nahrung erfolgte durch das „Flaschenlegen“ (mechanische Fütterung mittels befestigter Flaschen)" (ibd., S. 49); Spielzeug war kaum vorhanden. Ein Brauch ist zu erwähnen, "der bezeichnend war für das Findelhaus wie für viele Kinderheime und Krankenhäuser: Um zu erreichen, dass die Kinder sich still verhielten, hängten die Schwestern Betttücher oder Decken über die Gitter am Fußende und an den Seiten der Betten, so dass die Kinder wirksam von der Welt und allen anderen Abteilen abgeschirmt waren, in Einzelhaft

²⁴ Später (vgl. 1967) schwächt SPITZ diese krassen Prognosen ab: "Ohne eine Schablone, eine Prägeform, fehlt den Opfern gestörter Objektbeziehungen später selbst die Fähigkeit, Beziehungen herzustellen. Sie sind nicht ausgerüstet für die fortgeschrittenen, komplizierten Formen des persönlichen und gesellschaftlichen Austauschs, ohne den wir als Art nicht fähig wären, weiter zu existieren. Sie können sich nicht an die Gesellschaft anpassen. Sie sind emotionelle Krüppel; ... Ihre Fähigkeit zu normalen menschlichen und sozialen Beziehungen ist gestört; sie haben niemals Gelegenheit gehabt, libidinöse Beziehungen zu erleben und das anaklitische Liebesobjekt zu konstituieren. ... Das Elend dieser Kinder wird in die Trostlosigkeit der sozialen Beziehungen des Heranwachsenden umgesetzt. Da ihnen die affektive Nahrung vorenthalten wurde, auf die sie Anspruch hatten, ist ihr einziges Hilfsmittel die Gewalt. ... Das Kind wurde um die Liebe betrogen, dem Erwachsenen bleibt nur der Hass" (S. 310f.).

versetzt, mit der Zimmerdecke als einzigen Anblick. Infolgedessen lagen die Säuglinge viele Monate lang auf dem Rücken, sodass sich in ihren Matratzen eine Vertiefung bildete, aus der sie sich mit sechs oder sieben Monaten, wenn normale Kinder sich aus der Rückenlage auf die Seite drehen, nicht auf die Seite drehen konnten." (ibd., S. 49f.)

Seine Beobachtungen interpretierte R. SPITZ auf einem ausgefeilten theoretischen entwicklungspsychologischen Hintergrund, der durch die eigenen systematischen Untersuchungen zur Entwicklung im ersten Lebensjahr und ihre Deutung auf trieb- und objekttheoretischem psychoanalytischen Hintergrund untermauert wurde. Dadurch war R. SPITZ bisher wohl der bedeutendste Entwicklungspsychologe auf dem Gebiet der Hospitalismusforschung. Seine Forschungen wurden in deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Richtungen sehr bekannt, was man kaum von den anderen Forschungen bis 1950 sagen kann. Unter dem Begriff "Hospitalismus" wurden in der Folgezeit weitgehend die von Spitz beschriebenen Auswirkungen eines längeren Heimaufenthaltes von Säuglingen und Kleinkindern verstanden. Die mit v. Pfaundler geführten pädiatrischen Auseinandersetzungen gerieten im außermedizinischen Bereich weitgehend in Vergessenheit, so dass WEINERT (1974) im Funkkolleg pädagogische Psychologie sagen konnte: "Entscheidende theoretische und praktische Impulse erhielt diese Forschungsrichtung (die Forschung zum Problem frühkindlichen Heimaufenthaltes) jedoch erst durch die Arbeiten des Kinderpsychoanalytikers René Spitz über den Hospitalismus." (S. 372)

2.1.3.3 D.BURLINGHAM / A.FREUD: Kriegskinder

Die sozialen Probleme, die durch die Kriegsverhältnisse für die Kinder entstanden, beanspruchten in London die Aufmerksamkeit pädagogischer Institutionen: "Kriegsdienst und Fabrikarbeit der Eltern, die Zerstörung vieler Häuser und Wohnungen und die Kinderevakuierung aus den gefährdetsten Gebieten hatten in weiten Kreisen der Bevölkerung die Familienverbände aufgelöst und die Unterbringung der heimatlos gewordenen Kinder in Pflegefamilien und Anstalten notwendig gemacht. Unter diesen Umständen wurde zum allgemeinen Kindererlebnis, was in Friedenszeiten auf das Schicksal von Waisen und Findlingen beschränkt blieb, und das gehäufte Material demonstrierte, wie in einem Massenexperiment, die Wirksamkeit von Faktoren, wie frühe oder zu plötzliche Trennung von den ersten Liebesobjekten, verfrühtes Gruppenleben und das Fehlen des elterlichen Erziehungseinflusses." (BURLINGHAM/FREUD 1950, S. 7)

BURLINGHAM und FREUD errichteten drei Institutionen, die "Hampstead Nurseries", zur Betreuung der Kinder, die nicht bei ihren Familien leben konnten. Sie berichten in ihren beiden Büchern "Kriegskinder" (1949) und "Anstaltskinder" (1950) über ihre Beobachtungen an den Kindern, die aus oben genannten Gründen von ihren Familien getrennt wurden und einige Zeit oder auch Jahre in den Institutionen leben mussten. Aufgrund ihrer mehrjährigen Erfahrungen in der Betreuung dieser Kinder erörtern sie, wie Kinder in verschiedenen Altersstufen auf Trennungen von der eigenen Familie reagieren und sie verarbeiten und welche Auswirkungen ein Anstaltsleben von mehreren Jahren während der Kleinkindzeit auf das momentane Verhalten der Kinder und auf ihre allgemeine Entwicklung haben kann. Die Beziehung des Kindes zu seiner Mutter und ihre Entbehrung durch die Trennung bzw. das Anstaltsleben wird von den Autoren wegen ihrer höheren Intensität in den ersten zwei Lebensjahren von den anderen Beziehungen des Kindes in der Familie zum Vater und zu den Geschwistern hervorgehoben, jedoch nicht als ausschließlich wichtige betont; vielmehr weisen sie auch auf die spezifische Bedeutung des Vaters in der Entwicklung des Kleinkindes besonders ab dem 3. Lebensjahr hin. Die Autoren ziehen ihre Schlussfolgerungen zwar nicht aus systematischen Beobachtungen im Sinne empirischer Gütekriterien – Tests und Experimente wurden nicht verwandt –, sondern mehr aus genauen Beobachtungen beispielhafter Situationen.

a) "Kriegskinder" (1949)

In "Kriegskinder" geht es zunächst darum, wie Kleinkinder auf Kriegserlebnisse wie Luftangriffe, Zerstörungen, häufiges Nächtigen in Luftschutzkellern u. ä. reagieren. Dabei stellt sich auch die Frage, ob für eine Evakuierung der Kinder aus bombengefährdeten Gebieten neben Gründen der physischen Sicherheit auch solche der psychischen Gesundheit sprechen. Solange die Kinder bei einem Kriegserlebnis nicht von ihren Eltern getrennt waren, zeigten sie keine Schockanzeichen. "Der Krieg bedeutet der Mehrzahl der Kinder wenig, solange er nur ihre körperliche Sicherheit bedroht ...; er gewinnt erst einschneidende Bedeutung, wenn er den Familienverband auflöst und damit die ersten Gefühlsbindungen der Kinder an ihre nächsten Angehörigen erschüttert. Viele Kinder haben aus diesem Grunde die Aufregungen des Londoner 'Blitz' besser vertragen als die zu ihrem Schutz vorge-

nommene Evakuierung aus der Gefahrenzone." (1949, S.39) Die Evakuierung erschien aber trotz der psychischen Folgen wegen der physischen Gefahren notwendig. Die Vorteile der Evakuierung wie Sicherheit, gute physische Versorgung, Landleben wogen im Erleben der Kinder die Nachteile der Trennung von der Familie nicht auf. Die Kinder sehnten sich mehr nach ihren Müttern, selbst wenn diese nicht so gut, oft weniger zärtlich und eher streng erschienen, so dass die Autoren kommentieren: "Die Mutterbindung der frühen Kinderjahre scheint in ihrer Stärke nicht abhängig von den persönlichen Eigenschaften der Mutter und ist sicher ganz unabhängig von ihrer Eignung zur Erzieherin." (S. 46) Kinder, die bei der Trennung das Alter von sechs Monaten noch nicht erreicht hatten, zeigten sich relativ wenig in ihrem Verhalten von der Trennung beeinflusst. Erfolgte die Trennung jedoch im Alter von 7 - 12 Monaten, reagierten die Kinder in ähnlicher Weise, wie R. Spitz berichtet hat, nämlich mit mangelnder Esslust, unruhigem Schlaf, unfreundlich abweisendem Benehmen; ihr Kontakt mit der Umwelt schien deutlich gestört.

Nach einer Trennung im 2. und 3. Lebensjahr fiel bei den Kindern eine enorme Sehnsucht nach der Mutter auf; Ausbrüche von Verzweiflung traten auf; der psychische Hunger nach der Mutter überwog oft alle körperlichen Bedürfnisse. Der akute Trennungsschmerz dauerte jedoch nur relativ kurz, bis zu drei Tagen. Das Kind kann noch nicht länger trauern als einige Tage, d. h. sich um eine affektive Verarbeitung der Trennung mühen; seine Beziehung zu dem vorrangig geliebten Partner wird noch nicht als so konstant erlebt, dass es die Erwartung auf die Rückkehr des Partners länger als einige Tage aufrechterhalten kann; es beginnt, den Partner zu vergessen. Als Folge auf die Trennung stellte sich bei den Kindern eine erhöhte Bereitschaft zu körperlichen Erkrankungen ein, was sich im psychoanalytischen Kontext so deuten lässt, dass die Trennung eher 'vergessen' als verarbeitet wurde. Nach der Trennungsphase erfolgte bei den Kindern wieder ein verlangsamter Aufbau von Beziehungen zur neuen Umwelt; früher oder später gewannen die Kinder ein positives Verhältnis zur Außenwelt und stellten im Heim neue Anhänglichkeiten her. Mit der Dauer – nach der Eingewöhnungsperiode²⁵ – vergaßen sie meistens ihre Eltern: die Kinder erkannten ihre Mütter oft nicht wieder, wenn diese sie dann besuchten; leichter konnten dagegen materielle Dinge und der Vater wieder erkannt werden, der Vater wohl – so nach der Deutung der Autoren –, weil die Kinder schon mehr Trennungen von ihm erlebt und auch verarbeitet hatten. Teilweise ging die Entfremdung der Kinder von der eigenen Familie so weit, dass sie sich während eines längeren Urlaubs bei der Mutter als Fremde fühlten und Sehnsucht nach dem Kinderheim zeigten.

Eine Trennung 3- bis 5-jähriger Kinder von ihren Eltern hatte wieder ganz andere Auswirkungen. Sie verursachte bei den Kindern einen Zustand von oft unerträglichem Heimweh, ihre Liebesbindung an die Eltern steigerte sich ins Unermessliche. Die Kinder hatten an die Eltern – im Gegensatz zu den jüngeren Kindern – bleibende Erinnerungen, die jedoch oft von der Phantasie betont wurden und ein idealisiertes Bild von den Eltern erzeugten. Die Trennung wurde von diesen Kindern oft als Bestrafung empfunden; sie rief bei ihnen Schuldgefühle wegen eigener 'böser' Wünsche hervor. Auch der Besuch der Eltern oder ihr Wegbleiben wurde von den Kindern als Belohnung oder Strafe aufgefasst. Je intensiver das Heimweh der Kinder war, desto folgsamer verhielten sie sich meistens.

Während die Kinder unter 5 Jahren in der Regel stärker neue Bindungen in der veränderten Umwelt bildeten, blieben die Bindungen älterer Kinder zu den Eltern eher konstant, wenn auch mehr erinnerungs- und phantasiebetont. Kinder, die jedoch vom 2. oder 3. Lebensjahr an häufiger die Pflegestelle wechselten, hatten keine Gelegenheiten, Bindungen zu entwickeln; bei jeder neuen Umwelt verlangsamte sich auch der Aufbau von Beziehungen weiter. Die emotionalen Beziehungen dieser Kinder verloren an Wärme und Inhalt, affektive Äußerungen wurden stereotyp oder oberflächlich.

b) "Anstaltskinder" (1950)

In ihrem Bericht "Anstaltskinder" gehen BURLINGHAM & FREUD auf das Verhalten von Kindern ein, die mehrere Jahre in einem der von ihnen geleiteten "Hamstead Nurseries" verbrachten, und vergleichen es mit dem Verhalten gleichaltriger Familienkinder.

In den Heimen wurde Wert auf eine gute physische Versorgung der Kinder gelegt. Außerdem ließ man den Kindern viel Bewegungsfreiheit, die von den Kindern, wenn sie mindestens ein Jahr alt waren, weidlich ausgenutzt wurden, so dass die Autoren schildern konnten: "In manchen Stunden ist die ganze Kleinkinderabteilung in solcher Art wie auf einem Eislaufplatz in ständiger Hin- und Her-, Auf-

²⁵ Über die Länge der Eingewöhnungsperiode machen BURLINGHAM & FREUD keine Angaben. Im Sinne von SPITZ (1967) und BOWLBY (1952) lässt sich ein Zeitraum von 3 – 5 Monaten annehmen.

und Ab-Bewegung." (1950, S. 14) In dieser Hinsicht unterschieden sich die "Hamstead Nurseries" sicher stark von anderen Institutionen der damaligen und auch der heutigen Zeit. Positiv zu vermerken ist, dass die Autoren die Bedingungen des Anstaltslebens nicht idealisierten familiären Bedingungen gegenüberstellten, sondern denen im durchschnittlichen proletarischen oder kleinbürgerlichen Haushalt. Dort konnte man nicht soviel Sorgfalt auf gute physische Versorgung der Kinder legen wie in den betreffenden Heimen, auch verhinderten Enge und Raummangel der proletarischen und kleinbürgerlichen Wohnung soviel Bewegungsfreiheit. Dementsprechend waren die Heimkinder während der ersten fünf Lebensmonate im Allgemeinen in ihrer körperlichen Entwicklung im Vorteil. Das entscheidende Kriterium für eine gute körperliche Entwicklung lag jedoch darin, ob die Kinder von der Mutter an der Brust genährt wurden, sei es im Heim oder in der Familie. Hinsichtlich der Affekt- und der Intelligenzentwicklung zeigten die Familienkinder in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres jedoch einen entscheidenden Vorsprung; sie reagierten stärker auf ihre Umwelt. In Bezug auf die Sprachentwicklung im ersten Jahr konnten BURLINGHAM & FREUD keine Unterschiede zwischen Heim- und Familienkindern feststellen; die Lust am Hervorbringen eigener Laute erschien in beiden Gruppen gleich. Im zweiten Lebensjahr, wo das Kind phasenmäßig motorische Möglichkeiten und eigene Tätigkeiten ausprobieren will und deshalb eigene Aktivität und Initiative durch größere Bewegungsfreiheit gefördert wird, machten die Heimkinder größere Fortschritte im Entwicklungsbereich von Motorik, Eigenaktivität und materieller Umweltbeherrschung. In der sprachlichen Entwicklung blieben die Heimkinder im zweiten Jahr, wo die kommunikative bzw. objektlibidinöse Funktion der Sprache in den Vordergrund rückt, jedoch deutlich zurück. Die Entbehrung der Heimkinder von befriedigenden sozialen Beziehungen mit affektivem Austausch mit einer geliebten Pflegeperson machte sich also ab dem 7. Lebensmonat bemerkbar. Die Autoren beobachteten folgende Auswirkungen dieser fundamentalen Entbehrung: Entweder zogen sich die Kinder auf sich selbst zurück, ihre Fähigkeit zu positivem affektivem Austausch blieb verkümmert; oder sie offenbarten einen übersteigerten Wunsch nach Mutterersatz, suchten ständig nach neuen Liebesobjekten, ihre Beziehungen waren anspruchsvoll und scheinbar leidenschaftlich, wechselten jedoch schnell und blieben unbefriedigt und letztlich oberflächlich. Die Autoren zogen den Schluss, dass die Heimkinder gegenüber den Familienkindern in den ersten zwei Lebensjahren allgemein dort im Vorteil waren, wo die Entwicklung unabhängig vom Affektleben vor sich geht, und dort im Nachteil, wo die affektiven Beziehungen zur Familie die treibende Kraft der Entwicklung sind.

An die Stelle der Eltern-Kind-Beziehung trat im Heimleben die Beziehung des Kindes zu seiner Peergruppe. BURLINGHAM & FREUD berichten, dass die Heimkinder in der sprachlichen Entwicklung ab dem Alter von 3 Jahren wieder aufholten, wenn phasenmäßig die Intensität der Mutterbeziehung abnimmt und die zur Peergruppe dafür mehr Gewicht bekommt. Die Beziehung zur Peergruppe hat für das Kleinkind im Heim fundamentale Bedeutung; sie verläuft qualitativ anders als die frühe Geschwisterbeziehung in der Familie. Die Geschwisterbeziehungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie auf einer gemeinsamen Beziehung der Geschwister zu den Eltern beruhen, dass Geschwister also nicht primäre Liebespartner sind, sondern eher als Rivalen um die elterliche Liebe erlebt werden, dass sie also allenfalls Spielkameraden und eventuell Helfer sind. Das Kleinkind im Heim ist den Altersgenossen ausgeliefert; "es lebt in einer gefährlichen Welt, bevölkert von Individuen, die sich nicht weniger asozial und hemmungslos benehmen als es selbst" (S. 29); es ist gezwungen zu Eigenverteidigung und früher Sozialwerdung. Heimkinder zeigen eine große Breite "von früh-infantilen Verhaltensweisen, bei denen der Partner wie ein lebloser Gegenstand behandelt wird, bis zu solchen, die sich kaum mehr von den Affektreaktionen zwischen erwachsenen Partnern unterscheiden" (S. 29). In anschaulichen Situationsschilderungen stellen die Autoren dar, wie Kleinkinder im Heim ihre Altersgenossen als Spielzeug benutzen, sie als Störungsfaktoren registrieren und sie entsprechend aggressiv behandeln, wie sie sich untereinander aber auch trösten, beschützen, wobei die Identifikation mit dem Angegriffenen eine große Rolle spielt und Mitleid und Selbstmitleid vermischt werden, und wie die Kinder untereinander Freundschaften schließen und Zärtlichkeiten austauschen.

Nach einiger Zeit wurde die Organisation der "Hamstead Nurseries" geändert. Kleingruppen von 3 - 5 Kindern unter der Leitung einer Erzieherin wurden gebildet, mit der Folge, dass sich auch die Beziehungen in dieser Kleingruppe in familienähnlicher Form gestalteten: Die Erzieherin erhielt die Rolle der Ersatzmutter: die Kinder entwickelten heftige affektive Beziehungen zu ihr; aufgrund häufigerer früherer Trennungserfahrungen zeigten die Kinder abnorm gesteigerte Anhänglichkeiten, zugleich äußerten sie hohe Angst vor neuen Trennungen und maßlose Eifersucht; die Beziehungen der Kinder untereinander bekamen damit auch mehr die Form von geschwisterlichen Rivalitäten. In der Liebes-

beziehung zu einer mütterlichen Person wurden also Gefühle von Enttäuschungen und Versagungen reaktiviert. "Kleinkinder, die in Anstalten aufwachsen, entwickeln lebhaft Beziehungen zu ihren Altersgenossen und eine gute Anpassung an die Gemeinschaft, suchen aber trotzdem ständig nach Objekten, bei denen sie alle Gefühle unterbringen können, die im normalen Familienleben auf die Eltern gerichtet werden." (S. 67) Jedoch wegen der Wechsel des Pflegepersonals ließ sich ein häufigeres Erlebnis von "Mutter"-Trennungen nicht verhindern. In der Frage, ob man in einem Heim wegen der kaum zu verhindernden Wechsel des Pflegepersonals affektive Beziehungen zwischen Kindern und Pflegepersonen trotz der wiederholten Abbrüche entstehen lassen soll oder aus Vorsicht verhindern soll, sind die Autoren der Meinung, dass das Erleben affektiver Beziehungen überhaupt eine bessere Grundlage für die normale Charakterbildung sei, da ohne jegliches solches Erleben eine "Gefühlsverödung" entsteht (vgl. S. 65). Als Auswirkungen der permanenten Frustration und des Mangels an konstanten Beziehungen zeigten die Heimkinder gesteigert autoerotische Betätigungen.

Einen wesentlichen Nachteil der frühkindlichen Heimerziehung sehen BURLINGHAM & FREUD auch darin, dass Heimkinder von der Außenwelt weitgehend abgeschnitten sind; sie leben in einer unwirklichen Welt, wo sich alles nur um Kinder dreht, und gewinnen kaum ein Verhältnis zur beruflichen und finanziellen Realität. Einschränkungen in Bezug auf eine freie Erkundung der weiteren Umwelt tragen wesentlich zu einer Dämpfung der Entwicklung von Wissbegierde bei. Einengungen solcher Art bedingen unter anderem die "Öde und Unfruchtbarkeit jeder Anstaltserziehung" (S. 96).

Weiterhin gehen die Autoren auch auf die Rolle der Entbehrung eines Vaters im Heimleben ein. Die Beziehung zum Vater ist nach ihnen mindestens ab dem 2. Lebensjahr ein wesentlicher Bestandteil im Gefühlsleben des Kindes. Im Sinne der frühen Psychoanalyse sehen sie die Rolle des Vaters wesentlich in der Verkörperung von Autorität; für das Kind erscheint der Vater als Objekt der Bewunderung für Macht und Stärke. Auch für den Verlauf des Ödipuskomplexes spielt es eine wesentliche Rolle, ob und wie das Kind den Vater erlebt. Durch ihre Beobachtungen können BURLINGHAM & FREUD aufzeigen, dass die Heimkinder meist ab 3 Jahren die Beziehung zu ihrem Vater intensiv erleben, besonders auch in Form von Phantasiebildern über ihn.

Die Grundlagen des sozialen Verhaltens der Heimkinder beruhen wesentlich auf zwei Elementen: auf nachahmendem Verhalten – die Heimkinder imitieren vor allem das Verhalten und gegenüber anderen Kindern die Erziehungsmethoden ihrer Ersatzmutter – und auf dem Druck der Anstaltsroutine, wodurch Folgsamkeit und äußerlich soziales Verhalten erzeugt wird. Jedoch entstehen keine Identifikationen mit Erwachsenen, da konstante affektive Beziehungen zu ihnen fehlen; der Aufbau einer moralischen Instanz aufgrund von Internalisierung der Haltungen Erwachsener findet nicht statt. Die imaginären Elternbilder der Heimkinder sind keine Grundlage für Identifikationen, vielmehr dienen sie zur Projektion eigener Wünsche, zur Phantasieerfüllung von Liebessehnsucht. In Bezug auf langfristige Auswirkungen der Anstaltserziehung weisen die Autoren auf die zentrale Bedeutung dauerhafter affektiver Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen hin. *"Wo die Erwachsenen der Anstalt unpersönlich und indifferent bleiben oder häufig wechseln, dass keine dauernden Bindungen zustande kommen können, dort zeigt sich die Wirkung im Fehlschlagen der Anstaltserziehung in dieser wichtigsten Beziehung. Kinder, die unter solchen Umständen aufwachsen, zeigen grobe Defekte in der Charakterbildung, passen sich nur oberflächlich an die Forderungen der Umgebung an und sind, wenn sie der Anstalt entwachsen sind, allen Gefahren dissozialer Entwicklung ausgesetzt"* (S. 135).

BOWLBY (1952) berichtet später, dass Burlingham und Freud zur Überzeugung gekommen sind, dass zu viele Pflegepersonen für eine Betreuung der Kleinkinder durch eine beständige mütterliche Person erforderlich wären und dass es daher besser sei, das Heim zu schließen und jeder Betreuerin ein paar Kinder zur Pflege mit nach Hause zu geben (vgl. S. 132).

Bei einem der Kinder aus den "Hamstead Nurseries" wurden langfristige Auswirkungen der erlebten Trennung von der Familie und des nachfolgenden Heimaufenthaltes untersucht (HELLMAN 1962), und zwar bei einem 23-jährigen Mädchen, das im Alter 2;8 Jahren mit ihrem Zwillingbruder ins Heim gekommen war. Nach der Heimeinweisung zeigte das Mädchen einen ausgeprägten Trennungsschock: Sie zeigte lange Zeit kein echtes Interesse für ihre Umwelt; die Eingewöhnungsperiode dauerte bei ihr ungewöhnlich lang, ein halbes Jahr. Sie konnte im Heim jedoch einen beständigen Mutterersatz erleben und erhielt zudem häufige Besuche von ihrer Mutter. Vor der Trennung hatte sich das Mädchen gut entwickelt; zur Mutter hatte eine gute, stabilisierte Beziehung bestanden. Das Mädchen blieb mindestens 2 Jahre im Heim. Dem letzten Bericht der Autorin nach galt sie im psychoanalytischen Sinne als gut angepasst und fähig zur eigenen Konfliktlösung. Dieses Beispiel scheint dar-

auf hinzuweisen, dass eine heftige Trennungsreaktion eher eine gute vorherige Beziehung zur Mutter oder Familie anzeigt und dass diese guten vorherigen Beziehungen und das zusätzliche Erlebnis eines konstanten Mutterersatzes im Heim zu einer relativ günstigen Entwicklung beitragen.

Vergleicht man die Untersuchungen von R. SPITZ mit den Beobachtungen von BURLINGHAM & FREUD, so fallen einmal die unterschiedlichen Auswirkungen frühkindlichen Heimaufenthaltes auf die sprachliche und motorische Entwicklung und die Entwicklung von Eigeninitiative auf: in den Studien von SPITZ durchweg extreme Entwicklungsrückstände und bei BURLINGHAM & FREUD eher durchschnittliche Entwicklungen in diesen Bereichen. Wenn auch keine Intelligenztests bei den Kindern aus den "Hamstead Nurseries" durchgeführt wurden, so lässt sich doch aus den geschilderten Beobachtungen vermuten, dass die Intelligenz bei diesen Kindern meist im durchschnittlichen Bereich lag. Für die Bewertung der sprachlichen Entwicklung, die nach BURLINGHAM & FREUD nur im 2. und 3. Lebensjahr als benachteiligt erschien, fällt u. a. der Mangel am Einsatz spezifisch sprachlicher Tests ins Gewicht, wodurch feinere Unterschiede in der Sprachentwicklung – besonders die im ersten Lebensjahr – eher verborgen bleiben (vgl. GOLDFARB 1943c, AINSWORTH 1962, SCHMALOHR 1968). Insgesamt sind die unterschiedlichen Beobachtungen der Autoren auf die verschiedenartigen Lebensbedingungen in den Heimen zurückzuführen: Während SPITZ auf ein Heim mit extremer Vernachlässigung der Psychohygiene und extremer Einengung traf, können die „Hamstead Nurseries“ als relativ fortschrittliche Heime – sicher auch für den heutigen Maßstab – gelten, wo auf die Bedingungen für eine positive soziale Entwicklung viel Aufmerksamkeit gelegt sowie viel Bewegungsfreiheit und Kontaktmöglichkeiten mit gleichaltrigen Kindern ermöglicht wurde.

Die Entbehrung konstanter affektiver Beziehungen der Heimkinder mit Erwachsenen betrachten jedoch die drei Autoren gemeinsam als allgemeine Bedingung des Heimlebens und als zentrale Ursache für meistens schwerwiegende spätere Störungen im Aufbau mitmenschlicher Beziehungen und in der Regulierung sozialen Verhaltens. Die Ausführungen von BURLINGHAM & FREUD zeichnen sich gegenüber anderen Untersuchungen im Bereich frühen Heimlebens dadurch aus, dass sie auf die Rolle der Beziehungen von Heimkindern in der Peergruppe ausführlicher eingehen und auch die Auswirkungen der Trennung vom Vater im Erleben der Kinder berücksichtigen.

2.1.3.4 H. SKEELS u. a.: Institutionsbedingungen und Intelligenzentwicklung

Unter der Leitung von H. SKEELS wurde um 1940 untersucht, wie sich ein Aufwachsen unter unterschiedlichen Lebensbedingungen in Institutionen bzw. Heimen und in Adoptivfamilien auf die Intelligenzentwicklung auswirkt. In einer ersten Untersuchung verglichen SKEELS u. a. (1938) Kinder, die über Tag in einer Kinderkrippe lebten, mit anderen Kindern aus einem Waisenhaus hinsichtlich ihrer Intelligenz. Nach der Beschreibung des Autors erschien das Waisenhaus als äußerst deprivierend: möglichst routinierte und schnelle Pflegehandlungen der Erwachsenen, die Beschränkung von Interaktionen zwischen Kindern und Pflegepersonen auf das Notwendigste, kaum Möglichkeiten der Kinder zur freien Bewegung, wenig Spielzeug, usw. (vgl. 1966). Die Waisenhauskinder wiesen eine geringere Intelligenz als die Krippenkinder auf, was SKEELS auf vielfältig mangelnde Umweltstimulation im Waisenhaus zurückführt.

Zu einer weiteren, sehr bedeutsamen Untersuchung mit Experimentalcharakter wurde SKEELS durch eine überraschende, nicht erwartete Beobachtung stimuliert: Zwei Mädchen im Alter von 13 und 16 Monaten, die geistig sehr zurückgeblieben erschienen, erhielten die Diagnose "unheilbar" und wurden deshalb als hoffnungslose Fälle in ein Heim für 'schwachsinnige' Mädchen und Frauen im Alter von 18 - 50 Jahren überwiesen. In diesem Heim entwickelten sich die beiden Mädchen überraschend positiv: Nach sechs Monaten erschienen sie aufgeweckt, fröhlich, mit den Erwachsenen spielend, sie hatten einen geistig normalen Entwicklungsstand erreicht, der auch in den folgenden Jahren bei weiterem Aufenthalt in dem Heim konstant blieb. Die Ursache für diese positive Entwicklung lag darin, dass die beiden Kleinkinder bei den retardierten Frauen im Mittelpunkt standen und viel Zuwendung von ihnen erfuhren.

Aufgrund dieser Beobachtung wurden 13 weitere intelligenzmäßig stark retardierte Kinder – durchschnittlicher IQ: 64 –, die seit Geburt im Waisenhaus lebten, im Alter von 7 - 35 Monaten in das Heim für die retardierten Frauen überweisen, wo sie von diesen Frauen betreut wurden und beträchtliche affektive Zuwendung erfuhren. In Form einer Längsschnittstudie wurde die Intelligenzentwicklung dieser Kinder untersucht und mit der Intelligenzentwicklung von 12 Kindern verglichen, die zum Zeitpunkt der ersten Untersuchung 12 - 22 Monate alt waren und da eine relativ bessere Intelligenz –

durchschnittlicher IQ: 87 – aufwiesen. Diese Kinder blieben mindestens 2 weitere Jahre im Waisenhaus. (vgl. 1966) Bei allen Kindern, die in das Heim für retardierte Frauen überwiesen waren, zeigte sich bei einer Intelligenzuntersuchung nach 1 - 2 Jahren ein deutlicher Anstieg der Intelligenz – durchschnittlicher IQ: 92 (vgl. 1942). Bei Kindern, die bei der Überweisung schon 2 Jahre alt waren, fiel der Intelligenzanstieg zwar deutlich aus, aber nicht so stark wie bei den im früheren Alter überwiesenen Kindern (vgl. 1942). Demgegenüber nahm die altersgemäße Intelligenz bei den im Waisenhaus bleibenden Kindern deutlich ab; im Alter von 3 - 4 Jahren war der durchschnittliche IQ auf 61 gesunken. 11 der ins Heim für retardierte Frauen überwiesenen Kinder wurden im Alter von 4 - 6 Jahren adoptiert; ihre Intelligenz stieg weiter an bis zu einem durchschnittlichen IQ von 101. Die zwei restlichen Kinder blieben im Heim für die retardierten Frauen, mit der Folge, dass ihre Intelligenzentwicklung Rückschritte machte.

Die als Kinder untersuchten Menschen wurden 20 - 25 Jahre später im Erwachsenenalter wieder aufgesucht und zu ihrem Lebensweg und gegenwärtigen Status interviewt. Die zunächst auf der Intelligenzebene untersuchten Unterschiede zwischen den beiden Gruppen hatten sich deutlich verfestigt. Die Menschen die als Kinder ins Heim für retardierte Frauen überwiesen waren, hatten sich in das gesellschaftliche Leben positiv integriert: kein antisoziales, delinquentes oder psychiatrisch auffälliges Verhalten, nahezu alle verheiratet, beruflich integriert in die Mittel- oder Arbeiterklasse; ihre Kinder, 28 Kinder der 10 verheirateten Mitglieder, wiesen alle eine normale Intelligenz auf, besondere Schul-schwierigkeiten wurden von ihnen nicht berichtet. Demgegenüber wiesen die Menschen, die als Kinder im Waisenhaus geblieben waren, eine deutlich negativere Entwicklung auf. Zunächst kamen sie nicht in Pflege- oder Adoptivfamilien, sondern erlebten in ihrem Werdegang mehrere Heime hintereinander. Zum Zeitpunkt des letzten Interviews lebten 4 Personen immer noch in Institutionen, vorwiegend psychiatrischer Art; die Anderen waren unbeschäftigt oder verrichteten einfache Aushilfs- und Gelegenheitsarbeiten. Nur ein Mann war verheiratet und hatte sich beruflich hochgearbeitet bis zu einer hoch spezialisierten technischen Tätigkeit. SKODAK gibt – laut PECHSTEIN (1974b, vgl. S. 72) – weitere Informationen über den Werdegang dieses "Ausnahmefalles": Im Alter von 6 Jahren, als der Mann intelligenzmäßig auf einen IQ von 67 gesunken war, wurde er im Rahmen einer Promotionsarbeit über Sprachtraining und kognitive Entwicklung einem intensiven Stimulationsprogramm unterworfen und wegen eines Sinnesdefektes in eine Spezialschule überführt, wo er die besondere Aufmerksamkeit einer Betreuerin erweckte und in ihre Familie einbezogen wurde.

Die Untersuchungen von SKEELS und seinen Mitarbeitern sind bisher die einzigen Längsschnittstudien, wo das Schicksal von Menschen, die in den ersten Jahren ihres Lebens in verschiedenen Heimen lebten, bis ins Erwachsenenalter hinein verfolgt wurde. Letztlich können nur solche Studien zuverlässigen Aufschluss darüber geben, welche Bedeutung verschiedene Sozialisationsbedingungen für die gesamte Entwicklung haben und in welchem Ausmaß deprivierende Lebenserfahrungen durch Formen frühkindlicher Heimerziehung schädlich sind. Die Forschungsgruppe hat sich zwar auf die Untersuchung der intellektuellen Entwicklung und allgemeinen sozialen Anpassung beschränkt und dabei Aspekte von sozialem Verhalten und von Persönlichkeitscharakteristika kaum berücksichtigt. Folgende wertvolle und gültige Schlüsse können aus diesen Untersuchungen gezogen werden:

- a) Das Ausmaß an allgemeiner quantitativer Umweltstimulation und an qualitativer affektiver Zuwendung von Erwachsenen ist entscheidend für die Intelligenzentwicklung. Ein Mangel an Umweltstimulierung und affektiver Zuwendung, wie er in den meisten Heimen vorhanden ist, kann eine anfangs durchschnittlich verlaufende Intelligenzentwicklung einschränken und das Intelligenzniveau auf das Niveau von Debilität sinken lassen, wenn das Kind zur Zeit der Heimeinweisung noch nicht 2 Jahre alt ist. Ebenso kann aber auch der Wechsel in eine soziale Umwelt, in der das Kind affektive Zuwendung erfährt, deutlich positive Veränderungen in der Intelligenzentwicklung hervorrufen. Dabei scheint die intelligenz- und persönlichkeitsmäßige Qualität der Erwachsenen, von denen das Kind affektive Zuwendung erfährt, von untergeordneter Bedeutung zu sein.

- b) Intelligenzretardationen sind heilbar, aufholbar, wenn sie durch deprivierende Erfahrungen bedingt sind. Selbst wenn die Überweisung in eine anregendere soziale Umwelt erst im 5. Lebensjahr erfolgt oder wenn gar mit einem Spezialtraining erst im 7. Lebensjahr bei zusätzlicher Eingliederung in eine sich affektiv zuwendende mitmenschliche Umgebung begonnen wird können intelligenzmäßig retardierte Kinder große Fortschritte bis hin zu einem gut durchschnittlichen Intelligenzniveau machen. Eine Prognose "unheilbar" erscheint von daher für die frühe Kindheit grundsätzlich ungerechtfertigt, falls keine organischen Defekte nachweisbar sind.
- c) Der Lebensweg der im Waisenhaus aufgewachsenen Menschen zeigt, dass eine stark deprivierende Heimerziehung, die im 1. oder 2. Lebensjahr beginnt und nahezu unterbrechungslos die ganze Kindheit andauert, zu einem gesellschaftlichen Status führt, der zur unteren Unterschicht oder zum Lumpenproletariat gerechnet wird, wo die Möglichkeit gesellschaftlicher Anerkennung auf ein Minimum reduziert ist.

In einer weiteren Studie untersucht SKEELS (1948) die Intelligenz von insgesamt 249 Kindern in verschiedenen Altersstufen, die alle vor dem 6. Lebensmonat ins Heim und alle vor dem 24. Monat, meistens aber auch in den ersten 6 Monaten, in eine Adoptivfamilie kamen. Die Kindeseltern stammten durchweg aus der unteren Unterschicht – geringe Intelligenz der Kindesmutter und/oder Status eines ungelerten Arbeiters beim Kindsvater –; die Adoptiveltern hatten dagegen einen Mittelschichtstatus. Intelligenzmäßig glichen sich die Kinder den Adoptiveltern an, d. h. sie hatten ein gut durchschnittliches Intelligenzniveau. Diese Untersuchung verweist u. a. auf die große Umweltabhängigkeit der Intelligenzentwicklung und die geringere konstitutionelle Determiniertheit durch Intelligenz und Status der Kindeseltern.

2.1.3.5 Die Untersuchungen von GOLDFARB zu Langzeiteffekten früher Heimerziehung

In den Jahren zwischen 1943 und 1949 führte W. GOLDFARB in den USA mehrere Untersuchungen zu Langzeiteffekten des Aufwachsens während der ersten drei Lebensjahre in pflegerischen und erzieherischen Institutionen durch. Es waren die ersten systematischen Untersuchungen zu Langzeiteffekten frühkindlichen Institutionsaufenthaltes und dienten als Beitrag zu dem in der öffentlichen Fürsorge diskutierten Problem, ob eine Erziehung von Kleinkindern in Institutionen oder in Pflegefamilien besser sei (vgl. 1943a, S. 249). Dabei verwandte er die Methode der rückblickenden Folgestudien (zur Einteilung von Untersuchungsmethoden vgl. 2.2.1). Er verglich innerhalb einer Gesamtstichprobe 6- bis 14-jähriger Kinder, die seit ihrem ersten Lebensjahr der öffentlichen Erziehung anvertraut waren und zur Zeit der Untersuchung in Pflegefamilien lebten, die Gruppe von Kinder, die erst nach einem Aufenthalt im 1. - 4. Lebensjahr in einer Pflegefamilie vermittelt wurden, mit der Gruppe von Kindern, die schon vom ersten Jahr an in einer Pflegefamilie aufwuchsen. Er stellte in mehreren Untersuchungen (vgl. Übersicht A im Anhang 2) jeweils nach Alter und Geschlecht paarweise parallelisierte Stichproben mit 15 - 40 Kindern pro Einzelstichprobe zusammen und verwandte eine relativ breite Skala von Untersuchungsmethoden: Verhaltensbeobachtungen, Ratings von Sozialarbeitern über Verhaltensstörungen und Gelungenheit einer Anpassung, Experimente, Intelligenz-, Fragebogen und Rorschachtests, biographische Anamnesen in Bezug auf Häufigkeit und Ursachen von Wechselfahrungen nach dem Kontakt mit der ersten Pflegefamilie. Die in mehreren Studien verwandte Stichprobe der je 15 ehemaligen Heim- und Pflegekinder (vgl. 1943c, d, 1944, 1945b) lebte zur Zeit der Untersuchungen unter weitgehend ähnlichen Bedingungen: der soziale Status ihrer jetzigen Pflegefamilien unterschied sich nicht; das Verhältnis der Kinder zu ihren Pflegefamilien erschien in nahezu allen Fällen befriedigend; auch die Anzahl der erfahrenen Wechsel von Pflegefamilien war bei beiden Gruppen annähernd gleich. Ebenso unterschieden sich die leiblichen Mütter beider Gruppen nicht hinsichtlich ihrer nationalen Herkunft und ihres erzieherischen Status; die Mütter der ehemaligen Heimkinder wiesen sogar ein höheres Sprach- und Intelligenzniveau auf. Diese Kinder waren vorwiegend wegen ihrer Unehelichkeit in die öffentliche Erziehung übernommen worden, und sie blieben in den ersten drei Jahren wahrscheinlich auch deswegen mehr im Heim, da man von ihnen annehmen konnte, dass sie eher zu ihren in höherem Sozialstatus lebenden Eltern zurückkehren könnten (vgl. 1943 c).²⁶

²⁶ Damit wird der von manchen Autoren erhobene Verdacht gegen die Studien GOLDFARBs (vgl. SCHMALOHR 1975, S. 224f.) entkräftigt, dass es sich bei den ehemaligen Heimkindern um von vornherein geschädigte Kinder handelte, bei denen eine Unterbringung in Familien nicht auf Antrieb gelang.

Wegen gut spezifizierter Stichproben, ihrer nach biographischen Gesichtspunkten hohen Homogenität sowie der Anwendung vielfältiger und zuverlässiger Untersuchungsmethoden stellt AINSWORTH (1962) diese Studien unter methodenkritischen Gesichtspunkten als vorbildlich hin. Berücksichtigt man die grundsätzliche Schwierigkeit von rückblickenden Folgestudien, feststellbare Effekte auf die Erfahrung einer klar identifizierbaren, in sich einheitlichen biographischen Situation zurückzuführen, so löste GOLDFARB diese Schwierigkeit methodisch relativ gut, indem er zwei seit dem ersten Lebensjahr der öffentlichen Erziehung anvertraute Gruppen gegenüberstellte, deren Sozialisationsbedingungen sich fast nur durch den Heim- oder Pflegefamilienaufenthalt in den ersten drei Jahren unterschieden. Bejaht man die These von entscheidenden Entwicklungsprägungen in den ersten Lebensjahren, so lässt sich methodisch relativ zuverlässig sagen, dass festgestellte signifikant unterschiedliche Untersuchungsergebnisse bei den beiden Gruppen auf die Bedingungen des frühkindlichen Aufenthaltes in Institutionen zurückführbar sind. Die methodische Qualität dieser Untersuchungen wurde bis heute nur von wenigen Studien zu Langzeiteffekten früher Heimerziehung erreicht.

GOLDFARB stellt die Bedingungen, die das Kleinkind in einer Institution erfährt, unter dem Konzept "institutional deprivation" dar (vgl. 1945a). Durch ihn fand der Begriff "deprivation" Eingang in die entsprechende angloamerikanische Forschung (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 55). Er beschreibt die deprivierenden Bedingungen in Institutionen unter zwei Aspekten: als Mangel an allgemeiner Stimulation und im Sinne fehlender Möglichkeiten zu affektiven mitmenschlichen Kontakten (vgl. 1947, S. 449; 1955, S. 106ff.). In den Institutionen lag nach GOLDFARB das Hauptaugenmerk auf der medizinischen Vorbeugung vor epidemischer Infektion. Der hygienische Gesichtspunkt wurde so sehr betont, dass die Säuglinge bis zum Alter von 9 Monaten in einengenden Kästen gehalten wurden; Pflegekontakte wurden sehr flüchtig gehalten (vgl. 1947, S. 456; vgl. auch die Aussagen oben, 2.1.2). Solche Pflegebedingungen bedeuten für das Kleinkind eine nahezu vollständige soziale Isolation während des ersten Lebensjahres; weiterhin erschienen die Erfahrungsmöglichkeiten in den zwei folgenden Lebensjahren nur geringfügig erweitert. Das Kleinkind konnte in den Institutionen also nur extrem begrenzte und weitgehend stereotype Stimulation erfahren; die sachliche und mitmenschliche Umwelt konnte dem Kind nur wenig Anregungen bieten, die eine Entwicklung vorantreiben können. Möglichkeiten zu sprachlichen Erfahrungen waren kaum vorhanden. In einer solchen Institution hat das Kind kaum Möglichkeiten, sein eigenes Leben und seine Aktivität selbstständig zu regulieren; eine Verhaltenskontrolle wird ersetzt durch die externe Kontrolle der institutionellen Routine. Im Bereich der mitmenschlichen Beziehungen entbehrt das Kind unter institutionellen Bedingungen einen warmen, herzlichen, beständigen Kontakt mit einer spezifischen erwachsenen Person; die Kontakte, die das Kind in der Institution erleben kann, sind nur kurz und oberflächlich. Aufgrund der äußeren Bedingungen, dass ein Erwachsener für viele Kleinkinder sorgt, dass das einzelne Kind an einem Tage von einer Pflegeperson zu anderen weitergereicht wird und dass das Pflegepersonal für eine Kindergruppe häufig wechselt, weisen die Interaktionen zwischen Kind und Erwachsenem geringe Kontinuität auf; sie bleiben oberflächlich, wenig spezifisch, in emotionaler Hinsicht sehr verarmt. Das Kind erfährt kaum anregende Anerkennungen. Bedürfnisbefriedigung kann es nur unregelmäßig und als durch Routine geleitet erleben.

Die längerfristigen Auswirkungen dieser Deprivationserfahrung (zu den Einzelergebnissen der Untersuchungen vgl. Übersicht A im Anhang 2) sieht GOLDFARB bei der "Institutionsgruppe" – das sind die Kinder, die in den ersten drei Jahren in einem Heim aufwuchsen – in einer ungewöhnlichen und relativ homogenen Art der Persönlichkeitsentwicklung, die sich von der der "Familiengruppe" unterscheidet (vgl. 1943c). Insgesamt zeigen die Kinder der "Institutionsgruppe" nach GOLDFARB in allen Aspekten der Persönlichkeit einen Mangel an Differenzierung und Entwicklung (vgl. 1955). Sie erscheinen ihm in ihrer Persönlichkeit relativ undifferenziert, intellektuell und emotional verarmt und tendieren insgesamt zu Passivität und Apathie. Genauer lässt sich das Persönlichkeitsbild der Kinder mit dem Autor im Wesentlichen in drei Bereichen beschreiben, in Bezug auf Intelligenz und Denken, in Bezug auf allgemeines soziales Verhalten, besonders auf Verhaltenskontrolle, sowie in Bezug auf Reaktionen in konkreten mitmenschlichen Beziehungen.

- Im Bereich der Intelligenz erscheinen die früheren Heimkinder retardiert und beträchtlich unterdurchschnittlich entwickelt. Die mangelnde Entwicklung betrifft einmal ihre sprachliche Fähigkeit; sie weisen größere Sprachdefizite auf. Andererseits hebt GOLDFARB besonders die relative Unfähigkeit im abstrakten Denken bei der Heimgruppe hervor: das abstrakte und konzeptbildende Denken erscheint auf einem primitiveren Entwicklungsstand fundamental fixiert (vgl. besonders 1943c, auch 1943d und 1944). Die Fähigkeit zur Konzeptbildung beruht darauf, eine Mannigfaltig-

keit von erfahrenen Stimuli kognitiv so organisieren und verarbeiten zu können, dass sie eine bleibende Bedeutung gewinnen, dass man aus ihnen Schlüsse ziehen kann; Konzeptbildung bedeutet, von vereinzelt konkreten Erfahrungen so abstrahieren und generalisieren zu können, dass man kognitive Beziehungen zwischen ihnen herstellt (vgl. 1945b, S. 248f.). Im Rahmen des konzeptbildenden Denkens nutzt GOLDFARB auch den Begriff "abstract attitude" zur Kennzeichnung einer Denkhaltung, die sich durch aktives Denken und Hypothesenbildung, durch selbstkritisches Gewahrwerden eigener Aktivität sowie durch die Fähigkeit, eigenes Verhalten in Rechnung zu stellen, auszeichnet. Als Gegenpol ist die "concrete attitude" eine an konkreten Einzelerfahrungen festhaltende Denkhaltung (vgl. 1943c, S. 112f.). Bei den Heimkindern erscheint die "abstract attitude" kaum ausgebildet, sie scheinen kaum zu selbstkritischer Betrachtung und zu einem kognitiven Lernen aus Erfahrung fähig; vielmehr bleiben sie am Konkreten haften, an einem Lernen nach der Art des Versuchs-Irrtums-Experimentierens. Die mangelnde Ausbildung des abstrakten und konzeptbildenden Denkens bei den ehemaligen Heimkindern bedingt nach GOLDFARB die genannte intellektuelle und emotionale Verarmung und verursacht zum großen Teil die Abwesenheit normaler Reifung und Differenzierung der Persönlichkeit. In einem Test zur Konzeptfähigkeit, dem Weigl-Color-Form-Test, lagen die ehemaligen Heimkinder sogar niedriger als hirngeschädigte Kinder (vgl. 1943c). Die für die Heimgruppe geringe Ausbildung der "abstract attitude" ist nach GOLDFARB nicht nur eine Reflektion einer geringen Intelligenz, vielmehr äußert sie sich auch in anderen Bereichen. Mit der mangelnden Entwicklung konzeptbildenden Denkens hängt vor allem auch eine unzureichende Entwicklung des Raum- und Zeitkonzeptes zusammen; ein Defizit im Zeitkonzept besagt eben die Unfähigkeit, aus Vergangenen zu lernen und daraus planvoll ziel- und zukunftsorientiertes Handeln ableiten zu können. Diese Mängel in der Abstraktionsfähigkeit und dem Zeitkonzept wirken im folgenden Sinne verhaltensdeterminierend.

Den ehemaligen Heimkindern fällt es schwer, sich an die Vergangenheit zu erinnern, Zukunft zu antizipieren und Folgen ihres Verhaltens abschätzen zu können. Ihre Reaktionen erscheinen deshalb vorwiegend unmittelbar, unorganisiert, augenblicksbezogen; rationale Kontrolle und Zielorientiertheit bestimmen ihr Handeln nur in geringem Ausmaß. Verhaltenszüge wie Hyperaktivität, Rastlosigkeit und Konzentrationsunfähigkeit erscheinen hervorstechend. Bei nahezu allem Verhalten scheint eine über den Augenblick hinausreichende Zielbezogenheit und Orientierung zu fehlen. Die grundlegende Ziellosigkeit des Verhaltens äußert sich u. a. als Mangel an Initiative, als Passivität in Bezug auf planvolles Handeln. Bereitschaft und Ehrgeiz zu lernen erscheinen sehr gering; erhöhte Lernschwierigkeiten sind u. a. die Folge. Bei nahezu allen untersuchten ehemaligen Heimkindern erscheinen die Schulleistungen gering, die meisten Kinder hatten in der Grundschule schon eine Klasse wiederholt oder befanden sich auf einer Sonderschule.

- Da jedes Verhalten letztlich in irgendeiner Form auf Bedürfnisbefriedigung abzielt, lässt sich die Ziellosigkeit des Verhaltens des Heimkindes auch als Tendenz kennzeichnen, Sofortbefriedigung von Bedürfnissen zu erheischen, verbunden mit einer Unfähigkeit, Aufschub von Bedürfnisbefriedigung ertragen zu können. Das Streben nach Sofortbefriedigung bleibt jedoch oft unerfüllt. Dadurch wird Angst, Frustration erzeugt und eine unerträgliche Spannung, die sofort wieder abregiert werden muss und die bei den Kindern oft in aggressives Verhalten umschlägt. Mit der Unfähigkeit zum Bedürfnisaufschub korrespondiert bei den Heimkindern eine mangelnde interne Verhaltenskontrolle; es mangelt ihnen an 'normaler' Inhibition, an sozialer Kanalisierung von Impulsen. Ihre oft unkontrollierten, impulsiven Reaktionen sind in ihrem Kontakt mit der Umwelt, besonders in der Schule und auch im Kontakt mit gleichaltrigen Kindern, häufiger Quelle von Ärger. U. a. ließen sich bei den betreffenden Kindern auch sadistische Quälereien an anderen Kindern und Tieren feststellen, wobei Aggressionen und grausame Verhaltensweisen bei ihnen jedoch keine 'normalen' Angstreaktionen und Schuldgefühle hervorriefen. Insgesamt erschienen die ehemaligen Heimkinder in ihrer sozialen Reife weit zurück. Bei manchen von ihnen trug ihr negatives Sozialverhalten zum Wechsel von einer Pflegefamilie zur anderen bei (vgl. 1943b).
- Im Bereich der mitmenschlichen Beziehungen zeigten die ehemaligen Heimkinder in Goldfarbs Untersuchungen ein äußerlich widersprüchliches Bild. Ihre Suche nach ständiger Bedürfnisbefriedigung bezog sich besonders auf die Suche nach Zuneigung von Erwachsenen; in ihrem Verlangen nach affektiver Annahme wandten sie sich nahezu unterschiedslos an neu in ihren Blickkreis tretende Erwachsene. Andererseits konnten sie jedoch keine tieferen Bindungen an einen Erwachsenen herstellen; ihre Beziehungen blieben oberflächlich; sie waren kaum fähig, emotionale Angebote anderer Personen zu erwidern; ihr eigenes Liebespotential blieb gering (vgl. 1955). In

der Testsituation zeigten sich die ehemaligen Heimkinder allgemein furchtsamer und scheuer; sie waren weniger ehrgeizig und sprachen auf Sympathie weniger an. Im Spiel mit anderen Kindern zeigten sie sich vorwiegend eigensüchtig; wie schon erwähnt, neigten sie auch zu sadistischen Quälereien anderer Kinder; dadurch waren sie bei ihnen häufiger wenig beliebt; echte Kontakte zu Gleichaltrigen kamen also bei den ehemaligen Heimkindern weniger vor. In ihren sozialen Beziehungen blieben diese Kinder trotz ihres exzessiven Verhaltens nach Zuneigung insgesamt mehr zurückgezogen und isoliert.

In seinem Aufsatz von 1955 fasst GOLDFARB die Ergebnisse seiner Untersuchungen zusammen, indem er Verbindungen zwischen den einzelnen Phänomenen aufzeigt und sie in einem theoretischen Kontext als Auswirkungen der institutionellen Bedingungen darstellt, die die Kinder in den ersten drei Jahren erlebt haben. Dabei betrachtet er als Hauptmerkmal der institutionellen Bedingungen das Aufwachsen ohne Familie, nämlich dass das Kind im Heim einen intensiven, kontinuierlichen Austausch von positiven sozialen Emotionen mit spezifischen Erwachsenen entbehren muss. GOLDFARBs Zusammenfassung (1955) der beobachteten Phänomene sei nachfolgend wiedergegeben:

"Die Institutionskinder waren intellektuell mehr retardiert. Von großer Bedeutung war auch der Befund, dass sie in der Fähigkeit der Konzeptbildung ("conceptual ability") unterschiedlich benachteiligt waren. Es schien ein Mangel an Differenzierung und Entwicklung in allen Aspekten der Persönlichkeit vorhanden zu sein. Am bemerkenswertesten war der allgemeine Stand der intellektuellen und emotionalen Verarmung und Passivität. Entsprechend der kognitiven Unfähigkeit zeigten sich verschiedene emotionale Trends, hauptsächlich die Abwesenheit normaler Fähigkeit für Kontrolle. Die Institutionsgruppe zeigte extrem schwieriges Verhalten mit Symptomen von Hyperaktivität, Rastlosigkeit, Konzentrationsunfähigkeit und Unleitbarkeit. Weiterhin hatten sie keine ursprünglichen Bindungen, obwohl sie unterschiedslos und unbefriedbar nach Zuneigung verlangten. Sie waren unfähig zur Erwidern von Gefühlen, und ihr geringes Liebespotential war mit der Abwesenheit normaler Spannung in Situationen verbunden, die gewöhnlich solche Spannung hervorrufen. Ähnlich zeigte sich eine Abwesenheit normaler Angst als Folge aggressiven oder grausamen Verhaltens. Schließlich zeigten die Institutionskinder einen spezifischen Mangel an sozialer Reife" (S. 108ff., eigene Übersetzung). Die Syndrome der geringen intellektuellen Leistungsfähigkeit, der Hyperaktivität, Konzentrationsunfähigkeit und Apathie versteht GOLDFARB als Auswirkung des Grundbildes einer geringen Verarbeitungsfähigkeit der ganzen Persönlichkeit, die mit Tests zur Konzeptbildung erfasst und durch die „abstract attitude“ repräsentiert wird.

Diese Verarbeitungsfähigkeit bzw. die „abstract attitude“ wird von Goldfarb auch im Sinne der psychoanalytischen Ich-Psychologie als Grundfunktion des Ich dargestellt; die Qualitäten der „abstract attitude“ lassen sich auch als Ich-Qualitäten kennzeichnen. „Die abstrakte Haltung wird in solchen Aktivitäten wie Überlegen, Hypothesenbildung, selbstkritisches Gewahrwerden und in der Fähigkeit, eigenes Verhalten in Rechnung zu stellen, repräsentiert. Sie beinhaltet die Fähigkeit, sein Selbst von der unmittelbaren Wirkung innerer und äußerer Erfahrung zu lösen. Sie schließt die Fähigkeit ein vorzuplanen, reflektiv von einem Aspekt der Situation zu einem Anderen umzuschalten, die fundamentale Bedeutung eines Ganzen zu begreifen und allgemeine Besonderheiten zu abstrahieren. Diese Fähigkeiten sind wesentlich für die geeignete Angleichung an die Forderungen der Realität. Solch eine Angleichung ist die spezielle Aufgabe der regulativen und koordinierenden Aspekte des Selbst – oft auch das Ich genannt. Es ist dieser psychische Mechanismus, der den menschlichen Organismus befähigt, effizient ohne Schaden zu handeln und in Einklang mit langfristigen Bedürfnissen. Dem Individuum ist es dabei ermöglicht, innerhalb der Bande der Realität zu handeln. Es ermöglicht der Person, zwischen solchen Bedürfnissen, die unmittelbar befriedigt werden können, und solchen zu unterscheiden, die realistischere Warten auf Befriedigung erfordern. Es ist die Basis für ausichtsreiches, rationales Verhalten. Anscheinend sind die Institutionskinder, denen eine normale elterliche Beziehung in ihrer Kindheit vorenthalten wurde, ernst benachteiligt in der Ich-Bildung" (S. 112). "Die Fähigkeit, die unmittelbare Ausführung von motorischen Impulsen aufzuschieben, ist die Grundlage für konzeptbildendes Denken und für die Fähigkeit, mit Absicht, Effizienz und Genauigkeit zu handeln. Die Institutionskinder sind allgemein geschädigt in ihren Fähigkeiten, Reaktionen zu hemmen. Dies zeigt sich in ihrer Ziellosigkeit, kurzen Ausdauer und Konzentration, Rastlosigkeit und in der Tendenz, Hinderungen keine Aufmerksamkeit zu schenken" (S. 113).

Den wichtigsten Befund seiner Studien sieht der Autor darin, *"dass, wenn Säuglingen jede Gelegenheit für engen Kontakt mit einer Mutter verweigert wird, sie eine einzigartige Unfähigkeit zeigen, nahe,*

reziproke menschliche Beziehungen einzugehen. In anderen Worten, sie können eine andere Person nicht lieben. Sie mögen sich anklammern, und sie tun es typischerweise so unterschiedslos. Trotzdem lieben sie nicht und können nicht dauernde tiefe Bindungen aufrechterhalten." (S. 115) Dadurch, dass solche Kinder die Erfahrung positiver kontinuierlicher Beziehungen mit Erwachsenen entbehren, fehlt ihnen auch die Basis, sich mit ihnen zu identifizieren. Dem Identifikationsprozess des Kindes mit erwachsenen Personen in seiner Primärgruppe – er beruht ja darauf, dass das Kind bestrebt ist, die erlebten Beziehungen in seiner Primärgruppe aufrechtzuerhalten, und sich deshalb den Wünschen und Vorstellungen zentraler Beziehungspartner angleicht, seien sie diesen bewusst oder unbewusst, und sie zu seinen eigenen macht – kommt in allen sozialisationstheoretischen Konzepten eine wesentliche Bedeutung innerhalb der primären Sozialisation zu. Mangelnde Möglichkeiten zur Identifikation mit nahestehenden erwachsenen Personen haben verschiedene Auswirkungen, auf die nahezu alle Forscher der damaligen Zeit, die theoretisch die langfristigen Effekte frühkindlicher Deprivation erörtern, eingehen, so GOLDFARB (1955), BENDER (1947), BOWLBY (1952) und andere dort zitierte Autoren. GOLDFARB betrachtet die mangelnde Identifikationsfähigkeit als Ursache für die Unfähigkeit, Bedürfnisbefriedigung aufzuschieben zu können; diese Unfähigkeit macht er zugleich für den Mangel in der kognitiven Verarbeitungsfähigkeit, für die Rückstände im Bereich konzeptbildenden Denkens und zielorientierten Handelns verantwortlich. Der Wunsch des Kindes, sich die elterliche Liebe zu erhalten, ist nach GOLDFARB der wichtigste Anreiz, eine Verhaltenskontrolle aufzubauen in dem Sinne, dass das Kind erwünschtes Verhalten beibehält bzw. fördert und unerwünschtes Verhalten vermeidet; dadurch wird es fähig, impulsive Reaktionen aufzuschieben.

Eine der Studien GOLDFARBs geht noch auf differentielle Aspekte bei den Heimkindern ein (vgl. 1947); in ihr wird untersucht, welche konkreten Bedingungen im Lebenslauf der Heimkinder mit einer schlechteren sozialen Anpassung korrespondieren, indem Lebensläufe und Fallberichte von 15 als sozial gut angepasst erscheinenden ehemaligen Heimkindern denen von 15 anderen ehemaligen Heimkindern gegenübergestellt werden, die als schlecht angepasst gelten. Die negativ auffällige Gruppe war in der Hauptsache eher ins Heim eingewiesen worden, durchschnittlich im 6. Monat, während die anderen Kinder allgemein erst gegen den 11. Monat ins Heim kamen. Dadurch waren die schlechter angepassten Kinder auch in der Regel länger im Heim. Die Anpassung an die erste Pflegefamilie verlief bei diesen Kindern zudem allgemein schlechter; sie erlebten auch mehr Wechsel von einer Pflegefamilie zur Anderen. Die unterschiedliche Anpassung schien weniger von den Reaktionen der leiblichen Eltern oder der ersten Pflegeeltern abzuhängen; die Pflegeeltern galten allgemein als um Herzlichkeit bemüht. Diese Untersuchung weist auf die negative Bedeutung eines frühen Zeitpunktes der Heimeinweisung hin; eine Heimeinweisung vor der Etablierung einer individuellen Beziehung des Kleinkindes zwischen dem 6. - 8. Monat scheint negativere Folgen zu haben, als eine, die erst dann erfolgt, wenn das Kind eine individuelle Beziehung erfahren hat. Man kann annehmen, dass die gänzliche Entbehrung der Erfahrung einer bedeutsamen ersten Bindung bei den schlechter angepassten Kindern auch zu einer geringeren Anpassung an die erste Pflegefamilie beiträgt. Dadurch kommen diese Kinder auch eher in den Teufelskreis, wo sich der Mangel an allgemeiner sozialer Anpassung und die Anzahl von Trennungserfahrungen gegenseitig aufschaukeln.

Insgesamt zeichnet GOLDFARB ein sehr negatives Bild der Auswirkung eines Heimaufenthaltes in den ersten drei Jahren, besonders in den Aspekten der intellektuellen Entwicklung. Die von Goldfarb untersuchten ehemaligen Heimkinder sind anscheinend in Institutionen aufgewachsen, wo extrem depravierende Bedingungen hinsichtlich allgemeiner Umweltstimulation herrschten, wahrscheinlich ähnlich extensiv auf Hygiene und damit auf weitgehende Vermeidung von Kontakten der Kinder mit der sachlichen und menschlichen Umwelt ausgerichtet wie die von SPITZ untersuchten Institutionen. Die Beobachtungen der so langfristigen starken intellektuellen Retardation der betreffenden Kinder wurden in späteren Untersuchungen kaum wiederholt; spätere Studien weisen in dieser Hinsicht auf ein besseres Bild, dass nämlich bei Heimkindern festgestellte intellektuelle Retardierungen aufgeholt werden können, wenn die Kinder in eine Pflegefamilie kommen, seien sie auch schon 3 Jahre alt (vgl. z. B. VODAK/MATEJCEK 1969).

GOLDFARBs wesentliches theoretisches Verdienst – neben der methodischen Güte seiner Untersuchungen – ist es, auf die Zusammenhänge von intellektuellen Mängeln besonders im Bereich des abstrakten Denkens und der kognitiven Verarbeitungsfähigkeit mit den sozio-emotionalen Entbehrungen hingewiesen zu haben, die in einer Unfähigkeit resultieren, die Abreaktion verspürter Spannungen zugunsten längerfristiger Orientierungen aufzuschieben. Zu diesen theoretischen Schlussfolgerungen halfen GOLDFARB allerdings auch die Beobachtungen von LOWREY (1940), BENDER (1947) und

die theoretischen Erörterungen BOWLBYs (1952).

In der Frage um die soziale Anpassung weisen die ehemaligen Heimkinder in Goldfarbs Untersuchungen zwar viele Verhaltensstörungen auf, besonders im Bereich des Lernens und der schulischen Anforderungen. Insgesamt verlief ihre soziale Anpassung jedoch nicht ausschließlich negativ, klammert man mal Charakteristika wie die Unfähigkeit zu intensivieren mitmenschlichen Beziehungen aus: Sozial abweichendes Verhalten im üblichen Verständnis von Delinquenz oder Kriminalität fiel bei den betreffenden Kindern nicht deutlich auf; die Beziehungen zwischen den Kindern und den Pflegeeltern zur Zeit der Untersuchung wurden von den beteiligten Sozialarbeitern in nahezu allen Fällen als befriedigend eingestuft. (vgl. 1943c, d), und immerhin konnten auch für die spätere Untersuchung (1947) mindestens 15 Kinder als gut angepasst eingestuft werden.

2.1.3.6 Sozialstörungen in Untersuchungen von J. BOWLBY und L. BENDER

In ihren Untersuchungen verwenden J. BOWLBY (1946) und L. BENDER (1947) aus ihrer psychiatrischen Praxis heraus die Klassifikationen "affectionless character" und "psychopathic behaviour disorder", die dem angloamerikanischen Begriff der Psychopathie nahe stehen und von psychoanalytischen Theorien untermauert werden; sie beschreiben mit diesen Klassifikationen charakterspezifische Langzeitauswirkungen von Entbehren einer konstanten Primärgruppe in der frühen Kindheit.

a) Die Untersuchung von J. BOWLBY (1946)

In einer Studie untersucht BOWLBY Anamnese und Persönlichkeitsbilder von 44 Jugendlichen zwischen 7 und 16 Jahren, die wegen Diebstählen auffällig geworden waren und einer Child Guidance Clinic zugeführt wurden. Dabei verwendet er fünf psychiatrische Kategorien eines gestörten Charakters, u. a. die Kategorie des "affectionless character", der sich auszeichnet durch "lack of affection, shame or sense of responsibility" (1946, S. 6), durch einen Mangel an gezeigten Emotionen, an Scham oder Sinn für soziale Ansprechbarkeit.

In seiner Untersuchung stellt Bowlby einen engen Zusammenhang zwischen persistenten abweichendem Verhalten bzw. einer "delinquenten Charakterentwicklung, dem Erlebnis einer verlängerten Mutter-Kind-Trennung in den ersten 5 Lebensjahren und dem "affectionless character" fest, so dass er zu der Schlussfolgerung kommt: "Eine verlängerte Trennung eines Kindes von seiner Mutter (oder einem Mutterersatz) während der ersten fünf Lebensjahre steht weit vorne unter den Ursachen für eine delinquente Charakterentwicklung und beständiges Fehlverhalten." (1946, S. 41, eigene Übers.)

Die Jugendlichen mit einem "affectionless character", 14 an der Zahl, beschreibt Bowlby folgendermaßen: Sie zeigten seit ihrer Kleinkindzeit niemals normale Zuneigung in Bezug auf eine andere Person; sie waren auffällig zurückgezogen und unansprechbar, antworteten weder auf Freundlichkeit noch auf Strafe und riefen Gefühle sozialer Frustration in anderen hervor, weil sie niemanden an sich herankommen ließen. Mit anderen Kindern hatten sie keine realen Freundschaften. Sie streunten und führten ihre Diebstähle alleine durch. Im kurzen Interview machten sie zunächst einen guten Eindruck: sie wirkten oberflächlich genial. (vgl. S. 20f.) In Bezug auf die Anamnese erscheint die Klassifikation "verlängerte Mutter-Kind-Trennung" als zu global (vgl. auch AINSWORTH 1962, S. 107). Beim Durchblick über die Lebensläufe der Jugendlichen mit dem "affectionless character" fällt auf, dass sie meistens im 2. - 5. Lebensjahr für längere Zeit von der Mutter oder der Familie getrennt wurden oder häufigere Wechsel von einer zur anderen Primärgruppe erlebt hatten; jedoch war kaum einer der Jugendlichen in der frühen Kindheit für mehrere Jahre im Heim.

Diese Studie hat in der Folgezeit viel Kritiker gefunden (z. B. WOOTTON 1962, ANDRY 1962). Auch konnte in einigen Untersuchungen (LEWIS 1954, NAESS 1959) die Hypothese Bowlbys bezüglich des Zusammenhangs zwischen dem "affectionless character" oder gehäuften delinquentem Verhalten und früher Mutter-Kind-Trennung nicht bestätigt werden. M. E. erscheint für eine Untersuchung mit einer so kleinen Stichprobengröße auch eine psychiatrische Klassifikation wie die des "affectionless characters" als zu ungenau und empirisch zu wenig zuverlässig.

b) L. BENDER: "Psychopathie behaviour disorder" (1947)

In ihrer Untersuchung gibt L.BENDER eine Übersicht über eine spezifische Verhaltensstörung, die von ihr als "psychopathisch" bezeichnet wird und in dem Hospital, wo sie wirkte, bei 5 – 10 % der 5.000 bis zu 13 Jahre alten Kinder diagnostiziert wurde. Diese Verhaltensstörungen zeigten sich vorwiegend bei Kindern, die durch einen Mangel an Beziehung mit den Eltern oder durch einen ernsthaften Bruch der Eltern-Kind-Beziehung schwerwiegende emotionale Entbehrungen in ihren 5 Jahren erfuhren; die Kinder lebten entweder eine beträchtliche Zeitlang in einer Institution ohne das Erlebnis affektiver Bindungen, oder sie wechselten ihre Aufenthaltsorte häufiger von einer Pflegefamilie zur anderen und konnten dadurch keine Kontinuität in ihren Beziehungen erleben.

Die Ursache für die psychopathische Verhaltensstörung liegt in der emotionalen Deprivation in der frühen Kindheit durch einen Mangel oder ernsthaften Bruch in der Eltern-Kind-Beziehung. Die Fähigkeit, Beziehungen mit Anderen zu bilden, sich mit Anderen zu identifizieren, ist geschädigt. In der Folge ist auch die Fähigkeit zur Verarbeitung intellektueller, emotionaler und sozialer Probleme stark behindert. "Der Entwicklungsprozess in der Persönlichkeit wurde auf der frühesten Stufe fixiert; es gibt keine Befriedigungen, die von menschlichen Erfahrungen abgeleitet sind, und keine Ängste, weil es keine Konflikte gibt. Das Ich ist defekt, und es gibt kein Über-Ich." (1947, S. 362, eigene Übers.) Der ernsteste Typ psychopathischer Persönlichkeitsabweichung findet sich bei Kindern, die in den ersten 2 - 3 Jahren in einer Institution gelebt haben. Bei ihnen findet sich "ein Mangel an menschlicher Identifikation oder Objektbeziehung", "ein Mangel an Ich- oder Über-Ich-Wachheit", "ein Mangel an Angst oder irgendeiner neurotischen Struktur als Reaktionsweise auf Konflikte oder Frustration"; "auf Frustration wird unmittelbar reagiert mit gereizter Wut." (S. 363) "Dort ist eine Unfähigkeit zu lieben und Schuldgefühle zu empfinden. Es gibt kein Gewissen. Das unbewusste Phantasiematerial ist flach und zeigt nur eine Tendenz, auf unmittelbare Impulse oder Erfahrungen zu reagieren, obwohl oft eine verkümmerte Mühe vorhanden ist, sich des Ich gewahr zu werden oder die Persönlichkeit zu identifizieren." (S. 364) Dass die Kinder von inneren Impulsen getrieben werden, die unmittelbare Befriedigung verlangen, zeigt sich in ungesteuertem, hyperaktiven und öfters auch sozial und physisch destruktiven Verhalten, wobei die Destruktionen jedoch kein Ausdruck einer feindlich-aggressiven Haltung sind. Ihr Befriedigung suchendes Verhalten äußert sich in oralen und ziellosen motorischen Aktivitäten und häufigen genitalen Manipulationen. "Biologisch-instinktive Bedürfnisse und die Tendenz zu normaler Entwicklung treiben das Kind zu einer Aktivität, die ihm niemals Befriedigung bringt und die die Hauptquelle für Frustration ist." (S. 364)

„Diese Kinder entwickeln kein Spielverhalten, sie können nicht in ein Gruppenspiel mit anderen Kindern eintreten, aber benutzen jedes Kind in ihrer Nähe als frustrierende Objekte für die Befriedigung ihrer eigenen Impulse. Sie suchen Erwachsene für beständigen Kontakt, freuen sich jedoch niemals über den Kontakt und haben Wutausbrüche, wenn irgendein Impuls von ihren instinktiven Bedürfnissen frustriert wird oder wenn eine Art von Kooperation erwartet wird, die entweder interpersonale Beziehungen oder geformtes Verhalten verlangt." (S. 365f.)

In Bezug auf den intellektuellen Bereich weist BENDER auch, wie GOLDFARB, auf den grundlegenden Defekt in der Fähigkeit zu übergreifendem Denken („conceptualization“). In diesem Zusammenhang stellt die Autorin auch ein fehlendes Zeitkonzept bei den Kindern fest. Demnach können sie mit einem Plan niemals Schritt halten, haben keine Aufmerksamkeitsspanne, können vergangene Erfahrungen nicht erinnern und von ihnen nicht profitieren und sind daher nicht für zukünftige Ziele motiviert. In ihrer Sprachentwicklung zeigen sie häufig einen ersten Defekt. Den Beobachtungen der Autorin nach erscheinen die Kinder in Bezug auf die gesamte Intelligenz zwar nicht so retardiert, sie können aber im schulischen Bereich intellektuell nicht ihr Maximum leisten, einmal wegen ihrer geringen sozialen Anpassungsfähigkeit, zum Anderen infolge ihrer impulsiven Hyperaktivität und des damit gegebenen Mangels an Konzentrationsfähigkeit und Leistungsmotiviertheit.

2.1.3.7 J. BOWLBY: "Maternal care and mental health"

Den Höhepunkt und Abschluss dieser Periode in der Deprivationsforschung bildet die Monographie "Maternal care and mental health" von J. BOWLBY, im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation im Jahre 1951 als Überblick über bis dahin bekannte Forschungsergebnisse zu Auswirkungen zentraler sozio-emotionaler Entbehrungen in der frühen Kindheit erstellt. Diese Monographie sollte auf die Gefahren hinweisen, die in der öffentlichen Betreuung und Erziehung von Kleinkindern durch längeres

Aufwachsen unter institutioneller Betreuung oder durch häufige Wechseleerfahrungen auftreten bzw. auftreten können, und daraus Richtlinien für Reformen in der öffentlichen Sorge um Kleinkinder entwickeln. Durch die Zweckbestimmung der Arbeit wird verständlich, dass BOWLBY in Hinblick auf praktische Momente im Gesundheitswesen eher appellartig auf die Gefahren hinwies, als differenziert auf verschiedene Bedingungen und verschiedenartige Auswirkungen einzugehen.

a) "Maternal deprivation"

In dieser Arbeit benutzt BOWLBY das theoretische Konzept der „maternal deprivation“, um verschiedene Sozialisationsbedingungen zusammenzufassen. Im Sinne der Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung im Lichte der Psychoanalyse hält er es für wesentlich für die seelische Gesundheit, dass das Kleinkind eine warme, vertraute und kontinuierliche Beziehung zu seiner Mutter bzw. zu einer beständigen Mutterfigur erfährt, eine Beziehung, in der beide Befriedigung und Freude empfinden (1952, vgl. S. 11). Das Fehlen einer solchen Beziehung nennt er "maternal deprivation". Er unterscheidet zwischen einer partiellen und einer vollständigen Deprivation. Eine partielle Deprivation liegt vor, wenn das Kleinkind bei einer Mutterfigur lebt, diese aber aus irgendwelchen Gründen unfähig ist, dem Kinde eine liebevolle Sorge zukommen zu lassen, oder wenn das Kind von der Sorge seiner bisherigen Mutterfigur getrennt und von anderen Mutterfiguren individuell weiter betreut wird. Als Folgen einer partiellen Deprivation sieht der Autor akute Angstzustände, exzessives Liebesbedürfnis, starke Gefühle von Rache, Schuld und Depression; das Erleben partieller Deprivation kann zu neurotischen Symptomen und einem instabilen Charakter führen.²⁷ Eine vollständige Deprivation erlebt das Kind, wenn keine Pflegeperson vorhanden ist, die sich in individueller Weise um das Kind sorgt und ihm so ein gewisses Sicherheitsgefühl ermöglicht; diese Deprivation erfährt das Kind in der Regel in institutioneller Pflege und Erziehung. Solch eine Deprivation führt nach Bowlby zu weiterreichenden Effekten auf die Charakterentwicklung, wobei die Unfähigkeit, mitmenschliche Beziehungen aufzubauen oder einzugehen, als zentrale Auswirkung genannt wird.

b) Überblick über Untersuchungsergebnisse

In seinem Überblick über die Untersuchungen zu Deprivationseffekten führt Bowlby nach dem Gesichtspunkt, in welchem Verhältnis festgestellte Effekte zur Deprivationserfahrung stehen, eine Gliederung der Untersuchungen in direkte begleitende Untersuchungen, rückblickende Fallstudien, rückblickende Folgestudien ein (vgl. S. 41ff.). Diese Gliederung hat heute noch weitgehend Gültigkeit (S. 41). (zur näheren Darstellung der einzelnen Untersuchungsmethoden vgl. 2.2.1)

In der Übersicht über direkte Studien stellt BOWLBY vorwiegend Ergebnisse aus Untersuchungen zusammen, die an Heimkindern im Alter bis zu 5 Jahren gewonnen wurden. Nahezu alle Untersuchungen bestätigen die Befunde von ERIKSSON (1925), GINDL u. a. (1937) und SPITZ (1945), dass Heimkinder den Familienkindern, meist Familienkinder aus unteren sozialen Schichten, in der Regel entwicklungs- und intelligenzmäßig unterlegen sind. Allerdings sind in nicht allen Studien die Heimkinder beträchtlich retardiert, manchmal liegt ihr Intelligenzquotient vorwiegend am unteren Rande des Durchschnittsbereichs, u. a. auch dann, wenn die personelle Besetzung des Heimes gut ist. Je länger das Kind jedoch im Heim ist, ein desto geringerer Entwicklungsquotient zeigt sich. Entwicklungsunterschiede ließen sich auch schon im Alter von 3 Monaten feststellen. Entwicklungsrückstände bei Heimkindern können auch durch intensive therapeutische Bemühungen beträchtlich aufgeholt werden. Der frühe Heimaufenthalt tangiert anscheinend am geringsten die neuromuskuläre Entwicklung und die lokomotorischen Aktivitäten. Am stärksten erscheint die Sprachfähigkeit betroffen, die Fähigkeit, sich auszudrücken, eher als die Fähigkeit zu verstehen.

Im Hinblick auf die erforschten langfristigen Effekte frühkindlicher Erfahrung von vollständiger Deprivation hebt der Autor besonders die Unfähigkeit des Kindes, mitmenschliche Beziehungen zu bilden, als zentrale Eigenschaft und als Ursprung aller anderen Störungen hervor und stellt als ihre Ursache längere Heimaufenthalte und häufigere Erfahrungen von Pflegefamilienwechsel und anderen Wechseln heraus (vgl. 1952, S. 31)²⁸ Im Folgenden seien weitere von BOWLBY erwähnte Untersuchungen zu Langzeiteffekten frühkindlicher Deprivation kurz besprochen, wobei unter Deprivationserfahrungen

²⁷ Die partielle Deprivation ist nahezu gleichzusetzen mit einer neurotisierenden Eltern-Kind-Beziehung. Vgl. dazu RICHTER (1963)

²⁸ Für diese These führt BOWLBY u.a. die Untersuchungen von GOLDFARB (1943 – 1949), BOWLBY (1946), BENDER (1947) und LOWREY (1940) an.

längere Heimaufenthalte und häufigere Wechselerfahrungen verstanden werden.

Die früheste Untersuchung zu Deprivationseffekten überhaupt, die von BOWLBY hervorgehoben wird, ist die von THEIS aus dem Jahre 1924 (vgl. S. 39f.). In dieser Studie wurden 95 Kinder, die in den ersten 5 Lebensjahren in einem Heim lebten, mit 84 Kindern verglichen, die diese Lebensjahre in der Familie, meist unter negativen Familienverhältnissen, zugebracht hatten. Die Kinder beider Gruppen waren im selben Alter in Pflegefamilien ähnlicher Qualität überwiesen worden. Die soziale Anpassung der früheren Heimkinder verlief zwar zu 65 % noch zufriedenstellend, war aber insgesamt signifikant negativer als die bei den Familienkindern.

LOWREY (1940) beschreibt die Lebensbedingungen im Heim als eine Art Isolationserfahrung, die auch zu einem Isolationstyp von Persönlichkeit führen, "charakterisiert durch unsoziales Verhalten, feindliche Aggressionen, Mangel an Zuneigung gebenden und empfangenden Verhaltensweisen, Unfähigkeit, Begrenzungen zu verstehen und zu akzeptieren, bemerkenswerte Unsicherheit in der Angleichung an die Umwelt" (S. 585, eigene Übers.).

BERES & OBERS (1950) stellen bei 38 Personen zwischen 16 und 28 Jahren, die während ihrer ersten 3 - 4 Lebensjahre in einem Heim lebten, verschiedene Persönlichkeitsstörungen im Sinne klinischer Kategorien fest. Aus psychoanalytischer Sicht streichen sie als wesentlichstes Merkmal ein unreifes Ich bzw. eine geschwächte Ich-Funktion neben einer defizienten Über-Ich-Entwicklung heraus; die Objektbeziehungen der Personen erscheinen als gestört und beruhen auf oberflächlichen, narzißtischen und vorübergehenden Identifikationen; den Personen ermangelte es an der Fähigkeit, eine stabile Partnerbeziehung aufzubauen. Allerdings erscheint den Autoren in der späten Adoleszenzzeit eine günstige allgemeine soziale Anpassung möglich.

Als systematische Untersuchungen, nach denen Heimaufenthalt selbst angeblich keine negativen langfristigen Folgen mit sich bringt, führt BOWLBY die Untersuchungen von BODMAN (1950) und BROWN (1937) an. BODMAN (1950) vergleicht 51 etwa 15-jährige Heimkinder, die seit mindestens 3 Jahren im Heim lebten, mit 35 Schulkindern hinsichtlich ihrer Intelligenz und sozialen Reife und befragt die Kinder beider Gruppen nach dem Ausmaß ihrer sozialen Kontakte und nach ihren Zukunftsplänen. Die Heimkinder lebten seit durchschnittlich 10 Jahren im Heim und waren durchschnittlich im 5. Lebensjahr eingewiesen worden, nur 16 Kinder waren bei der Einweisung unter 2 Jahre alt; die meisten Heimkinder hatten schon in 2 oder mehr Heimen gelebt. Im Durchschnitt lagen die Intelligenz und Sozialreife der Heimkinder – gemessen mit der Vineland Social Maturity Seale (vgl. 2.2.3) – niedriger als die der Schulkinder.²⁹ Hinsichtlich der Sozialreife ergab sich jedoch nahezu derselbe Unterschied zwischen den Heimkindern, deren Eltern in Institutionen für geistig und sozial Gestörte lebten, und den anderen Heim- und Familienkindern.³⁰ Deshalb nimmt BODMAN an, dass in Bezug auf die soziale Reife konstitutionelle Faktoren mindestens so wichtig seien wie Umwelteinflüsse. Diese Aussage spricht jedoch nicht gegen negative Auswirkungen von früher Heimerziehung. Die retardierte Sozialreife bei den Heimkindern in dieser Untersuchung ist einmal sicher auf die gestörtere familiäre Umwelt zurückzuführen, wobei sich Störungen in der Familie ebenfalls als Umwelteinflüsse statt als konstitutionelle Faktoren interpretiert lassen, und andererseits auf die Lebensbedingungen im Heim: Dem Interview nach hatten die Heimkinder weniger Kontakte innerhalb und außerhalb des Heimes und damit auch weniger Möglichkeiten, ihre weitere Umgebung zu erkunden, und sie zeigten auch weniger Zukunftspläne.

BROWN (1937) verglich 200 9 - 14-jährige Jungen und Mädchen eines Waisenhauses, wobei er über Alter bei der Heimeinweisung und Dauer des Heimaufenthaltes keinerlei Angaben macht, mit 200 gleichaltrigen Jungen und Mädchen, die bei ihrer Familie lebten, sowie mit 100 Jungen aus der unteren Unterschicht, die in gestörten Familienverhältnissen zu Hause waren. Als Untersuchungsmethode verwandte Brown ein Persönlichkeitsinventar zur Messung der neurotischen Tendenz, das Brown Personality Inventory. Im Vergleich zur allgemeinen Kontrollgruppe wiesen die Heimkinder eine signi-

²⁹ IQ-Mittelwerte: 90 und 99,5; Sozialreife: 93 und 107. Signifikanztests wurden nicht durchgeführt.

³⁰ Die 28 Heimkinder mit gestörten Eltern hatten einen durchschnittlichen IQ von 92, und die Hinzunahme von 11 Heimkindern zu den 552 Familienkindern führte bei der Gruppe zu einem durchschnittlichen IQ von 105. Wenn der durchschnittliche IQ der 52 Familienkinder von 107 durch Hinzunahme der 11 Heimkinder auf 105 sinkt, haben die 11 Heimkinder einen durchschnittlichen IQ von höchstens 100 und liegen damit zwischen den Familienkindern und den Heimkindern mit gestörten Eltern.

fikant höhere neurotische Tendenz auf; jedoch ließ sich zwischen den Heimjungen und den Jungen aus der Unterschicht kein Unterschied feststellen. Demnach scheint der Neurotizismus der Heimkinder - so interpretiert BROWN - mehr eine Konsequenz der ursprünglichen Umwelt als der Heimumwelt zu sein. Insoweit ist der Kritik BOWLBYs an dieser Untersuchung zuzustimmen, dass ein Neurotizismusfragebogen bei Kindern wohl weniger geeignet ist, über zentralere Störungen wie Beziehungsunfähigkeit Aufschluss zu geben, und dass aufgrund der mangelnden biographischen Angaben unsicher ist, wie viel Kinder schon in früher Kindheit Deprivationserfahrungen hatten. Nach BOWLBYs Ansicht sagen aber Abschätzungen der allgemeinen sozialen Anpassung und sozialen Reife und die mit Persönlichkeitsfragebogen feststellbaren Effekte über die fundamentale Beeinträchtigung der Fähigkeit, soziale Beziehungen einzugehen, und ihre psychodynamischen Folgen wenig aus.

Die Aussagen BOWLBYs über die im Krieg verwaisten und evakuierten Kinder bestätigen die Erfahrungen von BURLINGHAM & FREUD, dass die Trennung von den Eltern für die Kinder das traumatischste Erlebnis im Kriege ist. Nach einer holländischen Untersuchung erschienen Kinder, die häufig die Pflegefamilie gewechselt hatten, als zurückgezogen und apathisch und zeigten eine oberflächliche soziale Anpassung. Wenn ihre Familienbeziehungen vor der Trennung gut waren, konnte in der Regel später eine gute Hilfe zur Anpassung gegeben werden; negative Familienbeziehungen vor der Trennungserfahrung führten dagegen zu einer ungünstigeren Prognose.

c) Zusammenfassung

Seine Bemühungen um Aufhellung von Deprivationseffekten führen BOWLBY zu der These, dass „*die verlängerte Deprivation des kleinen Kindes in Bezug auf mütterliche Sorge schwere und weitreichende Effekte auf seinen Charakter und so auf sein ganzes zukünftiges Leben haben kann*“ (1952, S. 46, eigene Übers.). Der Autor gibt zu, dass er sich bei dieser These nach wenig auf systematische Studien stützen kann, sie entspricht seiner Meinung nach aber der Überzeugung von Sozialarbeitern in vielen Ländern. Die Tatsache, dass einige Kinder mit frühkindlichen Deprivationserfahrungen anscheinend nicht von so negativen Auswirkungen betroffen sind, hat für BOWLBY keine Konsequenz; viel wichtiger ist, dass eine genügend große Anzahl von Kindern durch frühkindliche Deprivation ernst geschädigt ist, so dass man Kinder keinesfalls absichtlich so einem großen Risiko aussetzen sollte.

Unter den Langzeiteffekten hebt BOWLBY besonders den "affectionless character" bzw. psychopathischen Charakter hervor und kennzeichnet drei Bedingungen näher, die ihn hervorrufen:

- der Mangel an jeder Gelegenheit, eine Zuneigung zu einer Mutterfigur während der ersten drei Jahre zu bilden, was besonders unter den Lebensbedingungen in einem Heim gegeben ist (vgl. GOLDFARB, BENDER, LOWREY);
- Deprivation für eine begrenzte Periode - mindestens für 3 Monate und wahrscheinlich bei mehr als 6 Monaten - während der ersten 3 - 4 Jahre (vgl. BOWLBY 1946, SPITZ);
- Wechselerfahrungen von einer Mutterfigur zur anderen in derselben Periode. (vgl. 1952, S. 47)

Verschiedene Deprivationserfahrungen können allerdings zu verschiedenen Persönlichkeitsentwicklungen führen, sie sind abhängig von der genauen Art der Deprivation. So stellte z. B. GOLDFARB bei Kindern, die in den ersten drei Jahren nahezu vollständig im Heim lebten, keine auffällige Diebstahlneigung fest wie BOWLBY in seiner früheren Untersuchung an Jugendlichen, deren Deprivationserfahrungen mehr in Trennungs- und blutigen Wechselerfahrungen bestand. Demnach erscheint das Kind mit vollständiger Deprivationserfahrung in den frühen Jahren durch einen Heimaufenthalt mehr isoliert und asozial, während eine Deprivation durch häufigere Trennungen, in die befriedigende Erfahrungen eingestreut sind, mehr zu einer ambivalenten Haltung und zu antisozialem Verhalten führt, wo Diebstähle als Versuch gelten können, verlorene Liebesbeziehungen wieder herzustellen. In der Frage, ob Deprivationserfahrungen in den ersten 6 Lebensmonaten schon nachteilige Effekte haben, sieht BOWLBY bei verschiedenen Autoren unterschiedliche Standpunkte, die bei genauerer Betrachtung der Deprivationserfahrung aufzulösen sind. Ein Heimaufenthalt, bei dem - wie meistens - der Säugling geringe Anregungen aus der Umwelt erhält, wird schon in den ersten Lebensmonaten zu Entwicklungsrückständen führen (vgl. SPITZ, nach: BOWLBY 1952, S. 48; GOLDFARB 1947, SCHRAML 1954, MEIERHOFER/KELLER 1970), während in Heimen, wo viel für Umweltstimulation gesorgt wird, frühe Rückstände vielleicht verhindert werden können, wie z. B. bei den "Hamstead Nurseries" (vgl. BURLINGHAM/FREUD 1950); dort werden Rückstände erst deutlicher, wenn die Kinder um den 8. Monat nicht den gewöhnlichen Entwicklungsschritt des Aufbaus einer stabilen individuellen Beziehung vollziehen können. Andererseits reagieren Kinder auf Trennungen von der Familie bzw. von ihrer bisherigen Umwelt erst dann deutlich und heftig, wenn sie schon ihre erste mitmensch-

liche Beziehung in ihrer Umwelt im Alter von 6 - 8 Monaten hergestellt haben; erst dann wird eine Trennungserfahrung an sich Spuren hinterlassen. Trotzdem dürfte eine frühere Trennung von der bisherigen Umwelt mit nachfolgender sensorischer Deprivation zwar weniger laute, dafür aber um so tiefer greifende negative Effekte haben (vgl. SCHAFFER, nach: AINSWORTH 1962, S. 139).

Als obere Altersgrenze für eine Reversibilität der Schäden durch deprivierende Lebensbedingungen im Heim sieht BOWLBY mit Blick auf die Untersuchungen GOLDFARBs die Altersstufe von 2 1/2 Jahren an. Diese Sicht ist zu negativ; spätere Untersuchungen zeigen, dass man bei entsprechend intensiven Bemühungen prognostisch keine obere Altersgrenze für deutliche Entwicklungsfortschritte nach Deprivationserfahrungen festzulegen braucht (vgl. MATEJCEK 1969, VODAK/MATEJCEK 1969). Therapeutische Bemühungen bei deprivationsgeschädigten Kindern und Jugendlichen erscheinen da-durch erschwert, dass ihre Unfähigkeit zur Etablierung mitmenschlicher Beziehungen auch den Aufbau einer therapeutischen Übertragungsbeziehung stark behindert; einige frühe Autoren (z. B. BENDER 1947) sehen deshalb für die traditionellen psychoanalytischen und psychiatrischen Behandlungsmethoden keine günstigen Erfolgsaussichten, BOWLBY verweist dagegen auf hoffnungsvolle Behandlungsexperimente in Schweden und den USA, wo Kindern erlaubt wird, zu vollständig infantilen Verhaltensweisen wie z. B. starker Abhängigkeit von der Hausmutter und auch babyhafter Nahrungsaufnahme mittels der Flasche zu regredieren. Es dürfte in therapeutischen Bemühungen darauf ankommen, Beziehungs- und Übertragungsfähigkeiten erst entstehen zu lassen.

d) Forschungshinweise

In seiner Arbeit gibt BOWLBY auch Hinweise zur weiteren Erforschung von Deprivationseffekten. Zunächst hält er es für wichtig, auf das Alter bei den Deprivationserfahrungen und ihre Dauer zu achten, weiterhin auf die Qualität der Beziehung des Kindes zu seiner Mutter – in Ergänzung: zu seiner Primärgruppe – vor der Deprivation, auf die Erfahrungen mit Personen, die die Mutterfunktion übernehmen, während der Trennung, wenn es solche gibt, und auf die Wiederaufnahme bei der Mutter oder bei Aufnahme in einer Pflegefamilie. Für weitere Untersuchungen empfiehlt der Autor die Wahl kleiner, homogener, sorgfältig verglichener Stichproben nach der Art der Stichproben bei GOLDFARBs Studien. Innerhalb der als deprivierend geltenden Stichproben sollte das Alter der ersten Deprivationserfahrung und ihre Art konstant gehalten werden, nach Möglichkeit sollten auch die Dauer der Deprivationserfahrung und die Erfahrungen nach der Deprivation kontrolliert werden. Mehrere möglichst sensible Beobachtungstechniken sollten bei solch einer Untersuchung angewandt werden.

2.1.4 Die Dekade von "maternal deprivation"

Mit CALDWELL (1970) lässt sich die Zeit der Deprivationsforschung bis Anfang der 60er Jahre als "maternal deprivation"-Dekade bezeichnen. Dadurch, dass BOWLBY in seiner Monographie vorwiegend die praktische Situation der öffentlichen Fürsorge und Kindererziehung im Auge hatte und deshalb mehr appellartig als wissenschaftlich abgesichert auf die großen Gefährdungen hinwies, wenn Kleinkinder in der öffentlichen Fürsorge deprivierenden Lebensbedingungen ausgesetzt sind, wirkte seine Monographie im wissenschaftlichen Bereich wie eine Provokation (vgl. auch O'CONNOR 1971, S. 530): sie regte Forschungen an, in denen einzelne Thesen seiner Arbeit überprüft wurden, wobei die Untersuchungen jedoch teilweise relativ oberflächlich in Bezug auf die Feststellung der Art und des Ausmaßes von Deprivationsbedingungen vorgingen; weitgehend zustimmende Erörterungen folgten (vgl. GLASER/EISENBERG 1956, LEBOVICI 1962); heftige Kritik wurde laut (vgl. PINNEAU 1955, CASLER 1961, WOTTON 1962, ANDRY 1962, de Wit 1964).

BOWLBYs theoretisches Konzept der "maternal deprivation" hatte einen doppelten Einfluss auf den weiteren Verlauf der Auseinandersetzungen. Einmal erwies sich das Konzept als zu umfassend, es unterschied zu wenig zwischen verschiedenen frühkindlichen Lebensbedingungen wie Heimaufenthalt, Trennungserfahrung von der bisherigen Familie oder auch nur von der Mutter und gestörten, emotional deprivierenden Verhältnissen in der Familie selbst. Dadurch wurden u. a. Forschungen provoziert, die in Hinsicht auf die verschiedenen Arten 'negativer' frühkindlicher Sozialisationsbedingungen zu wenig differenzierten und deshalb sehr verschiedene Auswirkungen von „maternal deprivation“ feststellten. HOWELLS & LAYNG (1955) trugen dazu bei, zwischen "deprivation" und "separation" zu unterscheiden, d. h. zwischen Bedingungen, die sich mehr durch Entbehnung von affektiven mitmenschlichen Kontakten auszeichnen, und solchen, bei denen das Erlebnis des Bruches einer mitmenschlichen Beziehung im Vordergrund steht. Andererseits führte das Adjektiv "maternal" in dem Konzept zu einer verengenden Sicht deprivierender Lebensbedingungen; daran entzündete sich in

der Folgezeit besondere Kritik. ANDRY (1962) verwies gegenüber BOWLBYs Betonung der Muttertrennung als Ursache delinquenter Entwicklung (vgl. 1946) auf die Rolle der Trennung oder Entbehrung des Vaters im Zusammenhang mit delinquentem Verhalten. CASLER (1961, 1971) verfiel in seiner Kritik der Betonung der Mutterrolle in das andere Extrem und reduzierte in seiner Sicht deprivierende Lebensbedingungen nahezu vollständig auf Bedingungen sensorischer Deprivation; im Hintergrund steht bei CASLER dabei die Kontroverse zwischen psychoanalytischer und lerntheoretischer Sicht, eine Kontroverse, die seit Anfang der 60er Jahre im angloamerikanischen Raum auch auf die Deprivationsforschung übertragen wurde (vgl. dazu Abschnitt 2.1.5). V. HARNACK (1965) kritisiert in seiner Auseinandersetzung mit Bowlby – es ist eine der ersten deutschen Auseinandersetzungen mit Bowlbys Monographie – das Konzept der "monotropen" Bindung des Kindes, d. h. der Annahme einer "angeborene(n) Bestrebung ..., sich primär einer einzigen spezifischen Person anzuschließen (1965, S. 1221); er verweist dabei auf SCHAFFERS Beobachtungen, dass im ersten Lebensjahr meist mehrere Personen Objekte kindlicher Zuneigung sind, wobei die affektive Bindung zur Mutter noch nicht einmal die intensivste zu sein braucht. (vgl. dazu auch Abschnitt 1.2.3)

Eine weitere Anregung zu Forschung und Kritik war BOWLBYs Hypothese, dass nahezu jede längere frühkindliche Deprivation zu permanenten und irreversiblen Schäden führt. Viele Untersuchungen setzten an dieser Hypothese an. In mehreren Studien wurden bei Heimkindern zwar Benachteiligungen im Vergleich zu anderen Kindern festgestellt, wobei diese Benachteiligungen jedoch nicht immer im Sinne ernster und irreparablen Schäden zu interpretieren waren (vgl. YARROW 1961, S. 464).

Wenn BOWLBYs Monographie von wissenschaftlichen Gesichtspunkten auch starke Kritik erfuhr, die m. E. in den genannten Punkten gerechtfertigt ist, so hatte die Monographie in der Praxis der öffentlichen Betreuung von Kleinkindern aufgrund ihrer Warnungen und ihrer vielen Vorschläge jedoch eine starke Reformen anstoßende Wirkung, was sogar Kritiker der Monographie zugeben (z. B. vgl. WOOTTON 1962). Vielleicht wurde auch dadurch erst die starke Auseinandersetzung mit BOWLBYs Monographie im wissenschaftlichen Rahmen gefördert.

Die Diskussion um „maternal deprivation“ beschränkte sich weitgehend auf den angloamerikanischen Raum. Im deutschsprachigen Raum wurde die Monographie BOWLBYs erst relativ spät registriert. Zu den ersten Auseinandersetzungen mit ihr zählt der Aufsatz V.HARNACKS (1965). HELLBRÜGGE findet es in diesem Sinne auch bemerkenswert, dass die Monographie erst 20 Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung ins Deutsche übersetzt wurde (vgl. Geleitwort zu PECHSTEIN 1974b).

Durch die von Bowlby angeregten verstärkten Bemühungen um eine systematische Erforschung von Deprivationsauswirkungen wurde auch die Bedeutung einer geeigneten Methodologie der Deprivationsforschung erkannt. Ainsworth und Bowlby gaben 1954 einen Überblick über geeignete Forschungsstrategien (vgl. AINSWORTH 1962).

Einen relativen Abschluss dieser Periode in der Deprivationsforschung bilden die Zusammenfassungen von AINSWORTH (1962) und YARROW (1961, 1964), die die bis dahin vorliegenden Ergebnisse der Deprivationsforschung unter besonderer Berücksichtigung methodischer Gesichtspunkte referieren und die für die theoretische Unterscheidung verschiedener Bedingungen klärend wirken, die BOWLBY unter dem Terminus "maternal deprivation" zusammengefasst hatte. Beide Aufsätze haben wesentlich zu größerer Sachlichkeit und Klarheit in der Diskussion um Auswirkungen frühkindlicher Deprivationserfahrungen beigetragen. YARROW (1961) hebt unter den verschiedenartigen Deprivationsbedingungen die besondere Rolle der Institutionalisierung bzw. der Heimerziehung hervor, und konkretisiert ihre deprivierenden Bedingungen näher als sensorische, emotionale und soziale Deprivation bzw. als Mangel an sensorischen emotionalen und sozialen Stimuli. Diese Zusammenfassung YARROWS führt neben anderen Arbeiten dazu, dass der Ausdruck "deprivation" in den folgenden Jahren im angloamerikanischen Raum mehr den Sinn eines Mangels an Stimulationen verschiedener Art gewinnt und als solcher zur Beschreibung der frühkindlichen Sozialisationsbedingungen im Heim dient. Sie leitet über zu einer neuen Phase der Deprivationsforschung.

Im Folgenden seien die differenzierten Beobachtungen ROBERTSONS (1957) und BOWLBYs (1961) über Reaktionen von Kleinkindern auf Trennungserfahrungen wiedergegeben und die Zusammenfassungen von AINSWORTH und YARROW referiert.

2.1.4.1 J. ROBERTSON, J. BOWLBY: Reaktionen von Kleinkindern auf Trennungen

J. ROBERTSON (1957) und J. BOWLBY (1961) trugen in dieser Periode zu einer bedeutsamen theoretischen Klärung der Frage bei, wie Kleinkinder auf Trennungserfahrungen reagieren und sie verarbeiten. BOWLBY (1961) beschreibt diesbezüglich drei Phasen von Reaktionsweisen, die er an Kindern beobachtet hat, die im Alter von 15 - 30 Monaten in ein Krankenhaus oder Heim eingewiesen und dort in 'traditioneller' Weise gepflegt wurden:

a) Protest

Diese Phase kann einige Stunden bis zu einer Woche oder noch länger dauern. "In dieser Phase ist das kleine Kind akut darüber beunruhigt, seine Mutter verloren zu haben, und sucht sie mit all seinen beschränkten Kräften wieder zu gewinnen. Es weint oft laut, rüttelt an seinem Bettchen, wirft sich herum und schaut begierig nach jeder Erscheinung und jedem Geräusch, ob sie sich als die fehlende Mutter erweisen. Sein ganzes Benehmen lässt die sichere Erwartung durchblicken, dass sie zurückkehren werde. Unterdessen neigt es dazu, alle Ersatz-Personen, die etwas für es tun möchten, abzulehnen, wenn sich auch gewisse Kinder verzweiflungsvoll an eine Pflegerin anklammern" (1961, S. 413).

b) Verzweiflung

Die Präokkupation des Kindes von der Mutter erscheint weiter auffällig, jedoch wächst auch die Hoffnungslosigkeit: Aktive Körperbewegungen nehmen ab, die Kinder weinen häufig monoton, sind in sich gekehrt und apathisch; an die Umwelt stellen sie keine Forderungen. Es ist ein Zustand tiefer Trauer, ein "stilles Stadium", das "manchmal im Sinne einer Abnahme der Not missverstanden" wird (S. 413).

c) Gleichgültigkeit - nach ROBERTSON (1957): Verleugnung

Das Kind zeigt wieder mehr Interesse für die Umgebung, es nimmt Fürsorge, Nahrung und Spielsachen an, sucht Gemeinschaft. "Alles scheint in bester Ordnung" (S. 413). Wenn jedoch die Mutter zu Besuch kommt, zeigt es kaum Verhalten, das für eine starke Bindung charakteristisch wäre; vielmehr scheint es die Mutter kaum zu kennen und zeigt sich ihr gegenüber distanziert und apathisch. "Es ist, als ob das Kind jedes Interesse an der Mutter verloren hätte" (S. 413). ROBERTSON (1969) führt zu dieser Phase weiter aus: "Es (das Kind) zeigt keinerlei Gefühlreaktionen, wenn die Eltern es besuchen; für die Eltern wird es schmerzlich sein zu erleben, dass es ihnen als Personen immer weniger Interesse entgegenbringt, dafür aber ein reges Interesse für ihre Geschenke. Trotz allem scheint es fröhlich, gutgelaunt und wenig verängstigt." (S. 845f.) Wenn das Kind dann keine konstante Bezugsperson als Ersatz für die 'verlorenen Eltern' erfährt, zeigt es "wenig Befriedigung aus einem Verhältnis zu sich, Menschen sind nur soweit wichtig, als sie für Abwechslung sorgen und ihren exzessiven Bedürfnis nach materiellen Geschenken nachkommen, auf die das frustrierte Liebesbedürfnis verlagert worden ist" (S. 846)

Vergleicht man die Aussagen ROBERTSONS und BOWLBYs über frühkindliche Reaktionen auf Trennung mit denen v. PFAUNDLERS (vgl. PECHSTEIN 1974b, S. 37), von SPITZ und von BURLINGHAM & FREUD, so fallen hohe Gemeinsamkeiten in der Beschreibung der ersten beiden Phasen auf; in Bezug auf die dritte Phase gleichen sich die Beobachtungen BOWLBYs stark mit denen von BURLINGHAM & FREUD (1949, vgl. Abschnitt 2.1.3.3), während v. PFAUNDLER, und SPITZ (1945) in den Reaktionen der dritten Phase kein wieder erwachendes Interesse an der neuen Umwelt sehen, sondern im Gegensatz dazu einen weiteren auffälligen Rückschritt in der körperlichen und intellektuellen Entwicklung. Diesen Unterschied in den Beobachtungen könnte man m.E. auf das Alter bei der Trennung zurückführen: Die von SPITZ beobachteten Kinder, wahrscheinlich auch die Säuglinge, die v. PFAUNDLER meint, waren bei der Trennung noch im ersten Lebensjahr; ihr Erleben kommunikativer mitmenschlicher Beziehungen hatte gerade erst eingesetzt, so dass sie so affektiv auf Trennungen reagieren konnten, hatte sich aber noch nicht als bleibende Erfahrung festigen und soweit stabilisieren können, dass ein neues Interesse an der Umwelt nach dem 'Trennungsschock' stimuliert wurde. BURLINGHAM & FREUD und BOWLBY beschrieben dagegen ein Trennungsverhalten bei Kindern, die wahrscheinlich schon eine grundsätzliche Erfahrung gemacht hatten, dass sie aktiv auf die Umwelt zugehen können.

Zur Bewertung der dritten Phase lässt sich fragen, ob sie in jedem Falle negativ zu bewerten ist, wie es die Bezeichnungen BOWLBYs und ROBERTSONs nahe legen, da sie zu einer größeren emotionalen Distanz zur bisherigen Familie führt, oder ob man demgegenüber die allmähliche Zuwendung zur neuen Umwelt, die Eingewöhnung, als positiv hervorheben soll. Nach den Beobachtungen von BURLINGHAM & FREUD tendieren Kinder unter 3 Jahren nach einiger Zeit dazu, neue Bindungen in der veränderten Umwelt zu bilden, wobei frühere Bindungen nahezu 'vergessen' werden. Dies ist sicher in dem Moment positiv zu beurteilen, solange es die neue Umwelt den Kindern ermöglicht, emotionale und zuverlässige mitmenschliche Bindungen herzustellen, z. B. in einer Pflegefamilie, und wenn die Rückkehr zu den eigenen Eltern nahezu ausgeschlossen bleibt. Wo die Kinder aber – wie meistens im Krankenhaus oder im Heim – keine stabilen affektiven Beziehungen anknüpfen können, wo den Kindern die Gelegenheit eines Ersatzes für die zerbrochene Beziehung verschlossen bleibt, dort ist die dritte Phase mit ROBERTSON und BOWLBY sicher negativ im Sinne einer Reduzierung der Fähigkeit zu emotionalen sozialen Beziehungen zu werten.

2.1.4.2 M. AINSWORTH: Differenzierung des Konzeptes "maternal deprivation"

Um eine genauere Klärung des Begriffes "maternal deprivation" und eine Differenzierung der damit gemeinten Bedingungen bemüht sich AINSWORTH (1962) in ihrer Zusammenfassung, wo sie im Auftrage der Weltgesundheitsorganisation einen Überblick über die Erkenntnisse zur frühkindlichen Deprivation seit BOWLBYs Monographie gibt. Sie definiert "maternal deprivation" als Unzulänglichkeit der Interaktion zwischen dem Kind und einer Mutterfigur (S. 98) Dabei unterscheidet sie drei größere Komplexe, die diese Deprivation bedingen können:

- die Deprivation, die das Kleinkind in einer Institution erlebt, wo es unzureichende mütterliche Sorge ohne deutlichen Mutterersatz erlebt und daher keine Interaktion mit einer Mutterfigur aufbaut,
- eine Deprivation, in der ein Kind durch wiederholt erlebte Abbrüche von Bindungen mit Mutterfiguren zur stabilisierten Interaktion mit einer Mutterfigur unfähig wird,
- eine Deprivation, die ein Kleinkind beim Zusammenleben mit einer Mutterfigur, die unzureichende Sorge und unzureichende Interaktion bietet, erlebt.

AINSWORTH erwähnt, dass das Ereignis der Mutter-Kind-Trennung zwar als "maternal deprivation" betrachtet wird, ihrer Meinung nach aber nur dann zu Recht, wenn auf die Trennung des Kindes von der Mutter eine Betreuung innerhalb einer Institution oder in anderen Verhältnissen folgt, wo das Kind eine unzureichende Interaktion mit einer Mutterfigur erlebt, oder wenn die Trennungserfahrung häufiger wiederholt wird. Eine einzelne Trennungserfahrung dagegen, auf die eine Lebenssituation folgt, in der das Kind genügend mit einer anderen Mutterfigur interagieren kann, braucht aber noch nicht zu den deprivierenden Bedingungen gehören, die mit "maternal deprivation" gemeint sind.

Nach ihrer Übersicht über die wissenschaftlichen Kontroversen und Forschungen der vorhergehenden Dekade kommt AINSWORTH zu dem Schluss, dass keine ernstesten Widersprüche gegen die von BOWLBY berichteten Befunde bestehen; seine Grundhypothese hält sie für bestätigt, wobei sie jedoch die Möglichkeit schwerer Schäden durch frühkindliche Deprivation betont und nicht eine zwingende Evidenz solcher Schäden behauptet. (vgl. 1962, S. 103). In der Frage der Permanenz und Irreversibilität von Deprivationsschäden kommt sie zu folgenden Aussagen:

- Eine Erholung von einer kurzen deprivierenden Trennungserfahrung ist in Bezug auf das offene Verhalten unter gewöhnlichen Bedingungen vollständig möglich; jedoch bleibt eine latente Furcht vor Trennung vorhanden.
- Das Ende einer verlängerten Deprivationserfahrung in der frühesten Kindheit kann zu schneller, dramatischer Besserung im offenen Verhalten und in der allgemeinen Intelligenzfunktion führen.
- Eine verlängerte und ernste Deprivation, die früh im ersten Jahr beginnt und bis zum Alter von 3 Jahren dauert, führt gewöhnlich zu ernstesten nachteiligen Effekten in intellektueller und persönlichkeitsmäßiger Hinsicht; diese widerstehen einer Aufhebung. - Bei dieser Aussage stützt sich AINSWORTH auf die Ergebnisse von GOLDFARBs Untersuchungen, womit die schon gegen BOWLBY geäußerte Kritik hier berechtigt bleibt.
- Eine verringerte und ernste Deprivationserfahrung, die im zweiten Jahr beginnt, führt zu schweren irreversiblen Effekten auf Persönlichkeitsebene; die Effekte in Bezug auf die generelle Intelligenz erscheinen dagegen nahezu vollständig reversibel. - Hier bezieht sich AINSWORTH wahrscheinlich auf die Erörterungen BOWLBYs (1946) und BENDERs (1947).
- Bestimmte Benachteiligungen erscheinen weniger reversibel: Sprachfunktion, Abstraktionsfähig-

keit, die Fähigkeit zu einer festen und dauerhaften interpersonellen Bindung.

Die weitmaschige Ungenauigkeit des Konzeptes „maternal deprivation“ wird von AINSWORTH zwar aufgehoben: sie differenziert klarer zwischen verschiedenen Bindungen und verschiedenen Auswirkungen dieser Bedingungen, je nachdem wie früh sie einsetzen und wie lange sie dauern; an der starken Betonung der Mutterrolle hält sie jedoch weiter fest.

2.1.4.3 L. YARROW: Institutionalisierung und "deprivation“

Die Zusammenfassung von YARROW (1961) zeichnet sich besonders dadurch aus, dass der Autor in ihr von einer genaueren Analyse der institutionellen Lebensbedingungen, die über das Feststellen der Mutterentbehrung hinausgeht, zu einer adäquaten theoretischen Konzeption kommt, mit der sich institutionelle Bedingungen begrifflich gut erfassen lassen. Von der methodischen Kritik ausgehend, dass die meisten Forschungsarbeiten zu Deprivationseffekten keine oder nur eine oberflächliche Beschreibung der Institutionsumwelt enthalten, kennzeichnet er die Umwelt des Kindes in einer Institution, im Heim durch drei Aspekte:

- In physischer Hinsicht führen die Umweltbedingungen zu einem extremen Mangel an sensorischer Stimulation.
- In emotionaler Hinsicht bietet die Umwelt nur emotionale Leere, einen Mangel an Variation in Gefühlstönen.
- In sozialer Hinsicht sind die Umweltbedingungen im Heim durch ein quantitativ geringes Verhältnis von Erwachsenen und Kindern gekennzeichnet; viele verschiedene Pflegepersonen teilen sich die einzelnen Pflegeaufgaben, dadurch hat das Kind nur wenig Gelegenheit zu einer Beziehung mit einer spezifischen Situation; das Kind erfährt weniger individualisierte Kontakte mit einer Mutterfigur und dadurch auch weniger soziale Stimulation; außerdem ist durch häufigere Wechsel der Pflegepersonen die Stabilität eines spezifischen Kontaktes zu einer Mutterfigur geringer.

YARROW geht auch auf die Lernbedingungen in einer Institution ein: In einer Institution hat das Kind weniger Gelegenheit, neue Fähigkeiten anzueignen oder zu üben; es erfährt weniger motivationale Verstärkung; die Verstärkung von Seiten der Erwachsenen ist kaum vorhanden oder sehr inkonsistent. Die tägliche routinemäßige Versorgung der Kinder ist manchmal mit einem Element der Unvorhersehbarkeit verhaftet, öfters jedoch ist sie rigide geplant ohne große Variation und mit geringer Anpassung an individuelle Differenzen. Hier sei die begriffliche Unterscheidung zwischen Quantität und Qualität von Umweltstimulation wiedergegeben: Mit dem quantitativen Aspekt wird allgemein das Häufigkeitsausmaß von sensorischer und sozialer Stimulation erfasst, der qualitative Aspekt bezieht sich mehr auf die affektive Intensität und Konsistenz der Stimulation, auf den affektiven Gehalt und die Stabilität von personaler Zuwendung. Für die Forschung ist die Institutionalisierung nicht als einfache Variable zu betrachten, vielmehr lassen sich qualitative und quantitative Variationen zwischen verschiedenen Institutionen feststellen.

Zur Analyse der institutionellen Umwelt schlägt YARROW das Konzept "deprivation" vor, spezifiziert in sensorische, soziale und emotionale Deprivation; der Begriff "deprivation" wird gegenüber BOWLBY und AINSWORTH zu Recht eingeschränkt. Im Rahmen dieses Konzept interpretiert Yarrow die empirischen Untersuchungen zu Auswirkungen frühen Heimaufenthaltes.

Das Ausmaß der sensorischen Deprivation im Heim setzt er in engen Zusammenhang mit der intellektuellen Retardation, von der viele Untersuchungen in Bezug auf Heimkinder berichten. Die Retardation hängt im quantitativen Ausmaß von der Menge individualisierter Stimulation ab. Demnach berichten einige Studien auch nur von relativen Retardationen, andere wiederum von ernstesten Retardationen.³¹ Weiterhin spielen neben konstitutionellen Faktoren für den Grad der Retardation auch das Alter des Kindes zur Zeit des Heimaufenthaltes und die Dauer des Heimaufenthaltes eine Rolle; häufiger wurde mit andauernder Institutionalisierung ein progressiver Abfall im Entwicklungsquotienten festgestellt. Einige Studien berichten auch von einer intellektuellen Verbesserung, wenn die Umweltstimulation für die Heimkinder vermehrt wird. (z. B. SKEELS 1942). Besondere Retardationen bei Heimkindern finden sich in den Bereichen der Sprache, des Zeit- und Raumkonzeptes (vgl. GOLDFARB, BENDER, CHAMBERS 1961) und der Fähigkeit für abstraktes, konzeptbildendes Den-

³¹ Es sei als Beispiel auf die unterschiedlichen Beobachtungen von SPITZ (1945) und BURLINGHAM & FREUD (1950) in Bezug auf die intellektuelle Entwicklung von Heimkindern verwiesen; sie wurden im Abschnitt 2.1.3.3. im Sinne YARROWS kommentiert.

ken (vgl. GOLDFARB, BENDER). Motorische Funktionen scheinen weniger betroffen zu sein, obwohl in dieser Beziehung auch Kontroversen z.B. zwischen den Beobachtungen von SPITZ (1945) und BURLINGHAM & FREUD (1950) bestehen; diese unterschiedlichen Beobachtungen stehen jedoch wiederum in Zusammenhang mit dem Ausmaß der den Kindern im jeweiligen Heim gebotenen Gelegenheiten zu motorischen Übungen, der den Kindern ermöglichten Bewegungsfreiheit.

Die soziale Deprivation ist mit Störungen im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen verbunden. Auch die sprachliche Retardation lässt sich als Auswirkung sozialer Deprivation kennzeichnen bzw. - um es zeitgemäßer auszudrücken - als Auswirkung mangelnder Kommunikationsmöglichkeiten des Kindes mit anderen Personen. Unter den auf soziale Deprivation zurückzuführenden Auffälligkeiten im Bereich mitmenschlicher Beziehungen hebt YARROW die soziale Apathie hervor, die sich in Indifferenz gegenüber sozialen Bedingungen äußert, sowie den "Affekthunger", das unbefriedbare Suchen nach Zuneigung. Die soziale Apathie charakterisiert er näher durch inadäquate soziale Ansprechbarkeit, durch einen vollständigen Mangel an sozialer Initiative, durch eine Rückzugshaltung oder leidenschaftslose Antworten auf soziale Ansprüche; an Pflegepersonen im Heim werden keine bedeutsamen Bindungen hergestellt; eine soziale Diskrimination findet kaum statt, die Kinder zeigen kaum differenzierte Antworten auf fremde und vertraute Pflegepersonen. Die soziale Apathie bringt Yarrow mehr mit einer vollständigen sozialen Deprivation während der kritischen Entwicklungsperiode, in der das Kind sozial ansprechbar wird – die Zeit etwa vom 6. bis zum 18. Lebensmonat –, in Zusammenhang, während der „Affekthunger“ eher dann hervortritt, wenn die soziale Deprivation nach Beginn dieser Phase einsetzt. In Hinblick auf die Bedeutung deprivierender Bedingungen während der ersten 6 Lebensmonate und die Kontroverse um ihre Auswirkungen bemerkt YARROW, die sensorische Deprivation wirke am schlimmsten in den frühesten Stadien zwischen dem 3. und dem 12. Lebensmonat, und zwar im Sinne einer entwicklungsmäßigen Retardation, und die soziale Deprivation rufe am ehesten während der Entwicklung sozialer Ansprechbarkeit persönlichkeitspezifische Störungen hervor. Die emotionale Deprivation lässt sich auch zu den Beobachtungen des diffusen und impulsiven Verhaltens von Heimkindern in Bezug setzen, wo diese normale inhibitorische Kontrolle vermissen lassen und sich häufiger auch antisozial und offen aggressiv verhalten.

Zur Analyse der Umstände von Trennungserfahrungen schlägt YARROW das theoretische Konzept "stress" vor. Trennungen bedeuten einen Wechsel in der physischen und sozialen Umwelt, vertraute Objekte und Stimuli verschwinden, Anzahl und Qualität sozialer Stimulationen ändern sich; die Umwelterfahrungen verlieren für das Kind einen großen Teil ihrer Vorhersagbarkeit. Um über Langzeitauswirkungen von frühkindlichen Trennungserfahrungen Aussagen zu machen, kann sich YARROW nur auf wenige Untersuchungen stützen. Die meisten Untersuchungen enthalten sehr ungenaue Informationen über noch andere biographische Bedingungen neben der Trennungserfahrung. In der Studie von BOWLBY u. a. (1956) ließen sich weniger ernste Langzeiteffekte auf frühe Trennungserfahrungen feststellen, als nach BOWLBYs früherer Untersuchung (1946) erwartet worden war. Aus der Untersuchung von LEWIS (1954) lässt sich die Hypothese ableiten, dass gute Mutterbeziehungen vor der Trennung zwar zu unmittelbar heftigeren Reaktionen führen, letztlich aber eine bessere Entwicklungsprognose begünstigen. Diese Hypothese findet sich ja auch durch die Einzelfalluntersuchung von HELLMAN (1962) (vgl. Darstellung in 2.1.3.3) bestätigt. Besonders negative Auswirkungen von Trennungserfahrungen wie z. B. der "affectionless character" sind wohl das Ergebnis von wiederholten, traumatisch wirkenden Trennungserfahrungen.

Dadurch, dass YARROW den Begriff Deprivation einmal auf die Analyse von institutionellen Umweltbedingungen einschränkte und andererseits diese auch durch Aufgliederung in einzelne Aspekte näher konkretisierte, schuf er m.E. für die auf den primären Sozialisationsprozess bezogene Forschung ein geeignetes theoretisches Konzept. Ebenso empfiehlt es sich, die mit längeren oder wiederholten Trennungserfahrungen verbundenen biographischen Bedingungen in Form eines theoretischen Konzeptes zu fassen. Dafür erscheint m. E. der Begriff ‚Diskontinuität‘ geeigneter als der von YARROW verwandte Begriff "stress".³²

³² Der Terminus „Deprivationsforschung“ sei in dieser Arbeit jedoch weiter verwandt wie bisher, nämlich in dem Sinne, dass er sich auf die Erforschung von Auswirkungen frühkindlicher „Deprivation“ – im Sinne Yarrows – und Diskontinuität bezieht.

2.1.5 Lerntheoretische Aspekte der Deprivationsforschung: die Bedeutung von Stimulation

2.1.5.1 Darstellung lerntheoretischer Ansätze

Als Reaktion auf das unscharfe Konzept "maternal deprivation" und auf die Betonung der mütterlichen Sorge bekamen seit Anfang der 60er Jahre im angloamerikanischen Heim lerntheoretische Ansätze in der Deprivationsforschung größeres Gewicht. Von diesen Ansätzen, in der frühen Zeit hauptsächlich von GEWIRTZ (1961) und CASLER (1961) vertreten, wurde besonders die Rolle der Umweltstimulation für wesentliche Entwicklungsfortschritte hervorgehoben. Die Entwicklung bzw. die Sozialisation basiert demnach vor allem auf sozialem Lernen. Aus zunächst vereinzelt umweltspezifischen Reaktionen, die konstitutionell bedingt sein können – wie z.B. die "unbedingten Reflexe" in Pawlows Theorie – und/oder mehr Zufälligkeitscharakter haben – z.B. Versuch-Irrtum-Reaktionen –, lernt das Kind stabilere Verhaltensweisen, bzw. Verhaltensweisen werden mehr zur Gewohnheit, und in Wahrnehmungsprozessen die Unterscheidung und Bedeutungsverleihung von Objekten und Ereignissen in der Umwelt. Dabei haben kurz vorhergehende, begleitende oder direkt nachfolgende Stimuli aus der Umwelt eine zentrale Bedeutung. Umweltreaktionen können für das Kind als Stimuli auf zwei Wegen reaktionsspezifische Bedeutung erlangen:

- Sie erhalten neue verhaltensspezifische Relevanz und können als Stimuli Reaktionen des Kindes hervorrufen, wenn sie als mit anderen in ihrer verhaltensspezifischen Bedeutung schon identifizierten Stimuli in engem zeitlichen Zusammenhang stehend erfahren werden. (Kontiguitätsprinzip, klassische Konditionierung)
- Sie können dadurch, dass sie auf eine Reaktion des Kindes folgen bzw. eine Konsequenz der Reaktion sind, die Reaktion des Kindes 'verstärken' oder 'hemmen', je nachdem, ob das Kind die Reaktionen der Umwelt als angenehm und seinen Bedürfnissen entsprechend erlebt oder als unangenehm und frustationsfördernd. (Verstärkungsprinzip, instrumentelle und operante Konditionierung)

Nach der frühen Lerntheorie wurden nur solche Umweltreaktionen als verstärkend betrachtet, die eine Befriedigung physiologischer Bedürfnisse bzw. eine Reduktion physiologischer Spannung bewirken. Aus der begründeten Annahme, dass der Organismus jedoch mit der Umwelt in aktive Interaktionen tritt, auch wenn physiologische Bedürfnisse befriedigt sind, und das das Streben zur Erkundung der Umwelt zu den grundlegenden Motivationen zu rechnen ist, lassen sich Aussagen über weitere Arten verstärkender Umweltreaktionen treffen. Jede Änderung von Reaktionen aus der Umwelt auf eine gezeigte Verhaltensweise kann einen Erfahrungsgewinn bedeuten und damit verstärkende Funktion haben; allein die Neuigkeit erfahrener Umweltreaktionen kann verstärkend wirken. (vgl. GEWIRTZ 1961). Von dorthin wird deutlich, wie sehr schon Erfahrungen von Umweltstimulationen und von Interaktionen mit der Umwelt in sich einen entwicklungsfördernden Charakter haben. GEWIRTZ (1961) unterscheidet in seiner grundlegenden Analyse der Bedeutung von Stimulation für die Entwicklung zwischen zwei verschiedenen Mangelzuständen und ermöglicht damit eine weitere Differenzierung in der Deprivationsforschung: Den Mangel an Stimulation von der frühesten Lebensphase an, vom ersten Lebensjahr an, bezeichnet er mit "privation"; dieser Mangel entzieht dem Kind die Möglichkeit für grundlegende Lernerfahrungen zu einer kritischen Zeit. Unter "deprivation" versteht er die kontinuierliche Frustration durch einen extremen Wechsel in der Umwelt, die für grundlegende Verhaltenssysteme des Kindes bedeutsam ist; Stimulationen, denen das Kind durch Lernerfahrungen schon Bedeutungen zugemessen hat, werden dann entzogen. Das Konzept "privation" bezieht sich damit eher auf einen grundlegenden Mangel an Stimulation, während das Konzept "deprivation" sich mehr auf die Diskontinuität der Umwelt in Bezug auf das Kind, auf die Unvorhersagbarkeit der Umwelt und ihrer Interaktionsreaktionen bezieht.³³

Mit dem Eingang des lerntheoretischen Ansatzes in die Deprivationsforschung weitete sich die Auseinandersetzung zwischen Psychoanalyse und Lerntheorie auch auf das Feld der Deprivationsforschung aus. Die Auseinandersetzung zwischen dem psychoanalytischen Ansatz bzw. dem Ansatz BOWLBYs, der psychoanalytische Betrachtungsweisen mit ethologischen verbindet, und dem lerntheoretischen Ansatz um die funktionale Dynamik von Deprivation stellt O'CONNOR (1971) dar. Nach BOWLBY hat die Etablierung einer engen Bindung ("attachment") des Kindes an eine spezifi-

³³ Die Konzepte „privation“ und „deprivation“ verwendet RUTTER (1972a) in der neueren englischen Übersicht über „maternal deprivation“. Die Konzepte von GEWIRTZ entsprechen in etwa den weiter oben von YARROW abgeleiteten Konzepten von „Deprivation“ und „Diskontinuität“.

sche Person zentrale Bedeutung für seine psychosoziale Entwicklung; als Grundlage für diese Bindung werden auf Seiten des Kindes Reaktionsweisen wie Saugen, Anklammern und Folgen betrachtet, die in der Ethologie als instinktiv, als angeboren gelten. Auf Seiten einer Mutterfigur rufen solche kindlichen Reaktionsweisen wiederum instinktive Sorge- und Pflegereaktionen hervor. Auf Grundlage einer solchen als nahezu exklusiv betrachteten Zwei-Personen-Beziehung kann sich dann die Entwicklung des Ichs und des Über-Ichs beim Kinde vollziehen. Der zentrale Mangel deprivierender Sozialisationsbedingungen liegt dieser Theorie nach im Fehlen der Möglichkeit, eine enge Bindung ("attachment") zu entwickeln. Die lerntheoretischen Ansätze in der Deprivationsforschung sind zum großen Teil aus der experimentiellen Tierforschung entstanden, wo die Auswirkungen eines Entzuges von sensorischen und kontaktspezifischen Stimulationen auf Reaktionen von Tieren beobachtet wurden (vgl. Überblicke bei PECHSTEIN 1974b, SCHMALOHR 1968). Die Entwicklung von allgemeiner sozialer Ansprechbarkeit und von menschlichen Beziehungen wird als gelernter Prozess betrachtet, der vom Vorhandensein von sozialen Stimulationen und von Interaktionserfahrungen abhängt. Dabei ist aber nicht die reine Quantität von Stimuli von zentraler Bedeutung; vielmehr müssen Stimuli, um in Lernerfahrungen integriert werden zu können, im jeweiligen Entwicklungszustand vom Kinde aus unterscheidbar sein und häufiger in konsistentem Zusammenhang dargeboten werden.

Eine relativ extreme Position unter den lerntheoretischen Ansätzen in der Deprivationsforschung vertritt CASLER (1961, 1971). In seiner Betrachtungsweise reduziert er die Rolle aller entwicklungsfördernden Stimulationen auf die Rolle sensorischer Stimulationen. Emotionale Bindungen entstehen demnach beim Kinde aus körperlichen Kontakten und so vermittelten taktilen Erfahrungen, die die sensorische Empfindung von Wärme implizieren. Soziale Stimulationen gehen weitgehend in sensorischen Stimulationen auf. CASLERS Standpunkt wird dort zu extrem, wo er behauptet: "Es gibt keine Evidenz, dass soziale Stimulation am besten von einer liebenden Mutter oder Mutterfigur dargeboten wird" (1971, S. 615, eigene Übers.). Seiner Meinung nach kann den wahren Bedürfnissen von institutionalisierten Kindern in gut ausgestatteten Institutionen durch relativ einfache Wechsel in der Pflegeroutine und der Ausstattung ohne allzu große Belastung des Personals Rechnung getragen werden. Die Aussage RHEINGOLDS - "Verschiedene Pflegepersonen können mit ihren unterschiedlichen Erscheinungen, Stimmen und Weisen der Pflegeführung eine Art von Stimulation bieten, die dem Familienkind in der gewöhnlichen Tagesroutine fehlt." (zitiert nach: CASLER 1971, S. 613f., eigene Übers.) - führt ihn zu der Meinung: "Es kann sogar richtig sein, dass institutionelle Pflege in mancher wichtiger Beziehung der Familienpflege vorzuziehen ist." (S. 613).

Die zentrale Bedeutung sensorischer und sozialer Stimulationen aus der Unweit für die allgemeine Entwicklung des Kindes wurde durch mehrere, lerntheoretisch konzipierte Studien erhärtet, und zwar meistens dadurch, dass eine Experimentalgruppe von institutionalisierten Kindern im Vergleich zu einer Kontrollgruppe sehr begrenzte Stimulationen erhielt, seien sie taktiler, kinästhetischer, visueller oder akustisch-verbaler Art. Im Allgemeinen zeigten die Kinder in den experimentellen Gruppen daraufhin mehr Reaktionen und größere Entwicklungsfortschritte in den spezifischen Bereichen.³⁴ Vergleicht man auch die unterschiedlichen Aussagen in verschiedenen Untersuchungen in Bezug auf die allgemeine Entwicklung und Intelligenz von Kleinkindern im Heim miteinander, so ist zur Erklärung der Unterschiede neben dem Einweisungsalter der Kinder der Faktor wichtig, in welchem Ausmaß die spezifischen Heime durch Personalintensität und Ausstattung Stimulationen in den verschiedenen Bereichen von allgemeiner Wahrnehmung, Bewegungsanreiz und sozialem Kontakt bieten.

2.1.5.2 Zur Auseinandersetzung zwischen "maternal deprivation" und Stimulus-Deprivation

Im Folgenden sei kurz versucht, die beiden sich als konträr darstellenden Richtungen in Bezug auf den wesentlichen Charakter der deprivierenden Sozialisationsbedingungen in der frühkindlichen Heimerziehung zu werten. Die beiden extremen Positionen von BOWLBY und CASLER seien noch einmal skizziert: Auf der einen Seite wird auf psychoanalytisch-ethologischem Hintergrund die mütterliche Deprivation betont, d. h., die Entbehrung einer engen, affektiven Beziehung zwischen dem Kleinkind und einer einzigen erwachsenen Person; durch eine solche Entbehrung, die mit der Heimerzie-

³⁴ Eine Übersicht über solche Untersuchungen gibt LEHR (1974). Weitere Untersuchungen über positive Entwicklungseffekte durch verstärkte soziale Interaktion bei Heimkindern führten FRUMHARTZ (1971), HERBERT (1971), KUGEL (1970) und SALTZ (1973) durch. Hervorgehoben sei hier die Studie von KUGEL (1970), in der durch verbesserte Heimbedingungen eine bessere Entwicklung in sozialer und motorischer Hinsicht sogar bei mongoloiden Kleinkindern erzielt werden konnte.

hung in aller Regel gegeben ist, ist das Kleinkind in nahezu allen Aspekten seiner sozialen und intellektuellen Entwicklung wesentlich benachteiligt und – nach BOWLBYs früher Annahme (1952) – meist irreversibel geschädigt. Im anderen Extrem erscheint nur das quantitative Ausmaß sensorischer Deprivation für nachteilige Entwicklungen bei Heimkindern wesentlich; von daher kann eine Erziehung in personell stark besetzten und gut ausgestatteten Heimen sogar empfohlen werden. Diese konträre Betrachtung der Deprivationsbedingungen – sie beschränkt sich weitgehend auf den anglo-amerikanischen Raum – wurde im Sinne von CASLER in Deutschland auch von LEHR (1974) übernommen; nach ihr liegt der negative Faktor frühkindlicher Heimerziehung nicht in der mütterlichen Deprivation bzw. in der Entbehrung mütterlicher Zuwendung, sondern allein in der sensorischen Deprivation. Sie berichtet von einer Untersuchung RHEINGOLDS, nach der Familienkinder bereits im ersten Lebensjahr mindestens viermal soviel mütterliche Zuwendung erhalten wie gleichaltrige Heimkinder; sie übernimmt die Interpretation, dass nicht etwa die "Affektzufuhr" die Entwicklung des Kindes begünstigt, sondern die damit einhergehende sensorische Anregung (vgl. S. 36).

Zur Wertung der theoretischen Gegensätze drängt sich folgende Frage auf: Wie weit sind diese gegensätzlichen Standpunkte echt konträr oder nur kontradiktorisch? Das heißt: Wie weit beziehen sie sich auf in der Realität verschiedene Bedingungen in der Heimerziehung, oder wie weit stellen sie weitgehend ähnliche Bedingungen nur unter verschiedenen theoretischen Konzepten dar? In der Realität frühkindlicher Betreuung fallen zumindest im ersten Lebensjahr "Affektzufuhr" und sensorische Anregungen fast immer zusammen: je mehr sich eine oder mehrere Personen in emotionaler Zuneigung dem Säugling zuwenden, desto mehr sensorische Stimulationen erhält er auch. Demnach erscheint der erläuterte Gegensatz rein theoretisch konzipiert. Quantität und Qualität von Stimulationen, emotionale, soziale und sensorische Stimulationen verweisen realiter meist nicht auf unterschiedliche Sozialisationsbedingungen, sondern nur auf Aspekte eines Systems frühkindlicher Umweltkontakte und -erfahrungen, auf Aspekte jedoch, die sich theoretisch jeweils spezifischen Effekten in der Entwicklung zuordnen lassen. Auf der einen Ebene können Erfahrungen von sozialen Interaktionen mit anderen Menschen und Erfahrungen mit sachlichen Gegebenheiten in der Umwelt voneinander abgehoben werden. Quantität und Qualität der sozialen Interaktionserfahrungen stehen im Zusammenhang mit der sozialen Entwicklung, wobei die sprachliche Entwicklung ein Aspekt der sozialen ist; demgegenüber lässt sich Sacherfahrungen wahrscheinlich eine besondere Beziehung zur messbaren allgemeinen Intelligenz zuschreiben. Im Rahmen der sozialen Entwicklung spielt die Qualität der sozialen Interaktionen wohl eine bedeutendere Rolle als die Quantität (vgl. TIZARD u. a. 1972). In qualitativer Hinsicht kann einmal der affektive Gehalt von Interaktionen hervorgehoben werden, sei er stark oder vermindert, sei er mehr positiv oder mehr negativ getönt, und andererseits auch die Konsistenz der sozialen Interaktionen. Erfahrungen führen auch nach der sozialen Lerntheorie dann zu positiven, stabilen Lern- und Entwicklungsfortschritten, wenn sie positive Affekte als die wesentlichsten Verstärkungen implizieren und wenn die Verstärkungen nicht zufällig sind, sondern in einer Richtung konsistent und vorhersagbar. Nach RAUH kommt es darauf an, dass das Kleinkind Interaktionsmuster mit der Umwelt entwickelt; "die Umwelt soll nicht nur anregen, sondern auch sehr differenziert auf die Verhaltensweisen der Kinder reagieren, und zwar in einer relativ vorhersagbaren Weise" (RAUH, nach: LEHR 1974, S. 45). Gerade die Bedeutung der Konsistenz der Stimulations- und sozialen Interaktionserfahrungen wird von CASLER bei seiner oben zitierten Meinung vergessen, wo er nahezu einen Wechsel von Pflegepersonen empfiehlt. Dieser irrigen Meinung scheint sich auch LEHR (1974) anzuschließen (vgl. S. 20)³⁵

2.1.5.3 Auswirkungen unterschiedlicher Sozialisationsbedingungen in Heimen

Oben wurde schon aufgezeigt (vgl. 1.2.4), dass in der frühkindlichen Heimerziehung in der Regel sowohl Quantität als auch Qualität der sozialen Interaktionserfahrungen reduziert sind. Jedoch unterscheiden sich auch einzelne Heime und sogar Gruppen in einem Heim in der Quantität und Qualität der den Heimkindern ermöglichten sozialen Interaktionserfahrungen (vgl. KOCH 1960, DURFEE/WOLF 1933). In der Untersuchung von KOCH (1960) schwankt das quantitative Ausmaß von physischen und verbalen Kontakten der Heimkinder mit Erwachsenen zwischen einem Viertel und der Hälfte

³⁵ In seiner neueren Übersicht zur Deprivationsforschung geht SCHMALOHR (1975) ausführlicher auf die spezifische Bedeutung sensorischer Stimulations- und sozialer Interaktionserfahrungen ein. Dabei kritisiert er ebenfalls die einseitige Hervorhebung der Bedeutung sensorischer Stimulationen, wie sie bei CASLER (1971) und LEHR (1974) auftritt und verweist demgegenüber auf die Erfahrungsmöglichkeiten, die das Kind in emotional getönten und konsistenten Interaktionen mit der Mutter bzw. mit seinen Bezugspersonen machen kann.

te des Kontaktausmaßes, das Familienkinder erfahren können. Außerdem gibt es in den Heimen „Lieblingskinder“, die im Vergleich zum Heimstandard relativ viel qualitativ gute Interaktionen erfahren und sich fast völlig normal entwickeln (vgl. KOCH 1960).

Nachfolgend sind einige Untersuchungen referiert, die auf die Auswirkungen qualitativ unterschiedlicher sozialer Interaktionserfahrungen eingehen. TIZARD u.a. (1972) überprüfen, wie sich in organisationsmäßig unterschiedlichen Heimen verschiedene Bedingungen in Bezug auf Interaktionserfahrungen und verbale Stimulation auf die sprachliche Entwicklung der Kinder auswirkten. Die „guten“ Heime zeichneten sich von der Organisationsstruktur durch eine hohe Autonomie der einzelnen Gruppen aus; die Gruppen waren alters- und geschlechtsspezifisch gemischt und personell gut besetzt, die Interaktionen zwischen den Betreuern und den Kindern verliefen freundlicher und weniger direktiv, relativ wenig Personalwechsel kamen vor; dementsprechend zeigten die Kinder in diesen Heimen ein besseres sprachliches Verständnis und eine bessere Ausdrucksfähigkeit als die Kinder in den anderen Heimen. Unterschiedliche frühkindliche Erfahrungen in Bezug auf die Stabilität der Beziehungen mit Betreuungspersonen in verschiedenen Heimen können sogar zu Langzeiteffekten führen, bei denen noch im Erwachsenenalter Unterschiede festzustellen sind: MAAS (1963) verglich 20 junge Erwachsene, die zur Kriegszeit mindestens ein Jahr in verschiedenen Heimen gelebt hatten und vorher und nachher aber in intakten Familien aufgewachsen waren, in ihren sozialen Selbstbildern miteinander. Die Personen, die in einem Heim mit einer stabilen personellen Besetzung gelebt hatten, zeigten ihrem Selbstbild nach eine bessere sozio-emotionale Anpassung.

Die besten Möglichkeiten sozialer Interaktionen in quantitativer und qualitativer Hinsicht bieten die Heime, wo Säuglinge und Kleinkinder mit ihren Müttern zusammenleben können, die so genannten Mutter-Kind-Heime. Auch die Mutter-Kind-Stationen in den Frauengefängnissen sind hier zu erwähnen. Nach den Untersuchungen von DURFEE & WOLF (1933), SPITZ (1945) und PECHSTEIN (1968) konnten bei Kleinkindern in solchen Heimen, wo sie der Untersuchung von PECHSTEIN (1968) nach mindestens 4 Stunden täglich Kontakt mit den Müttern hatten, keine entwicklungsmäßigen Retardationen festgestellt werden; die Kinder entwickelten sich viel besser als die anderen Kinder, die ohne Mutter im Heim lebten. Bei ihrer relativ optimistischen Auffassung über die Möglichkeit der Verhütung des psychischen Hospitalismus in Anstalten haben DURFEE & Wolf (1933) sicher die Mutter-Kind-Heime im Auge.

2.1.6 Die Entwicklung der Deprivationsforschung im deutschsprachigen Raum seit 1950

Die Entwicklung der Deprivationsforschung im deutschsprachigen Raum seit 1950 wurde relativ wenig von BOWLBYs Monographie und seinem Konzept der „maternal deprivation“ beeinflusst. Auch in der Praxis der öffentlichen frühkindlichen Erziehungsmaßnahmen fanden seine Reformvorschläge wohl kaum Berücksichtigung. Die Auseinandersetzungen in der angloamerikanischen Literatur um „maternal deprivation“ liefen lange Zeit an der deutschen Literatur vorbei. Erst seit ca. 1965, seit dem Aufsatz von HARNACKs (1965) über BOWLBYs Konzept und seit HELLBRÜGGEs Einführung des Begriffs „Deprivationssyndrom“ (1966) in die deutschsprachige Diskussion wird eine Beschäftigung mit der angloamerikanischen Literatur offensichtlich. Unter dem „Deprivationssyndrom“ versteht HELLBRÜGGE den „Verlust ausreichender personaler Zuwendung bzw. einen Mangel an sozialen Interaktionserfahrungen“. Die erste Zusammenfassung von Ergebnissen und Erörterungen in der Deprivationsforschung lieferte SCHMALOHR (1968), wobei er weitgehend das Konzept der „Mutterentbehrung“ von BOWLBY und AINSWORTH übernahm.

Im deutschen Raum blieb das Konzept des „Hospitalismus“ zur Bezeichnung von Schäden durch frühkindliche Heimerziehung populär, meist in der Fassung des psychischen Hospitalismus im Sinne von HETZER und SPITZ. Neben dem Blick auf die Hospitalismusphänomene durch Heimerziehung blieb die Problematik längerer frühkindlicher Trennungs- und häufigerer Wechsellieferungen bzw. die Auswirkungen von „Diskontinuität“ weitgehend unberücksichtigt. Die wesentlichsten Anstöße zur Auseinandersetzung mit Hospitalismusphänomenen kamen nach dem Kriege wieder, wie in den 20er Jahren, von der Pädiatrie. Hinsichtlich dieser Entwicklung sind vor allem KÖTTGEN, WEIDEMANN, HELLBRÜGGE und PECHSTEIN zu erwähnen. Kennzeichnend für die pädiatrische Diskussion ist ihre Wendung an die Praxis der öffentlichen Erziehung, was wahrscheinlich notwendig war, da die frühen Anstöße Bowlbys kaum berücksichtigt wurden.

Im Vergleich zu den angloamerikanischen Auseinandersetzungen gab es bis zum Erscheinen von SCHMALOHRs Übersicht (1968) kaum differenzierte theoretische Erörterung zu schädigenden Le-

bensbedingungen im Heim. Allerdings bestand schon seit v. PFAUNDLER und HETZER weitgehend Einigkeit darüber, dass Heimschäden durch einen Mangel an affektiv getönten Interaktionen u n d durch Reizarmut und Monotonie bedingt sind; somit erübrigte sich fast eine Diskussion um diesbezüglich konträre Standpunkte. Dafür wurde jedoch neben dem lerntheoretischen Gesichtspunkt zur Wirkung von mangelnder Stimulation ein zusätzlicher theoretischer Gesichtspunkt in die Diskussion eingeführt, der neurophysiologische Standpunkt, und zwar zunächst in der DDR von SCHMIDT-KOLMER (1957), dann von KÖTTGEN (1964), PECHSTEIN (1967); neuerdings wurde er durch eine differenzierte empirische Untersuchung von PECHSTEIN (1974b) untermauert. Demnach macht das menschliche Gehirn in den ersten Lebensjahren einen enormen Wachstums- und Entwicklungsprozess durch; die kortikale Hirnrinde differenziert und strukturiert sich, die Nervenzellen werden größer, vor allem vermehren sich durch eine Aussprossung der Dendriten und der durch sie ermöglichten synaptischen Kontakte zwischen den einzelnen Neuronen und Neuronengruppen die Verbindungen zwischen den Nervenzellen (vgl. PECHSTEIN 1974b). Diese neurophysiologische Entfaltung des Gehirns wird vor allem auch durch Umweltstimulationen gefördert; ein Mangel an differenzierten Stimulationen bewirkt eine Retardierung der zentralnervösen Entwicklung. Durch einen Vergleich der EEG-Frequenzentwicklung bei Familien- und Heimkindern, wobei Kinder mit möglichen perinatalen Schäden ausgeschlossen wurden, konnte PECHSTEIN feststellen, dass sich bei den Heimkindern „in Übereinstimmung mit ihrer retardierten psychomotorischen Entwicklung eine verzögerte Entwicklung der okzipitalen Grundaktivität“ ergab (1974b, S. 125). Daraus darf *„auf die prinzipielle Möglichkeit einer Verzögerung der zentralnervösen Entwicklung junger Kinder unter den spezifischen Bedingungen der Massenpflege geschlossen werden. ... Der Rückstand der psychomotorischen Entwicklung bei den Heimkindern ist ... auf die Dauer des Heimaufenthaltes und damit auf die Einwirkung der psychosensoriellen Deprivation bzw. auf den damit verbundenen Mangel an zentralnervösen Lernprozessen zurückzuführen“* (S. 125f.).

Die empirischen Untersuchungen im deutschsprachigen Raum zu kurz- und langfristigen Effekten von frühkindlicher Heimerziehung lassen sich nahezu an einer Hand abzählen. Nach SCHMALOHR (1975) ist „das Fehlen entsprechender Untersuchungen im deutschen Sprachraum ... nicht darauf zurück zu führen, dass diese Probleme in der Bundesrepublik nicht existierten, sondern lediglich darauf, dass wir in Wissenschaft und Politik vor der Wirklichkeit vielfach noch die Augen verschließen“ (S. 227). Vergleichende Studien an Kleinkindern in Familien und Heimen wurden von SCHMIDT-KOLMER (1957, 1963), WEIDEMANN (1959a) und PECHSTEIN (1974B) durchgeführt; in allen Studien zeigten die Heimkinder beträchtliche Entwicklungs- und Intelligenzrückstände gegenüber den Familienkindern. Untersuchungen an Heimkinder ohne Kontrollgruppe stammen von SCHRAML (1954), BOTHNER u.a. (1962), PECHSTEIN (1968) und MEIERHOFER & KELLER (1970).

Die letztgenannte Studie von MEIERHOFER & KELLER (1970) ist wohl die ausführlichste bisher veröffentlichte Untersuchung über Kleinkinder im Heim: Sie untersuchten 429 Kinder aus 12 Säuglings- und Kleinkinderheimen im Kanton Zürich. Schon bei Kindern im Alter von 2-3 Monaten ließen sich erniedrigte Entwicklungsquotienten feststellen. Die sprachliche Entwicklung war am schwersten betroffen, ihren geringsten Stand erreichte sie zwischen dem 19. und 22. Monat. Während bei den Säuglingen im ersten Halbjahr noch Kontaktsuche und Kontaktfreudigkeit beobachtet werden konnten, wirkten die Kinder ab dem 7. Monat passiv und ängstlich. Bei Vergleichen der Heimkinder nach ihrer sozialen Herkunft und ihren familiären Beziehungen ließ sich kein signifikanter Entwicklungsunterschied feststellen; die Entwicklungsrückstände ließen sich demnach nicht aus diesen Faktoren erklären. Die Autoren konnten auch beobachten, dass die Kleinkinder im zweiten Lebensjahr auf Wechsel von einer Pflegeabteilung in die andere mit einem Trennungsschock reagierten, wie er von BOWLBY (1961) und anderen Autoren beschrieben wurde: „Selbst die passiven, gleichgültigen Kinder, die alles mit sich geschehen ließen, zeigten da nach der Versetzung auf die neue Abteilung vermehrtes Lutschen, Weinerlichkeiten und verstärkte Stereotypen. Die aktiven Kinder suchten oft zu protestieren, indem sie schrien oder tobten“ (1970, S. 129). Nach solchen Wechseln ließ sich bei mehreren Kindern sogar ein Absinken des Entwicklungsquotienten feststellen. Die Kinder gewöhnten sich nach einiger Zeit zwar an die neue Umwelt; „da jedes Kind im Alter von über einem Jahr aber bereits einen oder mehrere Wechsel hinter sich hat, wird die ‚Erholung‘ jedes Mal fragwürdiger, die Abstumpfung und Resignation nimmt zu, und der Entwicklungsstand sinkt immer mehr unter die Norm. ... Der Wechsel von Abteilung zu Abteilung spielt also beim Zustandekommen der Entwicklungsstörung eine maßgebliche Rolle“ (S. 221). Diese Beobachtungen lassen folgende Schlüsse zu: Selbst in Heimen mit relativ stark deprivierenden Bedingungen (s. u.) versuchen die Kinder Bezie-

hungen zu einer bestimmten Umwelt und zu spezifischen Pflegepersonen zu entwickeln; jedoch zerstören mehrere Wechselwirkungen den Prozess der Entwicklung von Beziehungen. In der frühkindlichen Heimerziehung fallen die beiden Faktoren Deprivation und Diskontinuität meist zusammen und wirken beide negativ auf die Entwicklung. Auch SCHMIDT-KOLMER (1963) berichtet von einer Verlangsamung der Entwicklung von Kleinkindern im Heim, wenn sie im Alter von ca. 12 Monaten die Gruppe wechseln. MEIERHOFER & KELLER stellten auch in Längsschnittstudien fest, wie sich bei Kindern, die von Geburt an im Heim aufwuchsen, im Alter von 2 Jahren folgende verschiedene Verhaltenstypen ausgebildet hatten, die wohl auf eine Wechselwirkung von konstitutionellen Faktoren und unterschiedlichen Beziehungserfahrungen in der Heimzeit zurück zu führen sind:

- „1. *Die relativ fröhlichen aktiven Kinder, die teils zu einem oder mehreren Mitmenschen in der Umgebung (meist der Pflegerin) eine gewisse persönliche, wenn auch oberflächliche Beziehung entwickelt hatten, in ihrem starken Kontaktbedürfnis jedoch wahllos jede Person in Anspruch nahmen.*
2. *Die ängstlich Ablehnenden, mehr oder weniger stark auf sich selbst Bezogenen, bei denen noch autoerotische Betätigungen und stereotype Bewegungen persistierten und oft im Vordergrund standen.*
3. *Die Gleichgültig-Passiven, die den Betrieb des Heimes äußerlich mitmachten, jedoch keinen inneren Anteil daran nahmen und infolge dieser mangelnden Beteiligung in der emotionalen und geistigen Entwicklung auffallend zurück geblieben waren.*
4. *Die immer noch zeitweise rebellierenden Kinder, die entweder sich wehrten, schrien oder, in seltenen Fällen, aggressiv wurden. In dieser Gruppe unterschieden sich jedoch die „Lieblingskinder“ durch ihr aktives, oft mit Geschrei oder Toben verbundenes Sich-Durchsetzen von den depressiven, sich isolierenden Kindern, deren Protest ehre ein Verzweiflungsausbruch als ein nachdrückliches Verlangen war.“ (S.126)*

MEIERHOFER & KELLER beschreiben ausführlich die Lebensbedingungen der Kinder in den untersuchten Heimen. Demnach waren die Heime, in denen die Kinder um 1960 untersucht wurden, deutlich deprivierend: Die Kinderpflege war rationell und arbeitsteilig organisiert; zwischen Pflegepersonen und Kindern kamen fast nur flüchtige Kontakte zustande; im ersten Lebensjahr erlebte ein Kind höchsten 70 Minuten individuellen Kontakt mit einer Pflegeperson, der sich aber fast nur auf das Reichen von Nahrung und auf die Sorge um die Sauberkeit des Kindes beschränkte; die Räume waren nüchtern eingerichtet; die Kinderbetten waren so ausgekleidet, dass sie keinen Ausblick gestatteten.

An Untersuchungen zu Langzeiteffekten frühkindlicher Heimerziehung sind im deutschsprachigen Raum vor allem diejenigen von LOEBER (1960), SCHENK-DANZIGER (1961), DÜHRSEN (1964), PONGRATZ (1964) und HELLBRÜGGE (1970) zu erwähnen. Hervorzuheben ist die Studie von HELLBRÜGGE (1970) wegen der untersuchten Personen: In der Studie wurden 70 Jugendliche zwischen 17 und 23 Jahren erfasst, „die im Rahmen des nationalsozialistischen Zuchtprojektes ‚Lebensborn‘ gezeugt und zum Führungsnachwuchs bestimmt worden waren. Nur Männer und Frauen mit besten Erbgesundheitszeugnissen waren dazu ausersehen worden, die Heime zu füllen, in denen die Elite der Nation heranwachsen sollte“ (LAUSCH 1973, S. 69); die Jugendlichen hatten in den Heimen mindestens ihre ersten 3 Jahre verbracht. In der späteren Untersuchung fielen bei den Jugendlichen Störungen im sozialen Bereich wie Kontaktarmut, Angst, Unsicherheit und Hemmungen auf.

Eine besonders starke Förderung erfuhr die Deprivationsforschung in den letzten Jahren in der Tschechoslowakei. Mehrere Untersuchungen zu kurz- und langfristigen Effekten von frühkindlicher Heimerziehung und Überweisungen von Heimkindern in Adoptivfamilien wurden von LANGMEIER, MATEJCEK und VODAK durchgeführt. Diese Untersuchungen weisen ebenfalls auf Entwicklungsrückstände bei Kleinkindern im Heim und vor allem auf langfristige soziale und emotionale Störungen hin. Nach LANGMEIER & MATEJCEK (1970) muss die Situation des Kindes unter 3 Jahren in einer Institution mit permanenter kollektiver Erziehung und Sorge als mehr oder weniger gefährdend für seine zukünftige Persönlichkeitsentwicklung angesehen werden (vgl. S 576). Die Autoren klassifizieren die Kinder, die seit den ersten Lebensjahren im Heim leben, in 4 verschiedene Typen:

- Kinder mit relativ guter Anpassung, die ausgeglichen und unauffällig erscheinen, deren Gefühlsentwicklung jedoch wesentlich verarmt ist; sie zeigen nämlich „ein erhöhtes Interesse für die Welt der Sachen anstatt für die Welt der Menschen“ (MATEJCEK/LANGMEIER 1970, S. 88);

- hyperaktive, gehemmt apathische Kinder – der klassische Deprivationstyp nach SPITZ, in sich zurückgezogene, manchmal autistische Kinder, die schwer Kontakt mit ihrer Umwelt knüpfen;
- Kinder mit sozialer Hyperaktivität, die durch überspannte Aktivität und erhöhte Sehnsucht nach gefühlsmäßigen Kontakten, durch Anklammerungsversuche an jeden neuen Erwachsenen auffallen und sich nur wenig für die materielle Umwelt und für Spiele interessieren;
- Kinder mit Neigung zu sozialer Provokation, die die Aufmerksamkeit der Umwelt mit Gewalt gewinnen wollen und deshalb „provizieren“; sie fallen auf durch ungehemmte Aggressivität, destruktive Tendenzen, Affekthandlungen, durch Boshaftigkeit, die nicht von Angst und Schuldgefühlen begleitet sind.

Diese verhaltenstypische Klassifikation von Heimkindern lässt sich relativ gut mit der von Meierhofer & Keller wiedergegebenen Klassifikation vergleichen (s.o.).

Die Untersuchungen trugen wahrscheinlich zum großen Teil zu der Reformierung der öffentlichen Erziehungsorganisation in der Tschechoslowakei bei. Seit Beginn der 50er Jahre war Heimerziehung die überwiegende Form der Erziehungspflege für Kinder gewesen, die nicht in der eigenen Familie leben konnten, und in der Heimerziehung hatte die Tendenz zur staatsgelenkten Uniformität geherrscht – die Heime und ihre Gruppen waren streng altershomogen geordnet, sie waren materiell gut ausgestattet, die Anknüpfung dauernder emotionaler Beziehungen zwischen Betreuern und Kindern galt als nicht wünschenswert. Dagegen änderten sich die Tendenzen in der öffentlichen Erziehung in den letzten Jahren: Adoptiv- und Pflegefamilien wurden mehr in die öffentliche Erziehung einbezogen; die Zusammensetzung der Heimgruppen erfolgte altersgemischt, individuelle emotionale und soziale Bedürfnisse von Kindern, fanden mehr Berücksichtigung (vgl. LANGMEIER/MATEJCEK 1970; MATEJCEK/LANGMEIER 1970). Vor allem wurden wohl die Bemühungen um den Aufbau geeigneter Adoptionsverhältnisse intensiviert (vgl. MATEJCEK 1969). VODAK & MATEJCEK (1969) berichten von mehreren Untersuchungen zu langfristigen Ergebnissen der Adoptionsvermittlung von Heimkindern in verschiedenen Altersstufen.

Demnach verliefen Adoptionsverhältnisse, wurden sie im ersten Lebensjahr des Kindes begonnen, nach Angaben der Adoptiveltern zu 99% befriedigend. Kamen die Kinder im Alter von 3 Jahren aus dem Heim in eine Adoptivfamilie, so zeigten sie eine deutlich bessere schulische Entwicklung als die Kinder, die im Heim blieben, obwohl beide Gruppen im Alter von 3 Jahren keine Unterschiede in ihrer psychischen Entwicklung aufwiesen. Im sozialen Verhalten zeigten diese Adoptivkinder zwar zu 50% Auffälligkeiten und Schwierigkeiten, jedoch waren noch mehr Heimkinder sozial negativ auffällig. Selbst Adoptionen, die erst nach dem 6. Lebensjahr begonnen wurden, wurden von den Adoptiveltern langfristig zu 80% als befriedigend eingestuft. Diese tschechischen Untersuchungen weisen darauf hin, dass Kinder, die die erste Lebenszeit im Heim aufwachsen, einerseits möglichst früh in Ersatzfamilien überwiesen werden sollten – desto größer ist die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges -, dass andererseits eine solche Überweisung auch in späteren Altersstufen noch nicht aussichtslos ist.

2.2 Methodische Ansätze und Probleme der Deprivationsforschung

2.2.1 Einteilung der Forschungsansätze

Zunächst seien anhand der seit BOWLBY üblichen Einteilung die verschiedenen Forschungsansätze der begleitenden Studien, der retrospektiven Fallstudien und der retrospektiven Folgestudien weiter erläutert (vgl. auch SCHMALOHR 1968).

a) Direkte, begleitende Studien

In diesen Studien wird versucht, Deprivationseffekte zu der Zeit festzustellen, wenn das Kind unter deprivierenden Bedingungen lebt. Auswirkungen lassen sich für einen einzigen Zeitpunkt durch eine einmalige Untersuchung feststellen, oder es lassen sich prozessuale Auswirkungen über einen Zeitraum durch zwei oder mehrere zeitlich aufeinander folgende Untersuchungsdurchführungen verfolgen. Solche Studien zielen meist darauf, in der Entwicklung von Kleinkindern, die im Heim leben, strukturelle und prozessuale Merkmale ausfindig zu machen, die mit den Bedingungen des Heimaufenthaltes in Zusammenhang stehen. Auch Untersuchungen, die sich auf unmittelbare oder relativ kurzzeitige Auswirkungen der Trennung des Kleinkindes von der bisherigen vertrauten Umgebung bzw. seiner Primärgruppe beziehen, zählen zu diesem Forschungsansatz. Frühe Beispiele für solche Untersuchungen sind die von R. SPITZ (1945) und von BURLINGHAM & FREUD (1949, 1950).

Bei systematischen Studien ist eine geeignete Kontrollgruppe wichtig. Bei den direkten Studien, die sich auf Auswirkungen von Heimerziehung beziehen, ist es bedeutsam, ob die Kinder der Kontrollgruppe eine ähnliche soziale Herkunft aufweisen wie die der Heimkinder, d.h. ob die in eine Studie einbezogenen Familienkinder ähnlich wie die meisten Heimkinder aus unteren sozialen Schichten kommen oder gar auch gestörte Familienverhältnisse erlebt haben. Die Vergleichbarkeit der sozialen Herkunft von Familien- und Heimkindern, an denen eine Untersuchung durchgeführt wird, erscheint von großer Bedeutung für die Bewertung der Ergebnisse von direkten Studien (vgl. LEHR 1974).

b) Experimentielle Studien

Die sogenannten experimentiellen Studien (vgl. AINSWORTH 1962) lassen sich als eine besondere Untergruppe der begleitenden Studien verstehen. Aus humanitären Gründen verbietet sich eigentlich, für Kleinkinder experimentiell deprivierende Lebensbedingungen zu erzeugen; solche im klassischen Sinne experimentiellen Untersuchungen sind nur bei Tieren möglich und wurden dort häufiger durchgeführt. Allerdings existiert eine in diesem Sinne experimentielle Untersuchung von DENNIS aus dem Jahre 1941, wo zwei Säuglinge im ersten Jahr Pflegebedingungen von „begrenzter Praxis und minimaler sozialer Stimulation“ ausgesetzt wurden (vgl. AINSWORTH 1962, S. 319). Jedoch lässt sich eine besondere Form von Untersuchungen an Heimkindern als experimentiell kennzeichnen: Es handelt sich um Untersuchungen, wo aus einer größeren Gruppe von Heimkindern eine „Experimentalgruppe“ von Kindern ausgewählt wurde und bei diesen – vorwiegend zu Forschungszwecken – die Lebensbedingungen positiv verändert bzw. deprivationsmildernd gestaltet wurden. Meistens bestand diese Umweltveränderung darin, dass den Kindern mehr soziale und affektive Kontaktmöglichkeiten in ihrer Umwelt und/oder mehr sensorische Stimulationen geboten wurden. Solche Studien wollen zur Beantwortung der Frage beitragen, ob eine Verminderung deprivierender Bedingungen zu positiven Entwicklungsverläufen bzw. zu positiveren Verläufen als ohne solch eine Verbesserung führt. Die erste Studie dieser Art von SKEELS (1942) wurde oben besprochen (vgl. 2.1.3.4)

In der Regel beschränken sich die begleitenden Untersuchungen auf die Feststellung von Deprivationsauswirkungen innerhalb der ersten fünf Lebensjahre.

c) Längsschnittuntersuchungen

Als Längsschnittuntersuchungen werden die begleitenden Studien verstanden, die mit der Erforschung von Deprivationseffekten in der frühen Kindheit beginnen und auch mindestens einmal zu einem späteren Zeitpunkt, wenn das Kind älter als 6 Jahre ist, der Frage nachgehen, ob sich Langzeiteffekte der frühkindlichen Deprivation zeigen, wobei der Zustand der deprivierenden Bedingung noch andauern kann oder nicht. Nur mit diesem Forschungsansatz lässt sich einigermaßen zuverlässig prüfen, welche langfristigen prozessualen Entwicklungsverläufe durch die Erfahrungen verschiedener Arten frühkindlicher Deprivation herbeigeführt oder gefördert werden.

Bei den beiden Arten der rückblickenden Studien, die im Folgenden dargestellt werden, besteht die Schwierigkeit, dass sich zwar empirische Zusammenhänge zwischen frühen Deprivationserfahrungen und späteren Effekten feststellen lassen, dass dabei aber die Wirkung von „intervenierenden Variablen“ bzw. die Wirkung verschiedener Lebenserfahrungen in der Zwischenzeit, seien sie durch frühe Deprivation direkt oder indirekt bedingt oder nicht, im Forschungssinne meist weniger kontrolliert wird und weniger kontrolliert werden kann. Man muss bei diesen Studien immer schon von der grundlegenden Hypothese ausgehen, dass frühe Deprivationserfahrungen – oder allgemeiner: frühe Kindheitserfahrungen – einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen, dass sie empirisch feststellbare Sozialisierungseffekte provozieren (vgl. AINSWORTH 1962, S. 106); die Rolle von Erfahrungen, die einerseits als Sozialisierungseffekte früher Deprivation betrachtet werden können, andererseits aber auch schon einen Stellenwert als eigene Sozialisierungsbedingungen bekommen haben, kann bei systematischen rückblickenden Studien nicht in gebührender Weise beachtet werden; in der Regel erweisen sich dabei die Möglichkeiten sozialwissenschaftlich empirischer Forschung als zu begrenzt.³⁶ Dies führt auch zu der im Funkkolleg Pädagogische Psychologie (1972) vertretenen Meinung, Sozialisierungseffekte ließen sich nur längsschnitthaft feststellen (vgl. Studienbegleitbrief V, 1972, S. 56f.).

d) Rückblickende Fallstudien

In den rückblickenden Fallstudien, die sich um die Erforschung von langfristigen Deprivationseffekten bemühen, wird ein bestimmtes Persönlichkeitsmerkmal oder ein Symptom, eine spezifische Verhaltensweise festgestellt und gefragt, ob es als Auswirkung einer Deprivationserfahrung anzusehen ist. Die Lebensgeschichten von Personen, die das bestimmte Merkmal aufweisen, werden untersucht, ob in ihnen häufiger bestimmte Formen deprivierender Erfahrungen in der Frühkindheit vorkommen als bei den Biographien anderer Personen, die dieses Merkmal nicht aufweisen. Die erwähnten Studien von BOWLBY (1946) und BENDER (1947) sind dazu zu rechnen.

e) Rückblickende Folgestudien

Im Gegensatz zu den rückblickenden Fallstudien geht man bei den rückblickenden Folgestudien, die sich auch auf die Erforschung von Langzeiteffekten beziehen, vom Vorkommen deprivierender Erfahrungen in der Kleinkindzeit aus und untersucht, wie die Entwicklung in späteren Jahren verlaufen ist und ob sie sich von der Entwicklung von Personen, die eine solche Deprivationserfahrung nicht haben, unterscheidet. Zu diesen Studien gehören die Untersuchungen GOLDFARBs (1943 – 1949).

2.2.2 Wesentliche biographische Variablen in der Deprivationsforschung

In einer Studie zu Deprivationseffekten sollte möglichst genau angegeben werden, welche Art von Deprivationsbedingungen man in ihrer Auswirkung untersuchen will, seien es mehr Bedingungen von institutioneller Deprivation oder mehr Trennungserfahrungen, und in welchem Ausmaß und welchem weiteren biographischen Kontext die untersuchten Personen Deprivationsbedingungen erfahren haben. In der Frage nach den Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte sind folgende Bedingungen zu beachten, deren Einfluss auf die Verarbeitung von Deprivationserfahrungen in verschiedenen Untersuchungen festgestellt ist:

- das Alter bei der Heimeinweisung,
- die Intensität der emotionalen Beziehungen des Kindes vor der Einweisung in der Familie, speziell zur Mutter,
- die Lebensbedingungen im Heim selbst, besonders das Ausmaß und die Stabilität affektiver Beziehungen des Kindes zu mindestens einer Pflegeperson und das Ausmaß sensorischer und sozialer Stimulation aus der Umwelt,
- die Dauer des Heimaufenthaltes,
- die Lebensphase nach dem Heimaufenthalt unter dem Aspekt, wieweit deprivierende Entbehnungen affektiver stabiler Beziehungen und vielfältiger Anregungen durch eine stabile Primärgruppe bzw. Familie und durch zusätzliche therapeutische Bemühungen ausgeglichen werden.

³⁶ Im Funkkolleg Pädagogische Psychologie (Studienbegleitbrief V, 1972, S. 59) und bei FRÖHLICH & WELEK (1972, S. 667) wird die grundsätzliche Schwierigkeit der Sozialisationsforschung erläutert, dass sich der Sozialisationsprozess durch eine komplexe wechselseitige Beeinflussung verschiedener Faktoren vollzieht, dass diese komplexe Wechselwirkung im realen Forschungsprozess kaum genügend beachtet werden kann. Vor einer Generalisierung von Forschungsergebnissen und kausalen Schlüssen aus ihnen wird deshalb gewarnt.

Ist für die erfahrene Deprivation bzw. für die Entbehrung einer stabilen Primärgruppe mehr das Erlebnis von einer oder mehreren vollständigen Trennungen bezeichnend, in denen die Primärgruppe für das Kind wechselt, so sind ähnlich lautende Variablen wie oben für Auswirkungen der Trennungserfahrungen ausschlaggebend:

- das Alter der Trennung,
- die Intensität der emotionalen Beziehungen des Kindes in der Primärgruppe vor der Trennung,
- der Grad der Trennung bzw. der Tatbestand, wie weit das Kind die Möglichkeit erlebt, zur bisherigen Primärgruppe wieder zurückkehren zu können, z.B. durch Besuchskontakte mit den Eltern,
- die Lebensbedingungen nach der Trennung, besonders in Hinsicht auf die Möglichkeit, neue, stabile emotionale Beziehungen zur mitmenschlichen Umwelt anzuknüpfen,
- die Anzahl der schon vorher erfahrenen Trennungen bzw. die Anzahl der insgesamt erfahrenen Trennungen. (vgl. auch SCHMALOHR 1968, S. 38f.)

AINSWORTH (1962) empfiehlt als Forschungsstrategie die Auswahl mehrerer kleiner, möglichst homogener Stichproben, homogen in Bezug auf die erfahrenen Deprivationsbedingungen im Sinne einer Übereinstimmung in den obigen Variablen. Auch die Kontrollgruppen sollten sorgfältig ausgewählt werden. Ainsworth verweist dabei auf die beispielhaften Untersuchungen GOLDFARBs.

2.2.3 Forschungstechniken

Ein weiteres Problem in der Deprivationsforschung wie in der allgemeinen sozialwissenschaftlichen Forschung ist die Auswahl geeigneter Untersuchungstechniken zur Feststellung von spezifischen Effekten. Im Folgenden seien häufiger verwandte Techniken erwähnt und kurz erörtert. Sie umfassen einen großen Teil des Arsenal der in der Sozialisationsforschung üblichen Methoden.

a) Lebenslaufanalyse

Neben der Erhebung von Sozialisationsbedingungen dienen anamnestische Informationen, die durch Interviews oder häufiger durch Einsicht in behördliche Akten der Jugendhilfe erhalten werden, auch als Aussagen über Sozialisationseffekte und werden häufiger auch zur Bewertung des Sozialisationsverlaufes herangezogen. Z.B. gilt dabei das Vorkommen psychisch oder sozial abweichenden Verhaltens meist als Zeichen für eine negativer verlaufene Sozialisation. Die Lebenslaufanalyse lässt sich als oberflächlichste Methode zur Feststellung von Sozialisationswirkungen betrachten.

b) Allgemeine, unsystematische Verhaltensbeobachtung

Diese Methode zählt zwar nicht zum Kanon der Methoden, die in der empirischen Forschung als objektiv gelten, weil die subjektive Zuverlässigkeit des Beobachters und die Evidenz des Beobachteten zentralen Wert erlangen; diese Methode hat jedoch den Vorteil, dass sie sich nicht auf die Feststellung zeitlich oder klassifikationsmäßig eingeschränkter Verhaltensausschnitte beschränkt, sondern mehr die gesamte Situation und das gesamte Verhalten des Menschen in den Blick nimmt. Wegen großer Lebensnähe ist sie m. E., wenn sie von ‚erfahrenen‘ Menschen durchgeführt wird, sehr geeignet, um Forschungshypothesen zu entwickeln. Als Beispiel für wertvolle Beobachtungen im Rahmen der Deprivationsforschung können die Berichte von BURLINGHAM & FREUD (1949, 1950) gelten.

c) Systematische Beobachtung

Hierbei handelt es sich meistens um die Beobachtungen kategorial festgelegter Verhaltensausschnitte, wobei die Beobachtung häufig in Zeitstichproben erfolgt (z.B. KOCH 1960). Auch filmisch oder photographisch festgehaltene Beobachtungen wie die in den Untersuchungen von SPITZ können zu den systematischen Beobachtungen gezählt werden.

d) Tests und Experimente im Leistungsbereich

Zu Leistungstests und -experimenten zählen Entwicklungstests, Intelligenztests, spezielle Tests zu einzelnen Funktionen wie Wahrnehmungsfähigkeit, Fähigkeit zu abstraktem Denken (z.B. GOLDFARB 1945b), Zeitkonzept, Sprachfähigkeit sowie Experimente à la Piaget zu Intelligenzbereichen (z.B. CHAMBERS 1961). Solche Tests werden in der Deprivationsforschung häufig eingesetzt, besonders in direkten Studien, um Intelligenz- und allgemeine Entwicklungsunterschiede zu beurteilen.

e) Klinische Klassifikation

Verhaltensweisen, die als psychisch und/oder sozial abweichend gelten, werden bei Individuen häufiger zusammenfassend als gebündelter Verhaltenskomplex betrachtet und als Ausdruck eines Persönlichkeitszuges, einer Charakterform oder auch eines psychiatrischen Krankheitsbildes gewertet. Meist wird diese Methode der klinischen Klassifikation in rückblickenden Fallstudien angewandt, die von solch einer Klassifikation des Verhaltens oder der Persönlichkeit ausgehen. Das bedeutendste Beispiel in der Deprivationsforschung ist wohl der „affectionless character“ von BOWLBY (1946). Wenn solche Klassifikationen aufgrund von unsystematischen Verhaltensbeobachtungen erfolgen und die Zuordnung bestimmter Verhaltensweisen zu klinischen Kategorien vom Evidenzgefühl des Kliniklers bestimmt werden, dann können sie in der empirischen Forschung höchsten hinweisenden Charakter haben, aber nicht Hypothesen entscheidenden Charakter. Insofern erscheint BOWLBYs Hypothese über den Zusammenhang von „affectionless character“ mit früher Mutter-Kind-Trennung und delinquenter Entwicklung (1946) vom Untersuchungsaufbau her mehr von subjektiver Evidenz als von empirischer Zuverlässigkeit getragen. Solche Klassifikationen lassen sich als persönlichkeitsstypische Unterscheidung von Individuen in der empirischen Forschung jedoch sinnvoll anwenden, wenn das Vorgehen im Forschungsprozess von einzelnen Verhaltensbeobachtungen zu ‚Persönlichkeitstypen‘ nachprüfbar aufgezeigt wird. Als Beispiel dafür kann die Studie von LEWIS (1954) gelten.

f) Persönlichkeits- und Einstellungsfragebogen

Persönlichkeitsinventare und Einstellungsskalen wurden zur Erforschung von langfristigen Deprivationseffekten wenig eingesetzt. Vielleicht liegt es daran, dass die seit BOWLBY (1952) diskutierten Langzeiteffekte mehr im Bereich der Intelligenz, der mitmenschlichen Beziehungsfähigkeit und des allgemeinen sozialen Verhaltens liegen, Bereiche also, für die bis heute noch wenig geeignete psychometrische Persönlichkeitsinventare vorliegen. BOWLBY (1952) selbst hielt Persönlichkeitsinventare für unzureichende, zu oberflächliche Instrumente (vgl. S. 42). Momente von sozialer Einstellung wurden eher durch Interviews der Probanden erfasst (z.B. BODMAN 1950, 1969). Die Autoren des Funkkollegs Pädagogische Psychologie betrachten die Verwendung von Einstellungsskalen und Fragebogen in der Sozialisationsforschung kritisch, da die Äußerung einer Einstellung relativ stark durch die jeweilige Untersuchungssituation beeinflusst würde, besonders im Sinne einer Anpassung der Äußerung an die jeweilige Situation (vgl. Studienbegleitbrief V, 1972, S. 58). Häufiger wurde in der Deprivationsforschung die Vineland Social Maturity Scale – kurz VSMS – angewandt, in der ein Informant Items über das soziale Verhalten des Probanden beantwortet (vgl. auch EGGERT/BETCHE 1969). Wenn auch die VSMS als Sozialreifetest nicht genau zum Kreis der Persönlichkeits- oder Einstellungsfragebogen gehört, so sei sie als standardisierter Fragebogen doch zu dieser Rubrik gerechnet. Bei der Verwendung der VSMS ist kritisch zu vermerken, dass die subjektive Einstellung des Informanten, die aus seiner spezifischen Interaktion mit dem Probanden resultiert, eine wesentliche Rolle spielt, eine Rolle, die in den Untersuchungen mit der VSMS kaum beachtet wurde.

g) Projektive Persönlichkeitsverfahren

Projektive Verfahren wie der Rorschachtest oder die thematischen Verfahren können zu tieferen Aufschlüssen über Umweltwahrnehmungen, Phantasiegehalte und Verhalten in mitmenschlichen Beziehungen führen; psychodynamische Hintergründe werden erfasst. Darin liegt gegenüber den psychometrischen Fragebogen ein wesentlicher Vorteil, der gerade bei der Erforschung von Langzeiteffekten frühkindlicher Sozialisationserfahrungen bedeutsam ist, weil sich die Wirkung frühkindlicher Erfahrungen – so nach einer grundlegenden psychoanalytischen Hypothese – wesentlich auf einem tieferen psychodynamischen Hintergrund abspielt. Dafür sind die projektiven Verfahren in Hinsicht auf Gesichtspunkte der Reliabilität und der sogenannten Objektivität den psychometrischen Verfahren unterlegen, so dass sie sich in Untersuchungen wenig zum Teste von Hypothesen eignen.

h) Psychoanalytische Fallstudie

Die psychoanalytische Fallstudie wurde besonders in der Untersuchung von BERES & OBERS (1950) verwandt. Auf dem Hintergrund der psychoanalytischen Theorie lassen sich damit Aussagen treffen, z.B. über die Ich- und Über-Ich-Entwicklung im Gefolge frühkindlicher Deprivation. Diese Methode kann wiederum nur Hinweisscharakter auf Hypothesen haben, wobei die Akzeptierung so gefundener Hypothesen auch die Akzeptierung des jeweiligen psychoanalytisch-theoretischen Hintergrundes voraussetzt.

Um die Brauchbarkeit dieser Techniken zu bewerten, ist zu fragen:

- a) Welche Bereiche erscheinen nach den bisherigen Forschungen von frühkindlicher Deprivation und Diskontinuität affiziert? Wie geeignet sind die einzelnen Techniken, um Effekte in den entsprechenden Bereichen festzustellen? Forschungstechnischer ausgedrückt: Wieweit haben die einzelnen Techniken eine Validität für intellektuelle und persönlichkeitspezifische Bereiche?
- b) Wie zuverlässig können mit den Techniken Effekte bewertet werden? Wie steht es mit der Reliabilität der Verfahren?

Relativ günstig lassen sich Aspekte im Bereich der allgemeinen Entwicklung und Intelligenz erfassen, da mehrere allgemeine und spezielle Tests vorhanden sind, die weitgehend den Anforderungen an Gültigkeit und Zuverlässigkeit in der empirischen Forschung genügen. Das größte Problem in Bezug auf die Güte dieser Tests, die oft interkulturell eingesetzt werden, besteht noch in ihrer teilweisen kultur- und schichtspezifischen Abhängigkeit; denn kultur- und schichtspezifische unterschiedliche Erziehungsstile und Sozialisationserfahrungen beeinflussen wohl auch den Lauf der allgemeinen Entwicklung und schlagen sich vor allem im Bereich der Sprache und der sogenannten verbalen Intelligenz nieder (vgl. GOTTSCHALCH u.a. 1971).³⁷ Aber diese Mängel in der Entwicklungs- und Intelligenzbewertung erscheinen noch relativ gering im Vergleich zu den Schwierigkeiten in der Bewertung von Persönlichkeitsaspekten.³⁸

Vom Gesichtspunkt der Reliabilität her erscheinen neben den Entwicklungs- und Intelligenztests am ehesten die psychometrischen Persönlichkeitstests, d.h. Persönlichkeitsinventare, Einstellungsskalen und psychometrische Verfahren mit projektivem Hintergrund einigermaßen geeignet. Dafür ist ihre Brauchbarkeit und Validität in Bezug auf eine Bewertung interpersonaler Beziehungen und psychodynamischer Hintergründe sehr begrenzt; aber gerade diese Bereiche erscheinen nach den frühen psychoanalytisch orientierten Untersuchungen von BURLINGHAM & FREUD, GOLDFARB, BENDER und BOWLBY durch frühe Deprivation besonders affiziert. AINSWORTH (1962) weist darauf hin, dass frühe Kindheitserfahrungen zu bedeutsamen Effekten führen können, die aber nicht leicht beobachtbar sind und zu deren Bewertung deshalb höchst sensible Methoden eingesetzt werden sollten. Ihrer Meinung nach liegt im klinisch-diagnostischen Zustand, der sich besonders auf Interviews und projektive Techniken stützt, die beste verfügbare Basis für eine Persönlichkeitsbewertung (vgl. S. 125). Sie empfiehlt die Untersuchung kleinerer Stichproben mit möglichst vielen, sich ergänzenden Verfahren. M.E. lassen sich alle erwähnten Untersuchungstechniken mit einem spezifischen Gewinn anwenden, da sich die einzelnen Techniken auf sehr verschiedene Aspekte beziehen, die alle ihre diagnostische Bedeutung besitzen.

Ein besonderes Problem liegt in der Bewertung der sozialen Anpassung bzw. der Gelungenheit der bisherigen Sozialisation. Zwei extreme Standpunkte lassen sich hier gegenüberstellen:

- Einmal gilt jemand als sozial angepasst, wenn er kein sozial abweichendes Verhalten zeigt, wenn er also gesellschaftlich nicht negativ auffällig wirkt, wobei der intellektuelle und persönlichkeitspezifische Status eine untergeordnete Rolle spielt.
- Demgegenüber steht der psychoanalytische Standpunkt in seiner als idealistisch zu kennzeichnenden Form, wo soziale Anpassung fundamentaler verstanden wird, als gelungene Integration der verschiedenen Triebe und Wünsche, der Ansprüche von Es, Ich, Über-Ich und Realität in der Persönlichkeit ohne neurotische Züge. Ein psychoanalytisches Ideal vom innerlich wohl geordneten Individuum erscheint m. E. nicht geeignet zur Wertung eines erreichten Sozialisationszustandes, da es für die meisten Menschen wegen der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse als unrealistisch und utopisch zu betrachten ist.

Mit Bezug auf vorherige Erörterungen (vgl. oben 1.1.2) seien hier als Kennzeichen eines gelungenen Sozialisationsverlaufes die Fähigkeit zu relativ stabilen mitmenschlichen Beziehungen mit gegenseitiger emotionaler Befriedigung und die Fähigkeit, „produktiv zu handeln verstanden.

Welche empirisch feststellbaren Tatbestände sprechen aber für eine in diesem Sinne positive Soziali-

³⁷ So kritisiert PINNEAU (1955) an den Untersuchungen von SPITZ (1945) unter Anderem die Verwendung des im deutschsprachigen Raum geeichten Hetzer-Wolf-Tests an amerikanischen Kindern.

³⁸ Dass zwischen Intelligenz- und persönlichkeitspezifischen Aspekten eigentlich nicht so getrennt werden sollte, wie es üblich ist, zeigt auch GOLDFARBs Analyse der psychodynamischen Hintergründe der Fähigkeit zu abstraktem Denken (vgl. oben 2.1.3.5).

sation?

Als Voraussetzungen für „Produktivität“ lassen sich eine zufriedenstellende Intelligenz und Denkfähigkeit und eine allgemeine, äußerlich feststellbare soziale Anpassung nennen, die sich in befriedigendem Schul- und Ausbildungserfolg und im Fehlen persistenten delinquenten Verhaltens äußert.

Die Fähigkeit zu guten, stabilen mitmenschlichen Beziehungen lässt sich empirisch kaum zuverlässig abschätzen; dazu erscheint eine mehr oder weniger spekulative Interpretation von über einen größeren Zeitraum beobachteten Verhaltensweisen, von Antworten auf projektive Verfahren, von anamnestischen Daten in Bezug auf Vorhandensein von Beziehungen und von Eindrücken aus einem psychoanalytisch orientierten Interview notwendig. Geeignet ist eventuell eine diagnostische Erfassung von Empathiefähigkeit, über die einige Indikatoren in projektiven Verfahren Hinweise geben können. Auch gibt es im amerikanischen Raum Bemühungen, das role-taking-Konzept des symbolischen Interaktionismus für die empirische Forschung zu operationalisieren und die Fähigkeit zum role-taking durch Experimente festzustellen (vgl. FLAVELL 1974, CHANDLER u.a. 1974).

Weiterhin lassen sich methodisch amnestisch Anzahl und Ausmaß länger dauernder emotionaler Beziehungen, von Kinderfreundschaften an bis zu ehelichen Partnerbeziehungen erheben. Wenn eine stabile Partnerbeziehung im Erwachsenenalter vorhanden ist, lässt sich daraus auf die Fähigkeit zum Aufbau stabiler Beziehungen schließen, aber noch nichts über die qualitätsmäßige Gestaltung von Beziehungen sagen. BERES & OBERS (1950) deuten das Fehlen stabiler Partnerbeziehungen bei den Erwachsenen, die in früher Kindheit teilweise im Heim aufgewachsen sind, als Ausdruck von Mängel in der mitmenschlichen Beziehungsfähigkeit, was als Deutung berechtigt ist.

2.3 Langzeiteffekte frühkindlicher Heimerziehung und Trennungserfahrungen

Solche Langzeiteffekte seien hier erörtert, die sich bei Kindern mit durch Deprivation und/oder Diskontinuität (vgl. 2.1.4.3) gekennzeichneten primären Sozialisationsverläufen nach ihrem 6. Lebensjahr feststellen lassen. Die Übersicht B (siehe Anhang 2) enthält Untersuchungen zu Langzeiteffekten mit ihren wesentlichen Angaben über die Stichproben, angewandte Methoden und die erörterten Bereiche. Bei manchen Untersuchungen fällt eine große Ungenauigkeit in Bezug auf Mitteilungen genauerer biographischer Verläufe in den ersten Lebensjahren auf; sie begnügen sich mit der Feststellung, dass die untersuchten Personen längere Zeit in ihren ersten Jahren in Heimen gelebt haben oder seit einem undefinierten Zeitpunkt in der Frühkindheit im Heim leben oder dass sie irgendwann in der frühen Lebenszeit von der Familie oder auch nur von der Mutter getrennt waren.

2.3.1 Effekte von frühkindlicher Heimerziehung

2.3.1.1 Aspekte der intellektuellen Entwicklung

In Bezug auf intellektuelle Effekte in der frühen Kindheit gibt es vor allem einen engen Zusammenhang zwischen der Quantität an erfahrenen Stimulationen und der allgemeinen und intellektuellen Entwicklung hervorheben, wie er von YARROW (1961) und den lerntheoretischen Ansätzen erläutert ist (vgl. 2.1.4.3 und 2.1.5.1). Demnach sind in einigen personell gut besetzten und gut ausgestatteten Heimen nur geringfügige Rückstände in der intellektuellen Entwicklung bei Heimkindern festzustellen (DUPAN/ROTH 1955, TIZAR/JOSEPH 1970), in anderen Heimen fallen statistisch auffällige, aber im Normalbereich liegende Entwicklungsunterschiede der Heimkinder auf (KLACKENBERG 1956, WEIDMANN 1959a, MEIERHOFER/KELLER 1970), und in ernst deprivierenden Heimen weisen die Kinder in den ersten 3 Jahren auffällige Entwicklungsretardationen auf (SPITZ 1945, GOLDFARB 1945a, DENNIS/NAJARIAN 1957, DENNIS 1974, BOTHNER u.a. 1962, PECHSTEIN 1968, PECHSTEIN 1974b), so dass man von einer Pseudodebilität (NISSEN 1971)³⁹ reden kann. Beson-

³⁹ Der Ausdruck „Pseudodebilität“ verweist auf entwicklungsmäßige Retardationen, die nicht konstitutionell oder hirnganisch bedingt sind. Die Gefahr, durch frühen Heimaufenthalt bedingte Retardationen diagnostisch fälschlicherweise als hirnganisch zu werten, hebt LANGE (1971) hervor. Ein anschauliches Beispiel für eine solche Fehldiagnose berichtet ROTH (1973): „Iris wurde unehelich geboren, kam gleich darauf ins Säuglingsheim. Später, als sie zwei Jahre alt war, brachen die Symptome der Massenpflege im Heim bei ihr durch. Sie wurde weinerlich und unruhig. Auf menschliche Annäherung reagierte sie mit Angst. Mit dem Kopf begann sie gegen das Bettgitter zu schlagen und fügte sich schließlich, bei zunehmendem Alter, blutende Wunden zu. Sie

ders betroffen ist nach zahlreichen Untersuchungen die sprachliche Entwicklung. Die Tatsache, dass Heimkinder in der Regel weniger konsistente individualisierte Kontakte mit Pflegepersonen erfahren, dass die Lebensbedingungen im Heim vor allem durch eine geringe Quantität und geringe Qualität der sozialen Interaktionserfahrungen gekennzeichnet sind, schlägt sich vor allem in der sprachlichen Entwicklung retardierend nieder (vgl. RUTTER 1972b).

Je früher der Heimaufenthalt beginnt, desto stärkere Entwicklungsrückstände fallen auf (PRINGLE/BOSSIO 1958a, 1960, WEIDEMANN 1959b, LANGMEIER/MATEJCEK 1970). Entwicklungsrückstände werden schon im 3. Lebensmonat feststellbar (MEIERHOFER/KELLER 1970). Die Aussage, dass mit längerem Heimaufenthalt – unabhängig vom Einweisungsalter – der relative Entwicklungsrückstand fortschreitend sinke, hat anscheinend mehr alters- und phasenspezifische Bedeutung; sie gilt für einen Heimaufenthalt von den ersten Monaten an bis zum Alter von ca. 2 Jahren (WEIDEMANN 1959b, KOCH 1960, LANGMEIER/MATEJCEK 1970). In Bezug auf die weiteren Altersstufen vom 4. Lebensjahr an gibt es bezüglich des Entwicklungsstandes der Heimkinder unterschiedliche Aussagen, die sich wiederum auf unterschiedliche Heimbedingungen zurückführen lassen: Einige Studien lassen auf eine Fortdauer der Entwicklungsretardation schließen (SKEELS 1943, GOLDFARB 1943c, 1945b, PRINGLE/BOSSIO 1960, DÜHRSEN 1964, DUNOVSKY 1969); andere Studien berichten von einer Verbesserung der Entwicklung und von einer Aufholung früherer Rückstände (DENNIS/NAJARIAN 1957, DENNIS 1974, LANGMEIER / MATEJCEK 1970); demnach erscheint auch eine Spontanerholung von frühen intellektuellen Deprivationseffekten möglich (vgl. auch CLARKE/CLARKE 1959). Besonders eine Überweisung in Pflege- oder Adoptivfamilien kann auch im 3. und 4. Lebensjahr zu einer schnellen Verbesserung des Entwicklungsstandes führen (SKEELS 1942, SCHENK-DANZIGER 1961, PONGRATZ 1964, TAYLOR 1968b, VODAK/MATEJCEK 1969).⁴⁰

Eine differenzierte Betrachtung spezifischer langfristiger intellektueller Effekte von früher Heimerziehung verweist wiederum auf die retardierte Sprachentwicklung (GOLDFARB 1943c, BENDER 1947, PRINGLE/BOSSIO 1958b, 1960, PONGRATZ 1964). Der Sprachgebrauch enthält relativ wenig integrierte Abstraktionen (HAGGERTY 1959). Weiterhin fiel bei älteren Heimkindern ein reduzierter Realitätsbezug bzw. eine reduzierte Wahrnehmung für soziale Umweltverhältnisse auf und ein Mangel an produktiver Imagination, eine mangelnde geistige Produktivität (HAGGERTY 1959, HORN u.a. 1966, CRAMER 1972). Damit hängen auch wohl die zum Teil beträchtlichen Mängel im abstrakten Denken zusammen (GOLDFARB 1943c, 1945b, BENDER 1947, DÜHRSEN 1964, HORN u.a. 1966); die Fähigkeit zu einer kognitiven Organisierung von Erfahrungen fehlt weitgehend; dem entsprechen auch Mängel in der Erfassung zeitlicher Zusammenhänge (GOLDFARB 1945, BENDER 1947); in der Art der Problemlösung fällt bei Heimkindern eine stärkere ‚Außengeleitetheit‘ und stärkere Bezogenheit auf konkrete, situationale Schlüsselreize auf als ein strategisches Vorgehen mit Hilfe einer abstrakt-theoretischen Herleitung von Beziehungen (YANDO/ZIGLER 1971). Zum Entwicklungsverlauf

lernte zwar ‚Greifen‘, aber da sich niemand um sie kümmerte, begann sie sich selbst zu kratzen. Als sie kräftiger wurde, konnte sie diese Aktivitäten nicht an Bezugspersonen abreagieren. Sie wurde immer einsamer, niemand kümmerte sich um das hässliche Mädchen, das überall blaue und blutende Stellen hatte. Gegen diese Einsamkeit begann sie zu revoltieren, indem sie den Kopf gegen das Bettgitter schlug. Das löste bei den Betreuern den Gedanken aus, dass mit ihr ‚etwas nicht stimmen könne‘. In der Kinderklinik, in die sie zur Beobachtung eingeliefert wurde, diagnostizierten die Ärzte schweren Hospitalismus. Da die Klinik aber keine Stationen für Kleinkinder hatte, konnte Iris – was notwendig gewesen wäre, um zumindest die Störungen im kognitiven Bereich aufzuheben – nicht psychotherapeutisch behandelt werden. Man überwies sie in ein Kinderheim. Als die Erzieher auch dort mit ihr nicht fertig wurden und sich das Verhalten von Iris nicht änderte, wurde sie in ein psychiatrisches Krankenhaus eingeliefert. Hier stellte man plötzlich ‚Hirnschaden‘ fest, und seitdem gehört sie zu den ‚unheilbaren Fällen‘.“ (S. 44f.)

⁴⁰ GOLDFARBs Beobachtungen bei 15 Kindern, die im Alter von 2-3 Jahren in eine Pflegefamilie kamen, (vgl. 143c, d, 1945b) fallen in Hinsicht auf die intellektuelle Entwicklung gegenüber den anderen Beobachtungen, nach denen ein Wechsel zu einer Pflegefamilie in dieser Altersstufe zu einer anhaltenden Verbesserung der Intelligenz führt, ungewöhnlich negativ aus: Die Pflegekinder blieben bei einem IQ von ca. 75. In der Pflegefamilie galten die Kinder jedoch als relativ gut assimiliert (1943d). Diese Unterschiede in den Studien dürften wohl am ehesten mit einer unterschiedlichen Betreuung der Kinder in den Pflegefamilien zusammenhängen; vielleicht waren in den frühen, von GOLDFARB untersuchten Pflegefamilien die Bemühungen um eine intellektuelle Verbesserung relativ gering. TAYLOR (1968a) weist zur Erklärung der mangelnden Fortschritte im Denken bei den von GOLDFARB untersuchten Kindern darauf hin, dass die Kinder auch nach der Entlassung aus dem Heim relativ viel Wechsel erfahren haben und dass die Beziehungen mit den Pflegeeltern teilweise flottierend und auch chaotisch waren (vgl. S. 114f.)

im Bereich des abstrakten, integrativen Denkens bei Kindern, die die ersten 3 Jahre in sehr deprivierenden Heimen gelebt haben und dann in stabile Pflegefamilien kamen, macht TAYLOR (1968a) bemerkenswerte Ausführungen anhand von Rorschachtest-Ergebnissen im Alter von 6 und 9 Jahren: Im Alter von 6 Jahren ist bei den ehemaligen Heimkindern die Aufnahmespanne gegenüber Umwelteinflüssen relativ weit und flexibel; diese werden jedoch kaum verarbeitet, die Wahrnehmungen wirken konfus, desorganisiert, zu stark fluktuierend; die Kinder zeigen kaum eine gerichtete, selektive Aufmerksamkeit gegenüber der Umwelt. Die pädagogischen Bemühungen in der folgenden Zeit, die Kinder mehr zu selektiver, gezielter Aufmerksamkeit gegenüber der Umwelt zu führen, hatten anscheinend Erfolg. Im Alter von 9 Jahren zeigten die Kinder eine mehr eingeeengte Aufnahmebereitschaft für die Umwelt, die Wahrnehmungen waren dafür weniger konfus und besser organisiert.

Leistungsmäßig lässt sich bei Kindern mit frühem Heimaufenthalt eine Diskrepanz zwischen Intelligenz- und Schulleistungen feststellen (BENDER 1947, SCHENK-DANZIGER 1961, DÜHRSEN 1964, PONGRATZ 1964, MATEJCEK/LANGMEIER 1970, CRAMER 1972). Diese Diskrepanz beruht auf sich wechselseitig beeinflussenden Bedingungen: a) geringe Leistungsmotivation und Indifferenz gegenüber Erfolg, b) erhöhte Konzentrationsunfähigkeit, die wiederum psychodynamisch bedingt ist und mit dem verhaltensspezifischen Syndrom der Hyperaktivität (vgl. 2.3.1.2) zusammenhängt, und c) affektive Denkhemmungen bzw. Blockierung der intellektuellen Integrations- und Leistungsfähigkeit durch unverarbeitete Konflikte (HORN u.a. 1966, CRAMER 1972). Unkontrollierte Spannungen, Hyperaktivität und Mängel in der Fähigkeit zu mitmenschlichen Beziehungen führen leicht zu negativem sozialen Verhalten innerhalb des schulischen Rahmens, was aufgrund der sozialen Beziehungen in der Schulwirklichkeit eine wechselseitige Aufschaukelung von geringer Schulleistung und gestörtem sozialen Verhalten zur Folge hat (vgl. BRUSTEN/HURRELMANN 1973).

2.3.1.2 Aspekte des sozialen Verhaltens

Die Erforschung von Auswirkungen frühkindlicher Deprivation auf das soziale Verhalten trägt viel zur Fundierung theoretischer Annahmen in der Entwicklungspsychologie und Sozialisationstheorie bei; theoretische Abhandlungen zur primären Sozialisation enthalten deshalb auch häufiger einen Exkurs zur Deprivationsforschung (vgl. SPITZ 1967, WEINERT 1974, LEHR 1974). Andererseits aber sind schon apriorische theoretische Grundannahmen erforderlich, um verschiedenartige Beobachtungen von Deprivationseffekten im Bereich von sozialem Verhalten – z.B. Hyperaktivität, Unverträglichkeit mit Gleichaltrigen, ständige Kontaktsuche und Furchtsamkeit – theoretisch miteinander in Beziehung zu setzen; deshalb werden in bedeutenden Abhandlungen die empirischen Beobachtungen immer auf dem Hintergrund solcher Annahmen interpretiert (vgl. BOWLBY 1952, GOLDFARB 1955, SPITZ 1967, MATEJCEK/LANGMEIER 1970). Besonders für die Deprivationsforschung gilt der Grundsatz, dass Theorie und Empirie zur gegenseitigen Weiterentwicklung beitragen.

Nachfolgend werden Deprivationseffekte auf soziales Verhalten im deduktiven Sinne dargestellt und eingeordnet: Einige sozialisationstheoretische Grundannahmen werden mit strukturellen Bedingungen früher Heimerziehung in Beziehung gesetzt; daraus werden dann theoretisch begründete Annahmen über zentrale Effekte abgeleitet.

- a) Die wesentlichste Sozialisationserfahrung in den ersten zwei Lebensjahren ist die Erfahrung einer relativ intensiven, kontinuierlichen Beziehung zu mindestens einer Person. Eine solche Beziehung ermöglicht die Befriedigung wichtiger grundlegender Bedürfnisse, die selbst in der Regel auf soziale Kontakte hin orientiert sind. Andererseits bildet eine solche Beziehung auch einen „psychischen Organisator“, um Erfahrungen mit der Umwelt, seien sie wahrnehmungsspezifisch, kognitiv oder sozial relevant, verarbeiten und zu kognitivem Gewinn organisieren zu können.⁴¹
- b) Für die Entwicklung einer solchen Beziehung lässt sich eine sensitive Phase zwischen dem 6. und dem 24. Lebensmonat annehmen.⁴² Zu Anfang kann das Kind die Beziehung zu individuellen Personen wahrnehmen und als solche identifizieren; während der nächsten Monate wird die Beziehung stabilisiert, bis sich die Erfahrung der Beziehung gegen Ende des 2. Lebensjahres soweit

⁴¹ Das Verständnis einer stabilen individuellen Beziehung in den ersten Lebensjahren als psychischer „Organisator“ findet sich bei so verschiedenen Autoren wie SPITZ (1967) und LANGMEIER & MATEJCEK (1970).

⁴² Demgegenüber gibt es für die motorische, wahrnehmungsmäßige und allgemeine intellektuelle Entwicklung nach den Ergebnissen der Deprivationsforschung wohl keine sensitive Phase; bei entsprechender Stimulation und Förderung lassen sich solche Entwicklungsrückstände noch spät, etwa bis zum 10. Lebensjahr aufholen.

als verlässliches Residuum in der Erinnerung niedergeschlagen hat, dass das Kind auch bei längerer Abwesenheit der Beziehungsperson von der Existenz der Beziehung ausgeht.⁴³ Erlebt das Kind während dieser ganzen Phase keine individuelle Beziehung bzw. kaum eine konsistente affektive individualisierte Zuwendung, so ist es sehr schwierig, die Erfahrung einer individuellen verlässlichen Beziehung ab dem 3. Lebensjahr so nachzuholen, dass sie zu einer Grunderfahrung wird. Man könnte dann von einem Mangel an einer Beziehungserfahrung überhaupt sprechen. Erlebt das Kind während der angesprochenen Lebensmonate einen Abbruch einer vorher schon relativ gefestigten Beziehung und anschließend einen vollständigen Mangel an einer Beziehung oder relativ kurzzeitige, häufig wechselnde Beziehungen, so wird als Grunderfahrung wohl nicht die Erfahrung einer kontinuierlichen Beziehung etabliert, sondern die eines Abbruchs bzw. die Erfahrung von Diskontinuität mitmenschlicher Beziehungen. Die Erfahrung einer wenn auch inkonstanten individuellen Beziehung ist für spätere Rehabilitationsversuche wohl prognostisch günstiger ist als ein vollständiger Mangel einer Beziehungserfahrung (vgl. GOLDFARB 1947).

- c) Ein längerer Heimaufenthalt in den ersten zwei Lebensjahren verhindert in aller Regel die Erfahrung einer intensiven konstanten Beziehung. Meist sind Quantität und Qualität sozialer Interaktionserfahrungen zu gering (vgl. 1.2.4).
- d) Kann der Mensch in den ersten 2 - 3 Lebensjahren nicht die Grunderfahrung einer stabilen affektiven Beziehung machen, so dürfte die Fähigkeit, selbst stabile mitmenschliche Beziehungen mit Anderen zu bilden, schwer beeinträchtigt sein.

Die im Folgenden herangezogenen Untersuchungen beziehen sich fast alle auf Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die schon in den ersten 2 – 3 Jahren längere Zeit im Heim lebten. Der zentrale Effekt so früher Heimerziehung ist nach den früher von BOWLBY (1952) schon referierten Untersuchungen die weitgehende Unfähigkeit zur Bildung und Aufrechterhaltung stabiler sozialer Beziehungen. Von den neueren Untersuchungen heben HAGGERTY (1959), PRINGLE/BOSSIO (1960), DÜHRSSSEN (1964), DUNOVSKY (1969) und CRAMER (1972) zentrale Störungen mitmenschlicher Beziehungsfähigkeit hervor. HUMPHREY (1974) erläutert die mangelnde Fähigkeit zu stabilen sozialen Beziehungen auf der theoretischen Ebene des symbolischen Interaktionismus (vgl. dazu 1.1.3.1.1): Die Fähigkeit zum „role taking“ entwickelt sich nicht in einer Sozialisation, in der das Kind keine konstanten emotionalen Beziehungen mit Bezugspersonen erlebt – eine Sozialisation innerhalb einer Institution ermöglicht diese Grunderfahrung nicht –; der Mensch bleibt weitgehend unfähig, eigenes Verhalten vom Standpunkt Anderer zu betrachten. Einerseits ist es sinnvoll, diese grundlegenden Störungen im Sinne eines zentralen Persönlichkeitszuges zu kennzeichnen, wobei aber Bezeichnungen wie psychopathisch und „affectionless“ nicht den Kern treffen und im deutschen Sprachverständnis zu leicht negativ wertende Assoziationen an den „gemütslosen Psychopathen“ wecken; die Bezeichnung „Beziehungslosigkeit“ oder „Bindungslosigkeit“ erscheint m. E. als geeigneter. Andererseits kann diese Störung zu mehreren, auch interindividuell unterschiedlichen Verhaltenskomplexen führen; gegenüber BOWLBYs und BENDERs Darstellung eines relativ einheitlichen Verhaltenskomplexes erscheint die Darstellung von verschiedenen Verhaltenstypen mit nahezu derselben psychodynamischen Grundlage von MATEJCEK & LANGMEIER (1970) als angemessener.⁴⁴

Im Folgenden seien als Auswirkungen mangelnder Beziehungsfähigkeit verschiedene Verhaltenskomplexe gekennzeichnet, die einmal interindividuelle Unterschiede ausdrücken können, von denen oft aber auch mehrere bei einem Individuum vorkommen können.

⁴³ Die Aussage wird wesentlich durch die wiedergegebenen Beobachtungen BURLINGHAM & FREUDs (1949) gestützt, nach denen Kinder, die ab dem 4. Lebensjahr von den Eltern getrennt wurden, eine bleibende Erinnerung an sie behielten, während die Kinder mit früheren Trennungen von den Eltern diese allmählich anscheinend vergaßen.

⁴⁴ Nach MATEJCEK & LANGMEIER (1970) erscheint die „psychische Deprivation durch eine ungenügende Befriedigung einiger besonders wichtiger psychischer Grundbedürfnisse verursacht“ (S. 88), was von ihnen an anderer Stelle gleichgesetzt wird mit der Abwesenheit einer intimen und stabilen Bindung an eine andere Person (vgl. LANGMEIER/MATEJCEK 1970).

- Die ständige Suche nach affektiver Zuwendung ist bei Kindern häufig ein Merkmal gestörter Beziehungsfähigkeit; unterschiedslos versuchen Kinder, bei jedem neuen Erwachsenen dessen volle Aufmerksamkeit zu erlangen. Beziehungen zu erwachsenen Personen werden jedoch kaum intensiver, bleiben oberflächlich und sind oft von kurzer Dauer. (BENDER 1947, GOLDFARB 1955, SCHENK-DANZIGER 1961, PONGRATZ 1964, CRAMER 1972; Typ „soziale Hyperaktivität“ von MATEJCEK/LANGMEIER 1970)
- Hyperaktivität, Rastlosigkeit, motorische Unruhe und Konzentrationsfähigkeit sind als Ausdruck ständiger und erfolgloser Befriedigungssuche oft typisch. Gespürte Spannungen drängen sofort zur Entladung; ein Aufschieben von Bedürfnissen gelingt kaum; die Frustrationstoleranz ist gering; mangelnde Inhibition und Affektkontrolle sind kennzeichnend (GOLDFARB 1943a, BENDER 1947, SCHENK-DANZIGER 1961, PONGRATZ 1964, CRAMER 1972, WOLKIND 1974). Wahrscheinlich sind physiologische Hemmungsprozesse zu wenig ausgebildet und eingeschliffen.
- Im sozialen Verhalten bedingt geringe Frustrationstoleranz oft eine unkontrollierte, schon durch relativ geringe Anlässe ausgelöste Aggressivität gegenüber Kindern und Erwachsenen, vorwiegend bedingt durch ständige und oft frustriert werdende Zuneigungssuche sowie durch die Eifersucht gegenüber anderen Kindern in Hinsicht auf Zuwendung von Erwachsenen (vgl. SCHENK-DANZIGER 1961). Die Aggressivität kann mit sadistischen Zügen durchsetzt sein und sich durch gedankenlose Grausamkeit gegenüber Tieren und anderen Kindern äußern. Aggressive oder destruktive Handlungen werden dabei kaum von Schuldgefühlen begleitet oder gefolgt. Diese Art der Verhaltensstörung bei Kindern mit frühem Heimaufenthalt fällt oft besonders negativ auf und provoziert starke soziale Schwierigkeiten mit anderen Kindern und im schulischen Rahmen (GOLDFARB 1943a, b, 1945b, SCHENK-DANZIGER 1961, DÜHRSSSEN 1964, CRAMER 1972; Typ „soziale Provokation“ von MATEJCEK/LANMEIER 1970).
- Kontaktstörungen mit Gleichaltrigen, mangelnde Kooperationsfähigkeit im gemeinsamen Spiel und Unpopularität in der Peergruppe, oft aufgrund der genannten leichten Erregbarkeit und erhöhten Aggressivität, sind Kennzeichen der mangelnden Beziehungsfähigkeit auf der Peergruppenebene (vgl. GOLDFARB 1943a, c).
- Grundzüge sozial apathischen Verhaltens, Merkmale von Zurückgezogenheit, Passivität, emotionaler Unzugänglichkeit und Gleichgültigkeit fallen bei beziehungsgestörten Kindern auf (GOLDFARB 1943c; Typ „soziale Hypoaktivität“ von MATEJCEK/LANGMEIER 1970).
- Heimkinder, die von den ersten Monaten an im Heim leben, können auch relativ unauffällig und scheinbar ohne größere Schwierigkeiten sein, wenn sie ihre emotionalen Bedürfnisse zurückgeschraubt und sich an die heimspezifische Routine angepasst haben (MATEJCEK/LANGMEIER 1970, vgl. auch BURLINGHAM/FREUD 1950). Eine solche Anpassung bleibt jedoch oft oberflächliche und geht zum Teil einher mit einer starken Tendenz zur Vermeidung und Verleugnung von Konflikten und zur Abwehr von Gleichgewicht bedrohenden Gefühlen (vgl. HORN u.a. 1966).
- Im Bereich „role taking“ und Kommunikationsfähigkeiten erscheinen Heimkinder nach einer Untersuchung von CHANDLER u.a. (1974) zentral gestört; sie können sich kaum auf Informationsbedürfnisse von Hörern einstellen; es fehlt ihnen der Zugang zu Empathie für die subjektive Eigenwelt des Anderen; ihr Denken ist stark egozentrisch orientiert. Früher Heimaufenthalt kann zu einer Hemmung geeigneter Kommunikationsfähigkeit führen (HAGGERTY 1959).
- Verschiedene Verhaltensformen von Kindern und Jugendlichen mit frühem Heimaufenthalt lassen sich als offener Ausdruck von sozialer Unsicherheit kennzeichnen: Misstrauen im Kontakt mit der Umwelt (CRAMER 1972), Kontaktarmut im Zusammenhang mit vermehrten neurotischen Symptomen und ambivalenten Beziehungen zu den Ersatzeltern (HELLBRÜGGE 1970). PRINGLE/BOSSIO (1958a) berichten von Heimkindern, die durch infantil-regressives Verhalten, Selbstbestrafungssymptome und Überängstlichkeit wegen fehlender Zuneigung von anderen auffallen; sie empfinden die Heimeinweisung als Strafe, machen sich Schuldvorwürfe und sehnen sich zu den Eltern zurück. Diese Beobachtungen dürften, vergleicht man sie mit denen von BURLINGHAM & FREUD (1949), vor allem auf Kinder zutreffen, die zwischen dem 4. und 6. Lebensjahr ins Heim eingewiesen werden.

Im Folgenden sei auf die Frage delinquenten Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen mit frühem Heimaufenthalt eingegangen. Häufigere delinquente Handlungen bzw. Eigentumsdelikte werden nur in zwei Studien kurz erwähnt (SCHENK-DANZIGER 1961, HELLBRÜGGE 1970); sie scheinen keine spezifische Folge von früher Heimerziehung zu sein; frühkindlicher Heimaufenthalt an sich gehört nicht zu den wesentlichsten Ursachen von Delinquenz. Jedoch wird durch einen persönlichkeitspezifischen Hintergrund von Beziehungslosigkeit, geringer Frustrationstoleranz und erhöhter Bereitschaft zu aggressiven Reaktionen die Fähigkeit zur adäquaten Verarbeitung von Konflikten mit der sozialen Umwelt so sehr geschwächt, dass bei einer stärkeren Konfrontierung mit solchen Konflikten delinquente Reaktionen wahrscheinlich werden. Der Weg, wie frühkindliche Beziehungslosigkeit zu delinquenten Aktionen und zu einer delinquenten Entwicklung führt, müsste noch näher erforscht werden. Bei einer Gegenüberstellung zweier delinquenten Typen – einmal der aktiv-initiative Delinquent, der eine delinquente Aktion vorher plant und wo oft eine Protesthaltung mitschwingt, andererseits derjenige, der durch mangelnde innere Stabilität bei sozialen Konflikten leichter delinquent wird – dürfte der Jugendliche mit frühem Heimaufenthalt wohl eher zum zweiten Typus gehören.

Untersuchungen mit Aussagen über das soziale Verhalten bzw. die soziale Anpassung von erwachsenen Personen mit frühem Heimaufenthalt gibt es sehr wenige; zudem wurden wenig intensivere Forschungsmethoden eingesetzt, und die Studien machen zum Teil unterschiedliche Aussage. Phänomene von sozialer Hyperaktivität und erhöhter Aggressionsbereitschaft erscheinen nur für Kinder und Jugendliche bis zu den Pubertätsjahren typisch. Störungen in der Fähigkeit zu stabilen intensiven mitmenschlichen Beziehungen sind nach einigen Untersuchungen auch im späten Jugend- und im Erwachsenenalter noch kennzeichnend für Personen, die in den ersten Lebensjahren in Heim gelebt haben (BERES/OBERS 1950, MAAS 1963, HELLBRÜGGE 1970). Teilweise können sich diese Störungen auch mit einer relativ guten sozialen Anpassung im Sinne fehlender psychiatrischer oder delinquenter Auffälligkeiten verbinden (MAAS 1963). HESTON u.a. (1966) konnten bei ihrem Vergleich von Erwachsenen, die im Heim oder einer Pflegefamilie aufgewachsen waren, keine psychiatrisch relevanten Unterschiede zwischen beiden Gruppen feststellen. Korrigierende Erfahrungen von Familienleben, auch solche in der selbst gegründeten Familie, können nach ihnen zur Erholung vom Heimleben beitragen. Andererseits darf aber der „Fortpflanzungsmechanismus“ der sozialen Deprivation (PECHSTEIN 1974a) nicht übersehen werden: „Bei ehemals deprivierter Menschen findet sich später auch fehlendes mütterliches Verhalten gegenüber den eigenen Kindern.“ (S. 32) Als Bestätigung dafür können die Studien von DÜHRSEN (1964) und PONGRATZ (1964) dienen, wonach die Eltern bzw. die Mütter von Heim- und Pflegekindern selbst zum größten Teil aus unvollständigen Familien stammten. Bei den von HELLBRÜGGE (1970) untersuchten Jugendlichen mit einem Heimaufenthalt in den ersten 3 Jahren fielen vermehrte soziale Konflikte in der Beziehung zu den Pflegeeltern und zur allgemeinen sozialen Umwelt auf – 12 von 70 Jugendlichen hatten unter „Fürsorgeerziehung“ gestanden –; kennzeichnend für diese Jugendlichen waren allgemein starke Kontaktarmut, vermehrte neurotische Symptome und Unsicherheit in sozialen Beziehungen. Andere Untersuchungen verweisen auf einen berufsmäßig sehr niedrigen Status mit unregelmäßiger Arbeit bzw. auf einen deklarierten Sozialstatus, teilweise mit Aufenthalt in psychiatrischen oder juristischen Institutionen (EARLE/EARLE 1961, SKEELS 1966 – vgl. Darstellung in 2.1.3.4).

Welche Auswirkungen auf die soziale Entwicklung kann ein Wechsel nach einem Heimaufenthalt in den ersten 2- 3 Lebensjahren in eine Pflegefamilie oder Umgebung mit relativ konstanter Zuwendung haben? Nach den theoretischen Annahmen über die sensitive Phase zur Entwicklung mitmenschlicher Beziehungsfähigkeit ist anzunehmen, dass nach dem 3. Lebensjahr etwa grundlegende Mängel in der Entwicklung mitmenschlicher Beziehungen kaum ganz ausgeglichen werden können; Merkmale von Bindungslosigkeit dürften demnach mit entsprechend intensiven psychologischen Methoden immer festzustellen sein. Die Annahme BOWLBYs (1952) und AINSWORTHs (1962) über die Irreversibilität der sozialen Schäden nach Heimerziehung in den ersten Jahren beruht ja neben ihrem Bezug zu den Untersuchungsergebnissen GOLDFARBs sicher auch auf der theoretischen Annahme über die erwähnte sensitive Phase. Aber wieweit erscheint die Schädigung der mitmenschlichen Beziehungsfähigkeit mit ihren verhaltensspezifischen Auswirkungen konstant? Auf Grundlage ihrer allgemeinen Beobachtungen bei adoptierten Kindern erwähnt MENARA (1975), dass eine auf Aufbau mitmenschlicher Beziehungsfähigkeit zielende Therapie wesentlich geringere Chancen auf Erfolg hat, wenn das Kind erst mit 3 Jahren oder als noch älteres Kind in die Adoptivfamilie kommt, als wenn dies vorher geschieht. Eine Beziehungsarmut braucht sich jedoch, wie oben dargelegt, sowohl bei älteren Heimkindern wie auch bei Erwachsenen kaum in deutlich negativen Auffälligkeiten äußern.

Vergleiche von Kindern, die im 3. Lebensjahr aus einem Heim adoptiert wurden, mit andern im Heim verbleibenden Kindern zeigten, dass die adoptierten Kinder weniger offene Verhaltensstörungen zeigten (VODAK/MATEJCEK 1969) und dass sie sozial ansprechbarer, kooperationsbereiter und weniger hyperaktiv waren (TIZARD/REES 1974). Die Chancen für eine zumindest äußerlich befriedigende soziale Entwicklung dürften bei Kindern in Ersatzfamilien, selbst wenn sie erst später aus dem Heim kommen, wesentlich höher sein als bei Kindern, die im Heim verbleiben (vgl. PONGRATZ 1964, SKEELS 1966, VODAK/MATEJCEK 1969). Bei der Studie von PONGRATZ (1964) fielen allerdings mehr Kontaktstörungen bei Kindern auf, die in meist instabilen Verhältnissen bei ihren Müttern lebten, als bei Kindern, die im 2. oder 3. Lebensjahr vom Heim aus in eine stabile Pflegefamilie gekommen waren. Zur weiteren Entwicklung tieferer mitmenschlicher Beziehungsfähigkeit nach einer Adoption in den angesprochenen Lebensjahren lassen sich jedoch noch kaum durch empirische Untersuchungen erhärtete Aussagen heranziehen.

Einen wesentlichen Wert in dieser Hinsicht hat jedoch die Untersuchung von TAYLOR (1968b). Aufgrund von begleitenden Beobachtungen beschreibt sie die Entwicklung von 4 Kindern, die nach einem Heimaufenthalt in den ersten 3 Jahren in eine Pflegefamilie kamen. Bis zum Alter von 2,5 Jahren hatten die Kinder in einem Heim mit extremen Deprivationsbedingungen gelebt; danach erfuhren sie in dem Heim ein Jahr lang eine intensive psychologisch-therapeutische Betreuung und hatten die Gelegenheit einer konstanten affektiven Beziehung zu einer Mutterfigur; nach diesem Jahr kamen die Kinder in eine geschulte Pflegefamilie. 3 von diesen 4 Kindern entwickelten in der Pflegefamilie in einem längeren Prozess eine emotionale Zugänglichkeit und Abhängigkeit, sie begannen, Vertrauen zu anderen Menschen und zu sich selbst zu gewinnen. Zunächst blieb ihre Beziehung zu den Pflegeeltern oberflächlich, sie traten relativ wenig mit ihnen in Interaktion und erschienen emotional isoliert. Nach einiger Zeit, als die Pflegeeltern auf die Bedürfnisse des Kindes in befriedigender Weise eingingen, wurde das emotionale Vakuum ausgefüllt. Als sich die Kinder mehr angenommen fühlten, begannen sie mehr, sich selbst auszudrücken, und zwar oft durch negative Verhaltensweisen, die ihren starken emotionalen Spannungen und Störungen entsprachen. Nach solchen Spannung lösenden emotionalen Ausbrüchen wurden die Kinder freier für engere Beziehungen in den Pflegefamilien. Das Verständnis der Pflegeeltern für solche Durchbruchreaktionen half den Kindern zu einer sich allmählich entwickelnden emotionalen Abhängigkeit und Vertrauenshaltung. Damit steigerte sich auch ihre intellektuelle Integrations- und Kontrollfähigkeit. Im Vergleich zu einem der Altersstufe entsprechenden durchschnittlichen Entwicklungsstand waren die Kinder in ihren emotionalen Beziehungen zwar unreifer, jedoch nicht „fehlangepasst“. Im Bereich sozialer Fähigkeiten machten sie Lernfortschritte. Jedoch blieben bei den Kindern Hyperaktivität, Konzentrationsmängel und geringe Frustrationstoleranz relativ stark vorhanden, so dass der Autor annimmt, dass die Kluft zwischen den Fähigkeiten dieser Kinder zur Konzentration und emotionalen Kontrolle und diesbezüglichen „normalen“ Erwartungen nie völlig überbrückt wird. Verstärkte soziale Schwierigkeiten könnten bei den Kindern deshalb durch relativ überhöhte Schul- und Umwelterwartungen auftreten. Eines der vier beobachteten Kinder entwickelte anschließend keine emotionalen Bindungen an die Pflegeeltern; es blieb bindungslos; seine Entwicklung verlief in etwa so, wie es BENDER und GOLDFARB beschrieben haben. Der Wert der Untersuchung TAYLORs liegt darin, dass ein Typ von sozial relevanten Entwicklungsverläufen intensiver beschrieben wurde; die Studie ermöglicht die heuristische Aufstellung von Hypothesen in Bezug auf Entwicklungsverläufe von Kindern, die nach einem längeren frühen und deprivierenden Heimaufenthalt in eine Ersatzfamilie kommen. Begleitende Untersuchungen dieser Art könnten am ehesten Aufschlüsse über theoretisch begründete Zusammenhänge zwischen frühkindlichen Sozialisationsbedingungen und verschiedenen Möglichkeiten von Sozialisationsverläufen geben.

2.3.1.3 Aspekte auf der Ebene des Selbstbildes und subjektiven Erlebens

DUNOVSKY (1969) befragte 21 Heimkinder im Alter von 11 – 15 Jahren, die fast alle seit Geburt im Heim lebten, nach ihren sozialen Beziehungen. Die Hälfte der Kinder deutete keine Beziehung zu ihrer Familie an. 10 Kinder konnten keine Person angeben, die sie „gern haben“, und 13 Kinder konnten auf die Frage „Wer hat dich am liebsten?“ keine bestimmte Person nennen. Die Aussagen der Heimkinder offenbarten „das absolute Chaos ihrer sozialen Beziehungen und den Mangel an grundlegenden Gefühlsbindungen an einen bestimmten Menschen“ (S. 554). In projektiven Diagnoseverfahren drücken Heimkinder eher Erlebnisse von familiärer Entfremdung, Einsamkeit und Zurückgewiesensein aus (vgl. WILLIAMS 1961, WOLINS 1970). Auch erwachsene Personen, die während der Kriegszeit bis zum 4. Lebensjahr mindestens ein Jahr ins Heim gekommen waren sowie vorher und

nachher bei ihren weitgehend intakten Familien gelebt hatten, fühlten sich in der Entwicklung mitmenschlicher Beziehungen benachteiligt (MAAS 1963); Personen, mit einem Heimaufenthalt im ersten Lebensjahr gaben weitreichendere Benachteiligungen in ihren sozialen Umweltbezügen und ihrer emotionalen Integration an. Die von HELLBRÜGGE (1970) untersuchten Jugendlichen schilderten im thematischen Test häufiger und ausgeprägter Konfliktsituationen und erzählten mehr Familienthemen, was sich als Sehnsucht nach der Familie deuten lässt. Davon, dass Heimkinder eine starke Sehnsucht zur Familie und eine teilweise irrationale Hoffnung auf eine Rückkehr in die Familie behalten können, berichten auch andere Untersuchungen (DUNOVSKY 1969, HANSBURG 1970, PRINGLE/BOSSIO 1958a). Aus dieser Sehnsucht heraus neigen sie zur Idealisierung der Verhältnisse in der eigenen Familie (DUNOVSKY 1969, PRINGLE/BOSSIO 1958a). Um ihre harmonisierten Vorstellungen von der Familiensituation zu erhalten geben sie häufiger ausweichende Antworten (PRINGLE/BOSSIO 1958a). Teilweise entwickeln Heimkinder auch ein Gefühl bewusster Resignation und Hoffnungslosigkeit (PRINGLE/BOSSIO 1960, HANSBURG 1970).

2.3.2 Effekte frühkindlicher Trennungs- und Wechselerfahrungen

Langfristige Effekte von Diskontinuität im frühkindlichen Lebenslauf bzw. von mindestens 6-monatigen Trennungen von der eigenen Familie oder der ersten Primärgruppe seien im Folgenden erörtert. Die relativ kurzfristigen Reaktionen nach einer Trennungserfahrung im Alter von 6 Monaten bis ca. 3 Jahre beschrieben BOWLBY (1961) und ROBERTSON (1969) als dreiphasigen Prozess, der bis zu einer äußeren Anpassung an die neue Umwelt führt (vgl. 2.1.3.6). Die beiden Autoren hatten dabei das Verhalten von Kindern im Auge, die in ein Krankenhaus oder Heim kamen. RUTTER (1972a) geht weiter auf die Zusammenhänge ein, wann Kinder in den ersten Jahren nach einer Trennungserfahrung Protest und Verzweiflungsreaktionen zeigen. Ein Kind muss demnach zuvor eine Beziehung mit bestimmten Personen entwickelt haben, um mit Verzweiflungszuständen auf Trennung zu reagieren. Kinder in den ersten 5 Lebensmonaten zeigen deshalb keine auffällige Reaktion auf Trennungen (vgl. auch SCHAFFER, nach AINSWORTH 1962). In der Frage, ob eine gute Beziehung des Kindes zu einer Person zu milderer oder heftigeren Verzweiflungszuständen führt, gibt es unterschiedliche Meinungen: Während nach SPITZ & WOLF (1946) und nach HELLMAN (1962) einer heftigeren Reaktion anscheinend eine bessere Mutter-Kind-Beziehung vorausgegangen war, die jedoch relativ plötzlich abgebrochen wurde, meint RUTTER (1972a) nach einer allgemeinen Übersicht, dass die Trennungsreaktionen bei einer besseren vorherigen Beziehung milder sind. Langfristig lässt sich jedoch bei guten Beziehungserfahrungen des Kindes vor der Trennung eine bessere Entwicklungsprognose stellen (YARROW 1961, HELLMAN 1962). Wenn nach einer Trennung Kleinkindern der Aufbau einer neuen Beziehung ermöglicht wird, reagieren sie nur kurz mit Angst, aber kaum mit heftigeren Verzweiflungsreaktionen (ROBERTSON/ROBERTSON 1972). Akute Verzweiflungsreaktionen treten demnach vorwiegend bei Krankenhaus- und Heimeinweisungen auf.

2.3.2.1 Effekte in der intellektuellen Entwicklung

Frühkindliche Trennungserfahrungen führen, wenn sie nicht mit sehr deprivierenden langjährigen institutionellen Aufenthalten verbunden sind, nicht zu nachteiligen Effekten auf die allgemeine intellektuelle Entwicklung (BOWLBY 1946, BOWLBY u.a. 1956). In einer methodisch guten Studie konnte CHAMBERS (1961) zeigen, dass bei Kindern mit diskontinuierlichen Lebensverläufen in den ersten 3 Jahren – die untersuchten Kinder hatten in ihren ersten 3 Jahren mindestens 3 Pflegestellen erlebt – unabhängig von der allgemeinen intellektuellen Entwicklung das Zeitkonzept, die Fähigkeit, zeitliche Zusammenhänge zu erfassen, benachteiligt ist. Dies ist nach CHAMBERS und BENDER (1947) ein Ausdruck mangelnder abstrakter Denkfähigkeit.

2.3.2.2 Effekte im Bereich sozialen Verhaltens

Relativ viele Untersuchungen – meist sind es rückblickende Folgestudien oder rückblickende Fallstudien – gehen auf die Frage ein, ob frühe Trennungserfahrungen mit vermehrtem delinquenten, antisozialen Verhalten und/oder mit stärkerem sozial zurückgezogenen, neurotischen Verhalten verbunden sind. Die Untersuchungen kommen insgesamt zu sehr verschiedenen Ergebnissen, was wohl vor allem mit der oft zu geringen Berücksichtigung von Altersstufen und anderen biographischen Begleitumständen der Trennungserfahrungen zusammenhängt.

Folgende Untersuchungen verweisen auf verstärktes neurotisches Verhalten, auf offene soziale Un-

sicherheit, erhöhte soziale Angst und geringes Selbstvertrauen nach frühen Trennungserfahrungen hin: GOLDFARB (1943a, b) berichtet von vermehrtem Problemverhalten passiver Angst und Schüchternheit bei Pflegekindern, die nicht im Heim gelebt hatten, aber auch zum Teil häufigere Wechselerfahrungen durchmachten. Kinder mit längerem Sanatoriumsaufenthalt in den ersten Jahren verhielten sich bei der Untersuchung von BOWLBY u.a. (1956) teils mehr nervös und offen ängstlich und teils mehr emotional indifferent. In der Schule fielen sie mehr durch Tagträumen, häufige Unaufmerksamkeit und mangelndes Selbstvertrauen gegenüber anderen Schülern auf. Insgesamt zeigten sie mehr ernste Verhaltensstörungen, jedoch relativ wenig delinquente Verhaltensweisen. DOUGLAS & BLOMFIELD (1958) stellten im Rahmen einer Populationsstudie mehr Alpträume und neurotische Symptome wie Daumenlutschen u.ä. bei Kindern fest, die einige Zeit außerhalb der Familie lebten. In einer Untersuchung von STOTT (1956) zeigten retardierte Kindern mit einer mindestens zweimonatigen Trennung von der Mutter in den ersten 4 Jahren nicht mehr Verhaltensstörungen als andere retardierten Kindern; der Typ des „affectionless character“ tauchte kaum auf; allerdings lagen die Störungen bei den Kindern mit Trennungserfahrungen stärker in Richtung ängstlich-schüchternen Verhaltens. In den Studien von HOWELLS & LAYNG (1955) und WEININGER (1972) fallen Zusammenhänge zwischen neurotischem Verhalten und längeren frühen Trennungen auf.

Studien, die Verbindungen von frühen Trennungs- und Wechselerfahrungen mit verschiedenen Formen antisozialer Haltungen und Verhaltensweisen aufzeigen, seien im Folgenden erwähnt. Zunächst sei auf die Darstellung von BOWLBYs Studie (1946) verwiesen (vgl. 2.1.3.6), wonach sehr frühe und häufige Wechselerfahrungen mit dem „affectionless character“ und persistentem delinquenten Verhalten zusammenhängen. Nach EARLE & EARLE (1961) wurde bei erwachsenen psychiatrischen Patienten, die in den ersten 5 Lebensjahren mindestens 6 Monate von der Mutter getrennt waren, im Vergleich zu anderen psychiatrischen Patienten mehr die Diagnose „soziopathische Persönlichkeit“ gestellt, auch kamen bei ihnen in der Kindheit mehr Verhaltensstörungen und im Erwachsenenalter mehr Ehescheidungen und Gefängnisaufenthalte vor. Wo die frühe Trennungserfahrung jedoch durch den Tod der Mutter bedingt war, fand die Diagnose „Depression“ häufiger Anwendung.⁴⁵ WARDLE (1961) fand bei seiner Untersuchung von Kindern, die einer Beratungsstelle vorgestellt wurden: Kinder, die für längere Zeit von den Eltern getrennt waren oder die aus unvollständigen Familien kamen, wiesen häufig delinquente und aggressive Verhaltensstörungen auf; demgegenüber zeigten Kinder aus intakten Familien eher neurotische Verhaltensstörungen. Bei ihrem Vergleich von 50 neurotischen und 50 delinquent-aggressiven Kindern stellte BENNETT (1960) in Hinblick auf den familiären und biographischen Hintergrund fest, dass die delinquenten Kinder eher aus instabilen, gestörten und zerbrochenen Familien kamen, häufiger eine Zeitlang in Heimen und Pflegefamilien gelebt hatten und mehr Trennungen von den Eltern in den ersten 2 oder 5 Jahren erfahren hatten. Die frühen Trennungserfahrungen bei diesen Kindern können vorwiegend als Auswirkungen der gestörten Familienverhältnisse betrachtet werden. In der psychoanalytischen Interpretation der Ergebnisse verweist BENNETT auf den Zusammenhang von frühkindlich erlebten instabilen und gestörten familiären Beziehungen mit Einstellungen, die sich – im Sinne des „affectionless character“ – durch Misstrauen und Protesthaltungen gegenüber Erwachsenen, durch fehlende Schuldgefühle und kompensatorisches Hervorheben eigener Härte oder durch emotionale Unzugänglichkeit und Ausweich- und Verleugnungstendenzen charakterisieren lassen. Nach einer Untersuchung von RUTTER (1971) findet sich antisoziales Verhalten häufiger bei Kindern, wo die ehelichen Beziehungen der Eltern mehr gestört sind. Eine zeitweilige Trennung von beiden Elternteilen erscheint dann langfristig mehr mit antisozialem Verhalten verbunden, wenn auch negativere Beziehungen in der Familie vorliegen, wo also die Trennung selbst durch gestörte familiäre Beziehungen verursacht ist. Dabei spielt das Alter der Trennungserfahrung in Bezug auf die langfristigen Effekte keine Rolle. Eine Trennung von nur einem Elternteil erscheint dabei ohne besondere Bedeutung. Auch permanente Trennungen führen nur dann zu mehr antisozialem Verhalten, wenn sie Ausdruck gestörter Familienbeziehungen sind, also mit Scheidung oder Trennung der Eltern verbunden sind. Für Trennungen, die durch Tod eines Elternteiles hervorgerufen sind, wurden keine Langzeiteffekte im Sinne von mehr antisozialem oder neurotischem Verhalten festgestellt. Die drei zuletzt genannten Untersuchungen verweisen auf einen deutlichen Zusammenhang zwischen gestörten familiären Beziehungen und delinquent-aggressivem Verhalten hin. Nach RUTTER fördern die durch solche familiären Verhältnisse bedingten Trennungserfahrungen zusätzlich das Auftreten antisozialer Verhaltensweisen. Nach WARDLE spielt bei zerbro-

⁴⁵ Der Zusammenhang zwischen Depression und der Erfahrung des Todes eines Elternteiles in der Kindheit wird auch in der Übersicht von RUTTER (1972a) hervorgehoben.

chenen Familien die Erfahrung einer längeren zeitweiligen Trennung keine zusätzliche Rolle für das schon gehäufte Vorkommen antisozialen Verhaltens; demgegenüber führt eine längere Trennungserfahrung in einer äußerlich-intakten Familie zu mehr delinquentem und aggressivem Verhalten. Alle drei Studien verneinen eine Beziehung oder zeigen eine negative Beziehung auf zwischen neurotischem Verhalten und klar gestörten Familienbeziehungen und den daraus resultierenden Trennungserfahrungen.

Die von BOWLBY hypothetisierten Beziehungen zwischen delinquentem Verhalten und frühen Trennungserfahrungen werden expliziter in den Untersuchungen von NAESS (1959, 1962) und BRUCE (1970) überprüft. Bei Jugendlichen mit leichterem delinquentem Verhalten ließ sich nach NAESS (1959) keine größere Anzahl von längeren, mindestens sechsmonatigen Muttertrennungen in den ersten 5 Jahren feststellen; aber Jugendliche mit stärkerem delinquentem Verhalten erfuhren in der frühen Kindheit mehr Trennungen (NAESS 1962); insgesamt waren aber bei den untersuchten Jugendlichen relativ wenig frühe Muttertrennungen vorhanden. Nach BRUCE (1970) stand nicht die Quantität und Dauer von Trennungserfahrungen mit negativer sozialer Anpassung bzw. delinquentem Verhalten in Zusammenhang, sondern die Ursachen von Trennungserfahrungen: Bei den delinquenten Jugendlichen lag der Trennungsgrund mehr in allgemein instabilen familiären Beziehungen als im Todes eines Elternteils; diese Ergebnisse stimmen mit den von RUTTER (1971) festgestellten Zusammenhängen überein. Nach GAREIS & WIESNET (1974) haben Fremderziehung in den ersten 3 Jahren bei Großeltern, Verwandten oder Pflegeeltern 22 – 27% einer Gruppe von jugendlichen Strafgefangenen erlebt gegenüber 2 – 4% einer Kontrollgruppe von nicht bestraften Jugendlichen. Die Anzahl der jugendlichen Strafgefangenen mit früher Heimerziehung in den ersten 3 Jahren betrug nur 7%. Die bestraften Jugendlichen, die in den ersten 3 Jahren zum Teil außerhalb der leiblichen Familie lebten, wiesen im Vergleich zu den anderen bestraften Jugendlichen eine gestörtere Entwicklung im Sinne äußerer sozialer Anpassung auf: mehr Heimaufenthalt im Alter von 12 – 17 Jahren, mehr Arrest- und Jugendstrafen.

Eine größere Untersuchung, die auf die Zusammenhänge von Ausmaß und Art sozialer Anpassungsstörungen mit biographischen und familiären Daten zielte, führte LEWIS (1954) an 500 Kindern durch. In dieser Studie hingen endgültige Trennungen von der Mutter in den ersten beiden Lebensjahren mit vermehrten milden Störungen delinquenter und neurotischer Art zusammen. Zwischen spezifischen Arten gestörten Verhaltens, sei es neurotischer, aggressiver oder delinquenter Art, und Trennungserfahrungen in den ersten 5 Jahren ließen sich in dieser Studie keine klaren Beziehungen finden. Der Autor verweist auch darauf, dass die Auswirkungen von Trennungserfahrungen auf die Ausmaße gestörten Verhaltens von der Qualität der Ersatzbemutterung abhängen. Kinder, die von ihm als „affectionless“ eingestuft wurden, hatten nicht auffällig viel frühe Trennungserfahrungen. Auch diese Studie verweist darauf, dass spezifische Anpassungsstörungen deutlicher mit spezifisch gestörten Eltern-Kind-Beziehungen zusammenhängen als mit frühen Trennungserfahrungen an sich. Allerdings verlief die weitere Entwicklung nach dem Versuch einer öffentlich veranlassten geeigneten Unterbringung in den folgenden Jahren bei den Kindern mit frühen Trennungserlebnissen weniger befriedigend als bei den anderen Kindern; frühe Trennungserfahrungen erscheinen demnach als prognostisch ungünstiges Kriterium. Die Studie von WASSEF (1963) bestätigt den Zusammenhang zwischen der Altersstufe bei einer erfahrenen Trennung und der allgemeinen sozialen und persönlichkeitspezifischen Anpassung, wie sie sich durch einen Sozialreifeftest, die Vineland Social Maturity Scale, und einen Persönlichkeitstest erfassen lässt: Eine Trennung zwischen dem 6. und 24. Monat hinterließ die größten Schäden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Relation zwischen instabilen, gestörten Familienbeziehungen, dadurch bedingten Trennungserfahrungen und unkontrolliert-aggressiven und delinquenten Verhaltensweisen als gesichert angesehen werden kann (vgl. RUTTER 1972a). In Bezug auf langfristige Effekte früher Trennungserfahrungen dagegen, die weder mit mehrjährigem Heimaufenthalt verbunden noch Folge schon länger gestörter Familienbeziehungen sind, lassen sich noch kaum empirisch gesicherte Aussagen treffen. Mehrere Untersuchungen verneinen ernste, deutliche Effekte im Sinne gestörten sozialen Verhaltens (LEWIS 1954, STOTT 1956, RUTTER 1971). Nach oben referierten Untersuchungen können Trennungserfahrungen jedoch mehr oder weniger stark Verhaltensweisen fördern, die soziale Angst und Unsicherheit signalisieren und als Ausdruck erhöhter Trennungsangst betrachtet werden können. Nach AINSWORTH (1962) und YARROW (1964) lassen Trennungen eine erhöhte angstbesetzte Sensitivität für erneute Trennungen zurück, so dass Kinder auf neue Wechselerfahrungen mit verstärkter Angst reagieren und durch sie auch langfristig ver-

wundbarer sind. In psychoanalytischer Sicht erschweren nach HANSBURG (1970) frühe Trennungserfahrungen und daraus resultierende Trennungsängste in den Jugendjahren eine adäquate emotionale Lösung von den Eltern.

Wiederholte frühkindliche Wechselerfahrungen können jedoch – wie frühe Heimerziehung – die Fähigkeit zu stabilen mitmenschlichen Beziehungen stark beeinträchtigen und die von BOWLBY (1946) und BENDER (1947) beschriebenen Phänomene von Bindungslosigkeit, emotionaler Unzugänglichkeit und defektem Über-Ich hervorrufen (vgl. auch BENNETT 1960). Jugendliche, die durch frühe Trennungserfahrungen gestörter erschienen, neigen in der Untersuchung von HANSBURG (1970) auf der Ebene projektiver psychologischer Tests eher dazu, Trennungsängste zu verleugnen und emotionalen Reaktionen auszuweichen.

3. Methodologischer Ansatz der Untersuchung

3.1 Erfassung des sozialen Selbstbildes mit dem „Giessener Fragebogen“

3.1.1 Der Begriff des sozialen Selbstbildes

Das soziale Selbst wird im Sinne von G.H. Mead als ‚ein durch Interaktionserfahrungen gewachsenes, mehr kognitives Verständnis des Individuums über seine Rolle in sozialen Prozessen und als Zentrum sozialer Handlungsvollzüge‘ begriffen (vgl. 1.1.3.1.3). Der Meadsche Begriff des Selbst weist mehr auf eine phänomenologisch erschlossene, nicht direkt empirisch erfassbare Entität hin. Demgegenüber wird das soziale Selbstbild hier als die dem Selbst entsprechende empirische Erfassungsebene verstanden, und zwar als verbale Äußerung über das eigene Selbst bzw. über sich selbst und seine Beziehungen zur „signifikanten“ Umwelt. Eine solche Äußerung vollzieht sich immer im Rahmen einer konkreten Kommunikationssituation und stellt eine Mitteilung an einen konkreten Kommunikationspartner dar. Von daher sind in einer empirischen Untersuchung Einstellungen des Probanden zur Untersuchungssituation und zum Untersucher konstitutive Momente des Selbstbildes; BECKMANN & RICHTER (1972) weisen darauf hin, dass sich ein Proband in einem Test auf der Ebene des Selbstbildes so darstellt, „1. wie er sich selbst sehen möchte (Rücksicht auf das internalisierte Ich-Ideal), 2. wie er sich selbst sehen darf (Rücksicht auf das internalisierte Über-Ich), 3. wie er vom Partner bzw. von der Gruppe gesehen werden möchte bzw. darf“ (S. 11)⁴⁶

Mit Quensel (1972) lassen sich, besonders auch in Bezug auf den hier verwandten Fragebogen, vier Dimensionen des sozialen Selbstbildes hervorheben:

- „die eigene Beurteilung von Bezugspersonen, die als Interaktionspartner ... eine Rolle spielen und deren Urteil die Selbstbeurteilung beeinflussen kann. Solche Interaktionspartner sind etwa die Eltern, Lehrer, Polizisten und Richter, oder, in generalisierter Form, die Leute, Männer, Frauen und ‚man‘“ (S. 457f.);
- „die von diesen Bezugspersonen erwartete Reaktion gegenüber der eigenen Person“ (S. 458);
- „die Beurteilung der eigenen Person“, die „in weitem Umfange abhängig von den tatsächlich erfahrenen oder projektiv erwarteten Beurteilungen durch wichtige Bezugspersonen“ ist (S. 458);
- die Bewertung konkreter Handlungssituationen sowie die Beurteilung der eigenen Reaktion in entsprechenden Situationen.

3.1.2 Darstellung des „Giessener Fragebogens“ (GF)

Der Giessener Fragebogen – im Folgenden kurz: GF – beruht auf einer Übersetzung des Jesness-Inventory aus den USA bzw. aus Paolo Alto, Kalifornien. Das Jesness-Inventory wurde dort von C.JESNESS (1966) für die Forschung und Diagnostik bei delinquenten männlichen Jugendlichen entwickelt. Von S. und E. QUENSEL wurde es als GF für den deutschsprachigen Raum mit einer Neukonstruktion von Skalen adaptiert.⁴⁷ Der GF will Aspekte des sozialen Selbstbildes bei männlichen Jugendlichen erfassen, besonders solche Aspekte, die in Hinblick auf Erscheinungen negativer sozialer Anpassung bedeutsam erscheinen.

Auf der Grundlage einer Erhebung bei 200 Gymnasiasten, 198 Lehrlingen, 198 Arrestanten und 99 jugendlichen Strafgefangenen (vgl. QUENSEL 1971, S. 237f.; 1972, S. 452ff.) wurden in zwei Stufen 12 Skalen konstruiert, zunächst drei ‚Delinquenz‘-Skalen auf itemanalytischer Grundlage, wobei die Items zwischen bestimmten Kriteriengruppen unterscheiden sollten (vgl. QUENSEL 1972), und dann neun allgemeine Skalen nach dem faktorenanalytischen Ansatz (vgl. QUENSEL 1973).

⁴⁶ Für die methodische Erfassung des sozialen Selbstbildes wird das Problem ‚verfälschender‘ Antworttendenzen eliminiert, da kein ‚wahres‘ Selbstbildes, das ‚verfälscht‘ werden könnte und unabhängig vom konkret geäußerten Selbstbild existiert, angenommen wird. Dafür sind jedoch bei der Erfassung des sozialen Selbstbildes Bedingungen der Untersuchungssituation zu berücksichtigen; bei der Interpretation des sozialen Selbstbildes sind situationsspezifische Tendenzen, im Sinne ‚sozialer Erwünschtheit‘ zu antworten, sowie Selbstidealisationen und ‚Verdrängungen‘ bestimmter sozialer Erfahrungen bedeutsam (vgl. dazu 3.1.3).

⁴⁷ Eine ausführlichere Darstellung des GF, seines Ansatzes und seiner Konstruktion, findet sich in zwei Aufsätzen von QUENSEL (1972 und 1973).

3.1.2.1 Darstellung der drei Delinquenz-Skalen

3.1.2.1.1 Das Modell der delinquenten Entwicklung und seine Operationalisierung

Durch die drei Delinquenz-Skalen werden Ausprägungen des Selbstbildes gemessen, die in verschiedener Hinsicht für eine ‚delinquente Entwicklung‘ spezifisch sind. Mit QUENSEL (1970b, 1972) lässt sich die delinquente Entwicklung eines Jugendlichen als Folge eines Interaktionsprozesses deuten, in dem sich ‚delinquente‘ Handlungen des Jugendlichen – Handlungen, in denen eine Abweichung von den sozialen Normen der gerade existierenden Gesamtgesellschaft gesehen wird – und sanktionierende Reaktionen⁴⁸ der betroffenen Umwelt in ihren Ausmaßen wechselseitig aufschaukeln. Während die delinquente Aktion des Jugendlichen als Versuch, ein aktuelles soziales Problem zu lösen, begriffen werden kann, betrachtet die Umwelt im spezifischen Interaktionsprozess diese Aktion als Normabweichung, meist ohne auf das zugrunde liegende Problem des Jugendlichen weiter einzugehen, und will dementsprechend eine solche Aktion eliminieren, meist durch repressiv-straftende Verhaltensweisen. Durch diese Folge von Aktion und Reaktion erlebt der Jugendliche einen doppelten Misserfolg: sein zugrunde liegendes Problem wird nicht gelöst; stattdessen erlebt der Jugendliche sich von der Umwelt als „Abweichler“ definiert bzw. er erlebt sich ‚stigmatisiert‘.⁴⁹ Diese Fremddefinition, in den Augen des Jugendlichen meist durch das ungelöste soziale Problem bekräftigt, übernimmt der Jugendliche in sein Selbstbild; er entwickelt ein ‚delinquentes Selbstbild‘. Die Wahrscheinlichkeit delinquenter Handlungen nimmt im Folgenden zu, einmal, weil das soziale Problem weiterhin ungelöst im Raume stehen bleibt, und zum Anderen, weil der Jugendliche seine Interaktionshandlungen danach ausrichtet, wie er gesehen wird und wie er sich selbst sieht, nämlich als abweichend von den Vorstellungen seiner Umwelt. Dadurch wiederum sieht die Umwelt ihre frühere Definierung des Jugendlichen bestätigt, und ihre sanktionierenden Reaktionen nehmen zu.

Dem theoretischen Modell nach ist die delinquente Entwicklung eines Individuums umso weiter fortgeschritten, je mehr sein Verhalten, die Fremddefinierung seiner Umwelt und sein eigenes Selbstbild ‚delinquent‘ geprägt sind. Um die Ausprägung der delinquenten Entwicklung messtechnisch zu erfassen, konstruierte Quensel aus den Items des GF eine Skala, die das Ausmaß der delinquenten Entwicklung auf der Ebene des sozialen Selbstbildes im Sinne eines delinquenten Selbstbildes wiedergeben sollte; er nennt die Skala „Soziale-Fehlanpassungs-Skala“, kurz: SF-Skala. Entsprechend des Modells sollten die Items der Skala mit dem Ausmaß delinquenten Verhaltens und der Ausprägung einer Fremddefinierung als „abweichend“ bzw. der Härte sanktionierender Reaktionen korrelieren: Die Items sollten differenzieren zwischen verschiedenen Personengruppen, die in unterschiedlichen Graden delinquente Verhaltensweisen gezeigt und die unterschiedlich harte Sanktionen erfahren haben. Die ‚Delinquenzbelastung‘ – ein Ausdruck für das Ausmaß delinquenter Verhaltensweisen – ließ sich mit Hilfe einer konstruierten „Delinquenzbelastungs-Skala“, einem Fragebogen zu selbst berichtetem delinquenten Verhalten,⁵⁰ bei den untersuchten Gruppen erfassen. Mit Hilfe dieses Fragebogens konnten unterschiedliche Ausprägungen von Delinquenzbelastung bei den Gymnasiasten und Lehrlingen gemessen werden.⁵¹ So wurde auch eine Unterteilung dieser beiden Gruppen in niedrig delinquenzbelastete und hoch delinquenzbelastete Untergruppen ermöglicht. Dem Ausmaß von Sanktionserfahrungen nach ließen sich die untersuchten Gruppen relativ grob in zwei größere Gruppen aufteilen, in die der ‚bestraften‘ Jugendlichen, die eine offiziell-juristische Sanktion in Form einer Arrest- oder Haftstrafe erfahren haben, und in die der ‚nicht bestraften‘ Jugendlichen ohne eine solche Sanktionserfahrung.⁵² Für die Konstruktion der SF-Skala wurden drei Personengruppen unterschieden, bei denen die delinquente Entwicklung als verschieden weit vorangeschritten galt: a) die Gruppe der nicht bestraften niedrig delinquenzbelasteten Jugendlichen, b) die Gruppe der nicht bestraften hoch

⁴⁸ Nach SPLITTER (1967) sind Sanktionen „Reaktionen auf Abweichungen von Verhaltensregelmäßigkeiten, durch die demonstriert wird, dass das abweichende Verhalten nicht hingenommen wird“ (S. 23)

⁴⁹ ‚Stigma‘ bezieht sich nach GOFFMAN (1974) auf „die Situation des Individuums, das von vollständiger sozialer Akzeptierung ausgeschlossen ist“ (S. 7)

⁵⁰ Zum theoretischen Hintergrund und zur Konstruktion der Delinquenzbelastungsskala vgl. QUENSEL & QUENSEL (1969, 1970a). Insgesamt wurden drei Delinquenzbelastungsskalen konstruiert (vgl. 1970a); hier ist jedoch nur die Skala gemeint, die im früheren Aufsatz als Skala 3 bzw. als „Omnibus“-Skala bezeichnet wurde.

⁵¹ Die Darstellung einer entsprechenden Untersuchung findet sich bei QUENSEL (1971).

⁵² Die Mängel dieser recht groben Unterscheidung wurden vom Autor erkannt (vgl. 1972, S. 460)

delinquenzbelasteten Jugendlichen, c) die Gruppe der bestraften Jugendlichen, für die Konstruktion der Skala eingeschränkt auf die jugendlichen Strafgefangenen. Einmal gelten die drei Gruppen als Gruppen mit unterschiedlicher Delinquenzbelastung; weiterhin repräsentiert die Gruppe der Strafgefangenen die Population der Jugendlichen, die zusätzlich zur Delinquenzbelastung auch viel Sanktionierung und Stigmatisierung erfahren haben. In die SF-Skala wurden von den 155 Items des GF die Items aufgenommen, die zwischen den drei Gruppen signifikant differenzierten.⁵³

Neben der SF-Skala, die ihrem Anspruch nach die gesamte delinquente Entwicklung repräsentiert, wurden zwei weitere Skalen konstruiert, die auf der Ebene des sozialen Selbstbildes die beiden Teilaspekte des interaktionalen Prozesses der delinquenten Entwicklung getrennt erfassen können, nämlich einmal die Problem- und Konfliktbelastetheit des Jugendlichen und seine Bereitschaft, mit delinquenten Handlungen auf Konflikte zu reagieren, und weiterhin die sanktionierenden Reaktionen der Umwelt und ihre Stigmatisierungswirkungen. Die Skala zur Messung von Stigmatisierungswirkungen – sie wird „Stigmatisierungs-Skala“ genannt, kurz: Stig-Skala – differenziert zwischen Personengruppen, die aufgrund von Sanktionen verschieden hohe Stigmatisierungen erfahren haben, sie differenziert aber nicht oder nur geringfügig zwischen Gruppen, die zwar unterschiedlich delinquenzbelastet, nicht aber offen stigmatisiert sind; die Skala enthält die GF-Items, die zwischen den Nichtbestraften, also den Gymnasiasten und Lehrlingen, und den Strafgefangenen signifikant differenzieren, nicht aber zwischen den verschiedenen stark delinquenzbelasteten Gruppen der Nichtbestraften. Die GF-Items, die zwischen den beiden verschieden hoch delinquenzbelasteten Gruppen der Nichtbestraften trennten, nicht aber dagegen zwischen den hoch delinquenzbelasteten Gymnasiasten und Lehrlingen und den Bestraften, wurden in einer zunächst nicht vorgesehenen Skala zusammengefasst, die nach einer Durchsicht ihres Iteminhalts „Protest-Skala“, kurz Prot-Skala, genannt wurde.

3.1.2.1.2 Inhaltliche Darstellung der drei Delinquenz-Skalen

a) Soziale-Fehlanpassungs-Skala

Die SF-Skala misst ihrem Anspruch nach auf der Selbstbildebene den Grad der delinquenten Entwicklung, der durch das Ausmaß von Delinquenzbelastung und einer entsprechenden Stigmatisierung gekennzeichnet ist. Die Ausprägung der mit dieser Skala erfassten delinquenten Entwicklung erscheint von der sozialen Schichtzugehörigkeit nicht beeinflusst (vgl. QUENSEL 1972, S. 464). Die SF-Skala enthält 29 Items. Inhaltlich erscheint sie „gleichsam aus den Selbstbildspuren verschiedener Aspekte des delinquenten Interaktionsprozesses zusammengesetzt“ (ibid., S. 473).

4 Items erfassen eine „Dimension des familiären Protestes die auf den ‚Hintergrund‘ der delinquenten Entwicklung, d.h. auf den fehlenden Inhalt in der Sozialisationsbasis hinweist“ (S. 476). 6 Items kennzeichnen die Einstellung gegenüber der Polizei, „dasjenige Sanktionsorgan ..., das als interagierender Interaktionspartner in der delinquenten Entwicklung zunächst auftritt“ (S.476). In 6 weiteren Items werden projizierte und zugleich generalisierte Erwartungshaltung des reagierenden Interaktionspartners angesprochen, „Erwartungen, die nach Ansicht des Delinquenten seine Umwelt an ihn stellt“ (S. 476). 5 Items enthalten „Aussprüche des erwachsenen Interaktionspartners“, die vom Akteur akzeptiert werden“ (S. 476). Inhalte, die eine ‚seelische Desintegration‘ kennzeichnen, das Gefühl des Unverstandenseins, ausgeprägte Selbstzweifel und Zweifel an der eigenen ‚Normalität‘ – finden sich in 5 weiteren Items. Drei Items sprechen aggressive Reaktionen an, die „sowohl als der Situation nicht ganz angemessen erlebt und befürchtet wie auch als nicht mehr ganz normal begriffen“ (S. 476) werden.

b) Stigmatisierungs-Skala

Die Stig-Skala umfasst 23 Items, die in vielfältiger Weise auf das ‚Syndrom einer sozialen Selbstaufgabe‘ hinweisen und ‚deprimierende Selbstaussagen‘ enthalten.

5 Items repräsentieren eine „massive(n) generalisierte(n) Abwehr- und Misstrauenshaltung vor allem gegenüber der erwachsenen männlichen Autorität“ (S. 483). 3 weitere Items weisen auf Insuffizienzgefühle hin, die als Folge negativer Interaktionserfahrungen mit der Autorität betrachtet werden können. Fatalistische Hinnahme ungünstiger Situationen - ausgedrückt in 5 Items -, verfremdetes Erle-

⁵³ Zum genaueren methodischen Vorgehen bei der Konstruktion der drei Delinquenz-Skalen vgl. QUENSEL (1972, S. 461)

ben von Situationen (2 Items), Resignation (2 Items), Angewiesenheit auf den Schutz größerer Gruppen (2 Items) und reaktive Aggressivität (3 Items) erscheinen als weitere Aspekte eines durch Stigmaerfahrungen geprägten Selbstbildes.

Die mit der Stig-Skala gemessene Ausprägung von Stigmatisierung ist von der sozialen Schichtzugehörigkeit deutlich abhängig (vgl. S. 465ff.): Stigmaerfahrungen beeinflussen umso stärker das Selbstbild, je eher jemand aus der Unterschicht kommt und je niedriger sein eigener gegenwärtiger Status – Lehrling oder Gymnasiast – ist. Im Anstieg der Stigmaerfahrung lassen sich besondere Sprünge erkennen: Bei den Lehrlingen der Arbeiterschicht spiegelt das Selbstbild oft schon dann eine Stigmatisierung, wenn sie ‚hoch delinquenzbelastet‘ sind; demgegenüber spiegelt sich bei den oberen Schichten eine Stigmatisierung erst nach der Sanktionserfahrung des Dauerarrestes.

c) Protest-Skala

Die Prot-Skala mit ihren 23 Items erfasst eher die ersten Phasen der delinquenten Entwicklung, „das Vorfeld der delinquenten Entwicklung vor dem Zusammentreffen mit der Sanktionsinstanz“ (S. 473).

Kritische Einstellungen zur Familiensituation (in 3 Items) und gegenüber erwachsenen Interaktionspartnern (in 4 Items) bilden einen Aspekt der Skala. In 6 Items repräsentiert sich „eine aktivistische Protesthaltung mit leicht negativistischem Akzent“ (S. 477). 4 andere Items lassen auf eine Neigung zu reaktiv-aggressivem Handeln schließen, das „als problemlösendes Verhalten auf früheren Frustrationen bzw. früheren Konflikten beruht“ (S. 473). 5 Items weisen inhaltlich auf einen Mangel an konzentrierter und integrativer Konfliktverarbeitung hin und können so den mit ungelösten Problemen besetzten Hintergrund der Protesthaltung aufzeigen.

Betrachtet man die Prot-Skala als repräsentativ für die ersten Phasen der delinquenten Entwicklung, so setzt entsprechend der Modellvorstellung „die delinquente Entwicklung bei nicht voll verarbeiteten Konflikten“ ein, wobei die delinquenten Verhaltensweisen „Ausdruck eines aktiven Protestes gegen die ‚Scheinwelt der Erwachsenen‘ (sind); sie dienen der Lösung dieser Konflikte und liegen insbesondere dann nahe, wenn auch der familiäre Halt, die Einstellung zu den Eltern gestört ist“ (S.489).

3.1.2.2 Darstellung der neun faktorenanalytisch gewonnen Skalen

Die neun Skalen beruhen auf einer Kombination von zwei Sätzen zu jeweils sieben Skalen, die den varimax-rotierten 7-Faktoren-Lösungen zweier Faktorenanalysen entsprechen, die an zwei Stichproben durchgeführt wurden, einmal an der Stichprobe der Nichtbestraften, also der Gymnasiasten und Lehrlinge, und dann an der Stichprobe der Bestraften, den Arrestanten und Strafgefangenen. Bis zur rotierten 3-Faktoren-Lösung wiesen die beiden Stichproben gemeinsame Dimensionen auf, die im Folgenden den mit I, III und IV gekennzeichneten Dimensionen entsprechen.⁵⁴

Dimension I

Die erste Dimension wird von den Skalen 1 - 3 gebildet; sie spricht inhaltlich „eine nach außen gerichtete, aggressiv getönte Haltung im Umgang vor allem mit der erwachsenen Umwelt“ an; sie bietet „das Bild eines delinquenten Protestes gegen die erwachsene Umwelt mit einer deutlichen Peergruppen-Orientierung“ (QUENSEL 1973, S. 21).

Skala 1 (GF-1)

Skala 1 drückt inhaltlich zunächst eine ‚generalisierte Abwertung der Polizei als primärer Sanktionsinstanz‘ aus, darüber hinaus jedoch auch eine Abwertung von Autoritätspersonen allgemein. Weitere Items kennzeichnen verharmlosende Einstellungen zum delinquenten Verhalten, teilweise auch eine Bejahung deliktischer Handlungen aus dem Bereich der Vermögenskriminalität.

Skala 2 (GF-2)

Hier lassen sich vier Itemkomplexe hervorheben. In einigen Items wird eine ‚undifferenzierte, eher infantile, körperbezogene Selbstsicherheit‘ angesprochen, insbesondere im Vergleich zur Peergruppe. In ergänzenden Items wird direkte körperliche Aggression in Form einer Schlägerei bejaht. Weitere Items beinhalten Bedürfnisse nach Aufregung und Abwechslung, Erlebnishunger und Bewegungs-

⁵⁴ Zum genaueren Vorgehen bei den Faktorenanalysen und bei der Herstellung der 9-Skalen-Kombination vgl. QUENSEL (1973).

drang. Verhaltensweisen impulsiven, unüberlegten Reagierens bilden den Inhalt einer vierten Gruppe von Items. In dieser Skala bekommt der in der Grunddimension angesprochene Protest ein impulsiv-aggressiv getöntes Bild.

Skala 3 (GF-3)

In Skala 3 lassen sich wiederum zwei Itemgruppen in ähnlicher Weise wie bei Skala 1 unterscheiden: Eine Itemgruppe beinhaltet einen Protest gegen Autoritäten bzw. gegen die erwachsene Umwelt allgemein, beruhend auf dem Gefühl fehlender Anerkennung und mangelnden Akzeptiert-seins; eine weitere Itemgruppe impliziert Einstellungen, die für das eigene zielgerichtete aktive Handeln bedeutsam sind, sie weisen auf ein Streben zu einem autonomen, selbstständigen Handeln und zu aktiver Selbstbehauptung hin. In einigen Items werden noch Einstellungen deutlich, nach denen aktive Selbstbehauptung als risikoreich und als mit Schwierigkeiten verbunden betrachtet wird.

Dimension II

Skala 4 (GF-4)

Die Items der Skala 4 drücken eine ‚fatalistisch soziale Entmutigung‘ aus, ‚eine generelle auf Enttäuschung und Frustration beruhende Rückzugseinstellung‘. Die in dieser Einstellung liegende Resignation äußert sich dem Skaleninhalt nach in zweierlei Hinsicht: Einmal existiert keine Hoffnung, von Erwachsenen bzw. von der Umwelt etwas Positives erwarten zu können; tief sitzende negative Erfahrungen in der Familie spielen dem Inhalt einiger Items nach dabei eine Rolle. Zum anderen bezieht sich die Resignation auch auf die eigenen Handlungsmöglichkeiten, auf die Möglichkeit, die eigene Situation positiv zu verändern; dem scheinen zu starke Schwierigkeiten entgegenzustehen.

Dimension III

In dieser Dimension mit den Skalen 5 – 7 treten im Gegensatz zu den anderen Skalen, in denen der Bezug zur Umwelt dominiert, mehr Aussagen hervor, die sich auf die eigene Person beziehen, in denen ‚subjektive Empfindlichkeiten und Ängste‘ ausgesprochen werden.

Skala 5 (GF-5)

Die Skala 5 enthält Aussagen, die auf einen ‚Zweifel an der eigenen Normalität‘ schließen lassen. Sie weisen auf eine Rückzugshaltung hin: von anscheinend unverständlichen Dingen und Problemen berührt, beschäftigt man sich fast nur noch mit sich selbst. Ein hoher Skalenwert auf dieser Skala kann eventuell eine bis in psychiatrische Kategorien hineinreichende Störung des Bezuges zur eigenen Person repräsentieren.

Skala 6 (GF-6)

Die Skala 6 enthält viele auf eigene Ängstlichkeit bzw. Angstbereitschaft hinweisende Aussagen. Diese Angst äußert sich in verschiedener Hinsicht: einmal als Sozialangst, d.h. in Kontakthemmungen und Schüchternheit; weiterhin auch durch erhöhte psychovegetative Störbarkeit, mangelnde Konzentrationsfähigkeit und erhöhte Bereitschaft zu Schuld- und Insuffizienzgefühlen.

Skala 7 (GF-7)

In der Skala 7 finden sich zwei Itemkomplexe: zunächst eine erhöhte Empfindlichkeit gegenüber abwertenden Urteilen anderer, was zugleich auf eine besondere Abhängigkeit von solchen Urteilen und eine stärkere Selbstunsicherheit schließen lässt, weiterhin eine Tendenz, auf solche Abwertungen überhastet und unkontrollierbar zu reagieren. Einige Items weisen auch auf eine Angst vor den eigenen unkontrollierten Ausbrüchen hin. Diese Angst kann auch eventuell dazu führen, „dass man sich in ein Fassadenhaftes, überangepasstes Verhalten hineinzuretten versucht“ (ibid., S. 32).

Dimension IV

Diese Dimension mit den Skalen 8 und 9 lässt sich insgesamt als „illusionäre-überangepasste, harmonisierend-realitätsverleugnende Dimension“ charakterisieren (S. 34).

Skala 8 (GF-8)

Die Skala 8 weist mit ihren Items zunächst auf eine ‚erhebliche Störung in den familiären Beziehungen‘ hin. Ein geringer Punktwert in dieser Skala zeigt nicht unbedingt intakte Familienbeziehungen an; vielmehr ist bei deutlich sozialisationsgestörten Jugendlichen mit der Möglichkeit zu rechnen, dass sie Störungen in den familiären Beziehungen nur ungern zugeben.⁵⁵

Skala 9 (GF-9)

Wer die Items der Skala 9 in hohem Maße bejaht, möchte sich selbst darstellen als ‚komplikationslos glücklichen Menschen, der mit sich und seiner Umwelt zufrieden ist‘ (S. 36). Hohe Skalenwerte weisen auf eine ‚euphorische, problemverdrängende Abwehrhaltung‘ hin.

Kurzcharakterisierung der Skalen (entnommen aus QUENSEL 1973, S. 37)

Dimension I: Protestierende Umweltbewältigung

1. Delinquenter pubertärer Protest gegen die einschränkende Autorität mit rechtfertigenden Abwertungsstereotypen und Eigentumsdelikten als Durchsetzungsmodus
2. Rockerhaltung mit infantil wirkender Körperbezogenheit, körperlich-aggressiver Durchsetzung in der Peergruppe und starkem Drang nach Aufregung und Abwechslung
3. Streben nach Selbstständigkeit, Anerkennung und autonomer Durchsetzung gegenüber Einschränkungen auf der Basis fehlender Anerkennung durch die Erwachsenen

Dimension II

1. Fatalistisch soziale Entmutigung gegenüber Erwachsenen wie gegenüber den eigenen Möglichkeiten bei depressiver Grundhaltung

Dimension III: Aussprechen subjektiver Empfindlichkeiten und Ängste

2. Zweifel an der eigenen Normalität mit ‚seltsamen‘ Gefühlen, Vereinsamung und ‚vielen Problemen‘
3. Ängstlichkeit und Hemmung im sozialen Kontakt und bei der eigenen Durchsetzung mit ‚Sorgen‘ vor allem gegenüber Leistungsansprüchen, Minderwertigkeitskomplexen und Insuffizienzgefühlen
4. Hohe Empfindlichkeit und Reagibilität gegenüber abwertenden Urteilen anderer mit der Angst vor unkontrolliert aggressiven Durchbrüchen

Dimension IV

1. Störungen in der familiären Beziehung, fehlende Nestwärme, mit Gefühlen der Vereinsamung und Entwurzelung
2. Harmonisierend-euphorische Abwehr, durch überangepasstes Kindchenschema mit realitätsverleugnender Tendenz

⁵⁵ Mit der Möglichkeit harmonisierender Darstellungen der erlebten familiären Beziehungen ist besonders bei Kindern, die schon viele Jahre im Heim leben, zu rechnen (vgl. PRINGLE/BOSSIO 1958a; in dieser Arbeit Abschnitt 2.3.1.3).

3.1.2.3 Zu den Gütekriterien der Skalen

3.1.2.3.1 Reliabilität

Für die Skalen des GF wurden einmal die innere Konsistenz, ein adäquates Maß zur Bestimmung der Reliabilität für Einstellungsskalen (vgl. CRANO/BREWER 1973),⁵⁶ und weiterhin die mittlere Trennschärfe⁵⁷ berechnet, die als Maß der von der Itemanzahl unabhängigen Homogenität der Skala betrachtet werden kann. Für die drei Delinquenz-Skalen und für die neun GF-Skalen wurde auch jeweils die Profilreliabilität berechnet, ein Maß für die Zuverlässigkeit der Interpretierbarkeit der jeweiligen Skalenprofile.⁵⁸ Die Berechnungen wurden für mehrere Stichproben durchgeführt: a) für die Konstruktionsstichprobe der nicht bestraften Jugendlichen, der Gymnasiasten und Lehrlinge also, b) für die Konstruktionsstichprobe der bestraften Jugendlichen, der Arrestanten und Strafgefangenen,⁵⁹ c) für die Stichprobe der Schüler der 7. und 8. Klassen einer integrierten Gesamtschule in einer süddeutschen Großstadt,⁶⁰ unter anderem getrennt für die Jungen und Mädchen, d) für die dieser Untersuchung zugrunde liegende Stichprobe der Heimjugendlichen, und zwar auch getrennt nach „Schülern“ und „Berufstätigen“ (vgl. dazu 3.3.1 und 4.2).

a) Zur Reliabilität der drei Delinquenz-Skalen

Die SF-Skala weist in allen Stichproben eine gute innere Konsistenz zwischen .82 und .87 auf; ihre mittleren Trennschärfen streuen von .33 bis .40. Die Reliabilitätsmaße der Stig- und der Prot-Skala sind zufrieden stellend und liegen zwischen .71 und .82 bei mittleren Trennschärfen von .26 bis .36. Bei der Bewertung der Konsistenz dieser Skalen ist zu berücksichtigen, dass bei der Konstruktion der Skalen Kriterien, die auf inhaltliche Homogenität hinweisen, also Trennschärfe und die Entsprechung einer faktorenanalytischen Dimension, keine primäre Rolle spielten; vielmehr stand der Gesichtspunkt der Differenzierung zwischen verschiedenen Personengruppen im Vordergrund. Die Profilreliabilität der drei Delinquenz-Skalen liegt in den Stichproben zwischen .33 und .48. Nach dem empfohlenen Kriterienwert von .50 (vgl. LIENERT 1969, S. 373) sind die drei Delinquenz-Skalen insgesamt weniger zuverlässig als Profil interpretierbar, vorwiegend wegen ihrer hohen Interkorrelationen.

b) Zur Reliabilität der neun GF-Skalen

Mit Konsistenzwerten über .70 und mittleren Trennschärfen über .30 in fast allen Stichproben können die Skalen GF-1, GF-2, GF4, GF-5 und GF-6 als zufrieden stellend reliabel gelten, wobei am ehesten die Skalen GF-2 und GF-6 mit Konsistenzen über .80 hervorrangen. Eine auf jeden Fall zu geringe Konsistenz unter .60 und sehr niedrige mittlere Trennschärfen unter .25 kommen bei den Konstruktionsstichproben und der Stichprobe der Schüler der Gesamtschule nur bei GF-9 vor, und zwar bei den Jungen der Gesamtschule. Bei den Stichproben der Heimjugendlichen liegen die berechneten Werte im Durchschnitt etwas tiefer; aber einmal erscheint die Größe der beiden getrennten Stichproben der Heim-„Schüler“ und –„Berufstätigen“ mit N = 126 und N = 97 für aussagekräftige Konsistenzberech-

⁵⁶ Eine hohe zeitliche Stabilität der Skalen im Sinne der Retest-Reliabilität ist nicht zu erwarten, da schon das JESNESS-Inventory, das amerikanische Original des GF, so konzipiert wurde, dass es Einstellungsänderungen relativ sensibel erfassen kann (vgl. JESNESS 1966).

⁵⁷ Zum Begriff der Trennschärfe vgl. LIENERT (1969, S. 93) und zum nachfolgenden Begriff der Homogenität vgl. ebenda (S 46).

⁵⁸ Die Berechnungen wurden mit einem vom Verfasser selbst geschriebenen Fortran-IV-Programm durchgeführt und werden in dieser Arbeit und der korrespondierenden Arbeit von J. PLASS erstmalig wiedergegeben. Das Programm verwendet die von LIENERT (1969) angegebenen Formeln, und zwar für die Trennschärfe die der punktbiserialen Korrelation (vgl. S. 94) mit der Korrektur nach der Part-Whole-Korrelation (vgl. S. 115), für die innere Konsistenz die Kuder-Richardson-„Formula 8“ (vgl. S. 226) und für die Profilreliabilität vgl. S. 373. Aufgrund der Berücksichtigung der Part-Whole-Korrelation erscheinen die hier wiedergegebenen Trennschärfen der Delinquenz-Skalen geringer als die von QUENSEL (1972, S. 461) mitgeteilten Werte.

⁵⁹ An dieser Stelle sei Herrn Quensel für die Überlassung der Daten der Konstruktionsstichprobe gedankt.

⁶⁰ Die Untersuchung an den Schülern der integrierten Gesamtschule wurde von Peter KOPF, Freiburg/Br., durchgeführt. Eine nähere Auswertung dieser Untersuchung im Rahmen einer Diplomarbeit ist geplant. Die untersuchte Stichprobe kann als eine die Population der Altersstufen von 12 – 15 Jahren repräsentierende Kontrollstichprobe gelten. Herrn Kopf sei hier für die Zur-Verfügung-Stellung der Daten gedankt.

nungen zu gering, und andererseits gelten die Stichproben der Heimjugendlichen kaum als repräsentativ für eine ‚Normalpopulation‘. Als eine positive Überraschung sei hier hervorgehoben, dass die Stichprobe der Mädchen der Gesamtschule so gute Konsistenzwerte aufweist, obwohl weder das Jesness-Inventory noch der GF ursprünglich für weibliche Jugendliche konstruiert waren.

In den Stichproben lassen sich beträchtliche Unterschiede hinsichtlich der Konsistenzen und der mittleren Trennschärfen feststellen. Hervorgehoben sei hier einmal der auffällig niedrige Konsistenzwert zu GF-2 bei den älteren nicht bestraften Jugendlichen – wahrscheinlich spielt die Dimension der körperlich-aggressiven Durchsetzung bei älteren, gesellschaftlich mehr integrierten Jugendlichen eine geringere Rolle – und weiterhin die relativ höhere Konsistenz zu GF-9 bei den jüngeren Heimjugendlichen, wo die Dimension der Harmonisierungstendenzen anscheinend eine größere Bedeutung hat.

Die Profilreliabilität der neun GF-Skalen streut in den einzelnen Stichproben von .52 bis .62. Damit kann – entsprechend dem oben angegebenen Kriterienwert – das Skalenprofil dieser neun Skalen als zuverlässig interpretierbar gelten.

3.1.2.3.2 Validität

a) Zur Validität der drei Delinquenz-Skalen

Die Grundlage der Konstruktion der drei Delinquenz-Skalen ist das theoretische Modell der delinquenten Entwicklung (vgl. 3.1.2.1.1). Diesem Modell misst QUENSEL (1972) den Stellenwert einer hypothetischen Konstruktion zu. Als solches bedarf es der empirischen Bestätigung. Durch die Skalen sollte es zunächst einmal insgesamt und in seinen interaktionalen Teilaspekten operational erfassbar und messbar gemacht werden. Damit bildet es auch „den Rahmen für die Interpretation und Aussagekraft“ der mit den Skalen erhobenen Befunde (S. 451). Weiterhin sollen empirische Ergebnisse mit den Skalen auch dazu beitragen, die hypothetische Modellvorstellung zu bestätigen, zu modifizieren und zu erweitern. Entsprechend dem zugrunde liegenden hypothetischen Konstrukt beanspruchen die Skalen Konstruktvalidität: „Test und Konstrukt stehen in Wechselwirkung miteinander, indem der Test das Konstrukt in bestimmter Weise modifizieren kann, das Konstrukt wiederum auf die Struktur des Testes Einfluss nimmt“ (LIENERT 1969, S. 261).

Um die Konstruktvalidität der Delinquenz-Skalen zu prüfen, sind aus dem Modell der delinquenten Entwicklung Hypothesen über unterschiedliche Ausprägungen bestimmter Gruppen auf den drei Skalen zu entwickeln. Mit unserer Untersuchung bei den Heimjugendlichen mit dem GF wird in der Arbeit von J. PLASS auch die Validität der Delinquenz-Skalen überprüft. Aus dem Modell der delinquenten Entwicklung lassen sich für Heimjugendliche folgende Hypothesen herleiten: Heimerziehung sei einmal Auswirkung sozial abweichenden Verhaltens und damit auch oft Ausdruck für eine schon angelaufene delinquente Entwicklung und wirke weiterhin als behördliche Sanktionsmaßnahme mit den dadurch hervorgerufenen Änderungen im Leben der betroffenen Jugendlichen stigmatisierend. Diese Hypothesen ließen sich in unserer Untersuchung eindrucksvoll bestätigen: Die mit der SF-Skala gemessene Ausprägung der delinquenten Entwicklung erscheint sowohl bei den jüngeren als auch bei älteren Heimjugendlichen deutlich stärker als bei den entsprechenden Gruppen der ‚Normalpopulation‘, nämlich den Schülern der Gesamtschule, den Gymnasiasten und den Lehrlingen. Ebenso stellen sich die Heimjugendlichen als deutlich stigmatisierter dar als die korrespondierenden Gruppen der Schüler, Gymnasiasten und Lehrlinge.⁶¹

b) Zur Validität der neun GF-Skalen

Im Sinne der Kategorisierung der Validitätsarten von LIENERT (1969) beanspruchen die neun GF-Skalen bislang eine inhaltliche Validität: Ohne vorherige Hypothesen über die Dimensionsstruktur des GF wurden die Skalen nach dem faktorenanalytischen Ansatz konstruiert und anschließend inhaltlich charakterisiert, wobei die Zuschreibung von psychologischen Bedeutungen mehr intuitiv und weniger explizit im Lichte von Theorien oder hypothetischer Konstrukte erfolgte. Skalenwerte repräsentieren demnach Merkmalausprägungen, die mehr durch den Inhalt der gesamten Skala als durch äußere Kriterien oder durch theoretische Konstrukte gekennzeichnet sind.

Eine Skala, die in sich selbst als valide gelten soll, muss zunächst den Ansprüchen von Homogenität

⁶¹ Weitere Ausführungen finden sich in der Arbeit von J. PLASS.

und innerer Konsistenz genügen, d.h. sie muss in diesem Sinne sehr reliabel sein. Diesen erhöhten Ansprüchen an die Reliabilität werden die neun Skalen zum großen Teil nicht gerecht.⁶² Deshalb genügt es nicht, den Skalen eine inhaltliche oder faktorielle Validität zuzuschreiben. Vielmehr erscheint es notwendig und letztlich auch befriedigender, die Bedeutung der GF-Skalen in theoretische Konstrukte einzuordnen, um ihnen den Status von Konstruktvalidität zu verleihen. Als vielversprechende Ansätze in dieser Beziehung können Vergleiche von Skalenprofilen in verschiedenen Gruppen und typenanalytische Untersuchungen auf der Eben der cluster- oder faktorenanalytischen Q-Methode betrachtet werden. Unsere Untersuchung an den Heimjugendlichen soll auch dazu beitragen, Beziehungen zwischen den GF-Skalen und theoretischen Konstrukten herzustellen.⁶³

3.1.3 Interpretationsprobleme beim sozialen Selbstbild

Trifft das soziale Selbstbild als subjektive kommunikative Mitteilung des Individuums über seine Stellung im sozialen Prozess diese seine Stellung immer am ehesten, wie man im Sinne einer naiven sozialpsychologischen Richtung annehmen könnte, oder könnte ein äußerer Beobachter eine treffendere Beurteilung über die Bezüge des Individuums zur „signifikanten“ Umwelt machen als das Individuum selbst? Kann man von Verdrängungs-, Idealisierungs- und Harmonisierungstendenzen sprechen – vor allem auch im Sinne der Psychoanalyse –, die dazu führen, dass das kommunizierte soziale Selbstbild des Individuums eine weniger adäquate, realitätsnahe Darstellung über seine sozialen Umweltbeziehungen ist? Diese Frage sei hier bejaht: Selbstbildaussagen können verzerrte Urteile über die Stellung im sozialen Prozess enthalten, was aber genauso gut für Fremdbildaussagen gilt, auch wenn sie von nahe stehenden Menschen oder von ‚Experten‘, d.h. von psychologischen und psychiatrischen Diagnostikern, kommen; einen letztlich objektiven Maßstab in Bezug auf die ‚Richtigkeit‘ eines Selbstbildes gibt es in dieser Beziehung also kaum. Der geäußerten Annahme entsprechend kann z.B. die Aussage „Ich bin stets zu jedermann nett“ (GF-Item 95; vgl. dazu den Inhalt von GF-9) auch als eher harmonisierende denn als realistische Selbstdarstellung angesehen werden. Das Problem harmonisierender Darstellungen von Umweltbeziehungen spielt auch besonders bei Heimkindern eine Rolle: Weil sie von ihrer eigenen Familie entfernt sind, sich aber oft zu ihr zurücksehen, neigen sie zum Teil dazu, die Beziehungen in der Familie harmonisierend und idealisierend darzustellen (vgl. BURLINGHAM/FREUD 1950; PRINGLE/BOSSIO 1958a).

Solche Verzerrungen bei Selbstbildaussagen können mehr bewusst herbeigeführt sein, z.B. dadurch, dass der Proband sich aus der Einstellung zu einer konkreten Untersuchungssituation heraus mehr im Sinne ‚sozialer Erwünschtheit‘ darstellen will; sie können aber auch durch eine unbewusste Dynamik, durch Verdrängungsmechanismen im Sinne der Psychoanalyse, bedingt sein, wodurch eine Erinnerung an negative soziale Erfahrungen und ihre Auswirkungen verhindert werden kann. Welcher Anteil überwiegt, lässt sich nur durch längere Beobachtungen und Gespräche feststellen, aber nicht durch eine einzelne Untersuchungssituation, in der ein Fragebogen angewandt wird. Die Entscheidung, wie weit eine Selbstbildaussage mehr als harmonistisch verzerrt oder mehr als zutreffend in Hinsicht auf die Umweltbezüge anzusehen ist, wird bei der Interpretation der in der Untersuchung erhobenen Selbstbildaussagen ein zentrales Problem darstellen.

⁶² CRANO & BREWER (1973) verlangen für Einstellungsskalen, die ja meistens inhaltliche Validität beanspruchen, Konsistenzwerte von mindesten .80.

⁶³ Angeregt durch bisher unveröffentlichte Untersuchungen mit dem GF von QUENSEL, versucht P. STECAY in seiner Arbeit, Beziehungen zwischen den in der kriminologischen Literatur auftauchenden Konstrukten „Verwahrlosung“ und „Neurose“ zur Erklärung delinquenten Verhaltens (vgl. KURZEJA 1973) und den Dimensionen I und III der GF-Skalen zu finden.

3.2 Hypothesen zu Auswirkungen früher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen

3.2.1 Die Besonderheit der untersuchten Stichprobe

Ob frühkindliche Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen Auswirkungen auf das soziale Selbstbild haben und welcher Art diese Auswirkungen eventuell sind, wird hier bei einer Stichprobe von insgesamt 224 Jugendlichen aus 7 Heimen untersucht.⁶⁴ Die Tatsache des Heimaufenthaltes weist auf eine gestörte Sozialisation bei den Jugendlichen hin: Die Störung der Sozialisation kann einmal in negativen Sozialisationsbedingungen in der Familie oder der häuslichen Umwelt liegen; weiterhin kann eine Abweichung von normierten Zielen sozialer Anpassung als Ausdruck eines negativeren Sozialisationsverlaufes gelten; außerdem können die Bedingungen des Heimaufenthaltes selbst oft wegen der Stigmatisierung und anderer Momente als negative Bedingungen in der Sozialisation betrachtet werden (vgl. dazu die Arbeit von J. PLASS).

Aus dieser Stichprobe werden Untergruppen gebildet, die in Hinblick auf Heimaufenthalte, Trennungs- und Wechseleerfahrungen und verschiedene familienspezifische Erfahrungen unterschiedliche Lebensläufe in den ersten 6 Lebensjahren aufweisen (nähere Darstellung in 3.3.1). Auswirkungen verschiedener negativer frühkindlicher Sozialisationsbedingungen sollen durch einen Vergleich dieser Untergruppen festgestellt werden, wobei sich der Vergleich auf mit den Skalen des GF erfassbare Aspekte des sozialen Selbstbildes bezieht.

Langfristige Effekte der spezifisch frühkindlichen Heimerziehung werden also dadurch zu erfassen versucht, dass die Jugendliche, die in oder seit ihren ersten 6 Jahren im Heim gelebt haben, mit den Jugendlichen verglichen werden, die erst später ins Heim gekommen sind. Der Unterschied zwischen den beiden Gruppen der Jugendlichen besteht demnach darin, dass die Sozialisation der ersteren Jugendlichen schon von ihrer frühen Kindheit her als deutlicher gestört betrachtet werden kann, während eine durch Heimerziehung gekennzeichnete Störung der Sozialisation bei den anderen Jugendlichen erst in späteren Lebensjahren offensichtlich wird. In dieser Untersuchung spielt also ein Vergleich von Effekten gestörter und relativ intakter Sozialisation keine Rolle.

Eine Überprüfung der Hypothese, ob Jugendliche mit frühkindlichem Heimaufenthalt oder frühen Trennungserfahrungen stärker zu delinquenten Handlungen neigen oder ein stärker delinquent ausgeprägtes Selbstbild – im Sinne der SF-Skala – aufweisen als andere Heimjugendliche, erscheint hier deshalb nicht möglich, weil Jugendliche mit späterer Heimeinweisung oft wegen ihrer delinquenten Handlungen ins Heim kommen und diese somit in der Biographie der Jugendlichen vielleicht gehäuft zu finden sind, während die Gründe zu einer frühkindlichen Heimeinweisung allgemein wohl mehr im Bereich der familiären Beziehungen liegen.

3.2.2 Erfassung von Auswirkungen auf der Ebene des sozialen Selbstbildes

Sollen aus den schon festgestellten Effekten frühkindlicher Deprivation und Diskontinuität (vgl. 2.3) Hypothesen für diese Untersuchung aufgestellt werden, so taucht das Problem auf, die gefundenen Effekte auf die Ebene des sozialen Selbstbildes zu beziehen, genauer: auf das soziale Selbstbild, wie es mit den 12 Skalen des GF erfassbar erscheint.

Kaum erfasst werden können mit dem Inhalt der 12 Skalen folgende interessierenden Aspekte: allgemeine Intelligenz, abstraktes Denken, Leistungsfähigkeit, die Suche nach affektiver Zuwendung, Hyperaktivität, Kommunikationsfähigkeit. Eine allgemeine Fähigkeit zur Bildung stabiler mitmenschlicher Beziehungen könnte eventuell mit dem psychoanalytisch orientierten Gießen-Test von BECKMANN & RICHTER (1972) untersucht werden, der auch auf der Ebene des Selbstbildes beruht, aber kaum mit dem GF.

Folgende langfristige Effekte frühkindlicher Heimerziehung spiegeln sich vielleicht in einigen Skalen:

- Eine durch geringe Frustrationstoleranz erhöhte Bereitschaft zu aggressiven Reaktionen und dadurch bedingten Störungen im Kontakt mit Gleichaltrigen lassen sich in der Skala GF-2 erfassen.
- Apathie, Rückzugshaltung und emotionale Gleichgültigkeit können Ausdruck sein für zentrale Selbstzweifel, für ‚Zweifel an der eigenen Normalität‘, die durch GF-5 repräsentiert werden.

⁶⁴ Eine kurze Charakterisierung der einzelnen Heime findet sich im Anhang I.

- Soziale Unsicherheit in Verbindung mit Kontaktarmut, sozialer Hemmung und erhöhten Schuldgefühlen lassen sich in Bezug setzen zu GF-6.
- Wie weit gestörte Beziehungen zur Familie, die vor allem bei Heimkindern mit früher Heimeinweisung vorhanden sein dürften, im Sinne von GF-8 zugegeben werden oder wie weit die Beziehungen zur Familie idealisiert dargestellt werden (vgl. Anm. Kapitel 3.1.2.2 – IV. Dimension, Skala 8), ist eine offene Frage. Eine eventuelle Idealisierungstendenz dürfte sich neben einem niedrigen oder mittleren Wert auf GF-8 durch einen erhöhten Wert auf GF-9 zeigen.
- Andererseits dürften das Gefühl, von der Umwelt allgemein zurückgewiesen zu werden, und Benachteiligungen in sozialen Umweltbezügen sich in sozial bezogener Resignation, in Entmutigungs- und Stigmatisierungsgefühlen niederschlagen, die von GF-4 und der Stig-Skala erfasst werden.

In Bezug auf Langzeiteffekte von frühen Trennungserfahrungen ergab sich bei obiger Übersicht (vgl. 2.3.2) ein uneinheitliches Bild.

- Delinquente und aggressive Verhaltensstörungen, die sich bei Kindern zeigten, wo frühe Trennungserfahrungen mit gestörten familiären Beziehungen verbunden waren, könnten sich auf der Selbstbildebene am ehesten durch erhöhte Werte in den drei GF-Skalen der I. Dimension, GF-1 – GF-3, niederschlagen; auch der Wert der SF-Skala dürfte erhöht sein. Andererseits ließe sich wieder darauf hinweisen, dass delinquente Handlungen bei späteren Heimeinweisungen ja oft der Anlass zur Heimeinweisung sind.
- Trennungserfahrungen im 3. - 6. Lebensjahr können sich bei relativ intakten Familienbeziehungen mehr in sozialer Angst und erhöhte Trennungsangst niederschlagen, Momente, die sich in GF-6 ausdrücken.

Insgesamt erscheint eine Zuordnung von einzelnen Langzeiteffekten zu einer bestimmten Ausprägung auf einzelnen Skalen des GF als relativ unbefriedigend, unter anderem deshalb, da frühkindliche Heimerziehung und frühe Trennungserfahrungen auf der Ebene einzelner Effekte und Selbstbildungsaspekte eher unterschiedliche Auswirkungen haben können. Geeigneter wäre der Weg, als Resultat frühkindlicher Sozialisationserfahrungen von bestimmten ‚Persönlichkeitstypen‘, z.B. im Sinne von MATEJCEK & LANGMEIER (1970), auszugehen und zu fragen, wie weit solche Typen durch bestimmte Kombinationen der Skalen des GF repräsentiert werden könnten. Zweckmäßiger erscheint es deshalb, Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen auf der Ebene von Skalenprofilen herauszuarbeiten und zu versuchen, bestimmte Skalenprofile z.B. bestimmte Ausprägungskombinationen der Skalen zu interpretieren. Zwei differenziertere methodische Zugänge im Sinne der multivariaten Statistik wären zur Lösung dieses Problems denkbar: Einmal ließen sich durch den diskriminanzanalytischen Ansatz eventuelle Unterschiede zwischen Gruppen, die nach verschiedenen frühkindlichen Lebensläufen geordnet sind, durch Diskriminanzfunktionen ausdrücken, d.h. durch eine Kombinationsgleichung, die sich additiv aus unterschiedlich gewichteten GF-Skalen zusammensetzt.⁶⁵ Außerdem könnten auf der mit den GF-Skalen erfassten Selbstbildebene methodisch Typengruppen konstruiert werden, wobei an cluster- oder faktorenanalytische Ansätze auf der Personenebene zu denken ist (vgl. BAUMANN 1971), und es ließe sich dann weiterfragen, ob diese Typengruppen unterschiedliche Verläufe der primären Sozialisation aufweisen. Die wesentliche Schwierigkeit bei diesen weiterführenden Ansätzen besteht in der Interpretation der skalenmäßigen Ausprägungskombinationen, seien sie durch eine graphische Darstellung von Skalenprofilen, durch eine Diskriminanzfunktion oder durch einen faktorenanalytischen Q-Faktor gefunden. Es ist damit zu rechnen, dass die einzelnen Skalen in verschiedenen Kombinationen unterschiedliche Bedeutungen gewinnen. Bei solchen Interpretationen lassen sich am ehesten eventuelle Harmonisierungs- und Idealisierungstendenzen feststellen und entsprechend berücksichtigen.

⁶⁵ Beispiele für Diskriminanzanalysen im Bereich psychometrischer Persönlichkeitsdiagnostik finden sich im Handbuch zum FPI von Fahrenberg u.a. (1973).

3.2.3 Hypothesen der Untersuchung

Einer Bildung von konkreten, zu testenden Hypothesen zu Ausprägungsmerkmalen auf den einzelnen Skalen des GF stehen folgende, zum Teil schon erwähnte Schwierigkeiten im Wege:

- Es gibt bisher noch kaum Untersuchungen zu Langzeiteffekten auf einer Selbstbildebene, die der mit dem GF erfassbaren Ebene entspricht. Die Untersuchungen von MAAS (1963) und WASSEF (1963) setzen zwar am ehesten an einer entsprechenden Selbstbildebene an, sie beschränken sich aber weitgehend auf Aussagen zu allgemeiner mitmenschlicher Beziehungsfähigkeit und allgemeiner sozio-emotionaler Anpassung.
- Die Effekte frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen erscheinen zu wenig einheitlich, sondern sind aufgrund typenspezifischer Ausprägungen und aufgrund verschiedener biographischer Begleitumstände eher unterschiedlich. Hypothesen in Bezug auf bestimmte Skalenprofile zu bilden, erscheint noch zu schwierig.
- Für die Transposition von Aspekten sozialen Verhaltens im Jugendalter auf eine entsprechende Ebene des sozialen Selbstbildes gibt es noch zu wenig Aufschlüsse.
- Die Bedeutung des Inhaltes der neun faktorenanalytischen GF-Skalen erscheint noch zu wenig durch Validitätsuntersuchungen geklärt. Vielleicht kann aber diese Untersuchung zu einer Validierung von GF-Skalen beitragen, wenn sich festgestellte Langzeiteffekte (vgl. 2.3) in einen sinnvollen Bezug zu bestimmten Ausprägungen auf den GF-Skalen bringen lassen.

Die Entwicklung von neuen, inhaltlich mehr konkretisierten Hypothesen zu Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen auf das soziale Selbstbild bei Jugendlichen sei deshalb als wesentliche Aufgabe dieser Untersuchung betrachtet. Aufgrund der erwähnten Schwierigkeiten seien der Untersuchung nur folgende, mehr allgemeine Hypothesen vorangestellt:

1. Die wesentlichste Hypothese der Untersuchung lautet:

Unter Heimjugendlichen unterscheiden sich solche, die schon in den ersten 6 Lebensjahren Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen erlebt haben, von anderen Heimjugendlichen, die in der Frühkindheit in einer relativ konstanten Primärgruppe aufgewachsen sind. Es wird erwartet, dass sich signifikante Unterschiede zwischen verschiedenen Untergruppen auf der Ebene der Skalen des GF feststellen lassen; die genauere Art der erwarteten Unterschiede wird jedoch nicht näher spezifiziert. Die grundlegende Annahme steht im Hintergrund, dass sich zentrale Störungen in der primären Sozialisation, ausgedrückt durch Heimaufenthalte oder Trennungserfahrungen von der ersten erlebten Primärgruppe, zu einem negativeren Sozialisationsverlauf führen, der sich auch auf der Ebene des sozialen Selbstbildes zeigt, als wenn die Störungen erst im späteren Sozialisationsverlauf offensichtlich werden. Demnach wird von der zentralen Bedeutung der frühen Kindheit für ein Gelingen der Sozialisation ausgegangen.

2. Unterschiedliche nachteilige Sozialisationsbedingungen in der frühen Kindheit werden auch unterschiedliche Auswirkungen auf der Selbstbildebene hervorrufen; das mit den Skalen des GF erfasste Selbstbild der Jugendlichen wird verschieden ausfallen, je nachdem, ob sie z.B. in den ersten 2 Lebensjahren länger im Heim gelebt haben oder erst im Alter von 2 - 5 Jahren oder ob sie von ihrer ersten Primärgruppe getrennt wurden, ohne dass die Trennung einen längeren Heimaufenthalt implizierte.

3. Es wird erwartet, dass sich die Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen prägnanter auf der Ebene von Skalenprofilen zeigen als auf der von einzelnen Skalen.

3.3 Methodische Ansätze zur Feststellung von Langzeitauswirkungen von frühkindlichen Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen

3.3.1 Gruppenbildung nach frühkindlichen Lebensläufen

Informationen über Lebensläufe der untersuchten Jugendlichen erhielten wir durch ein Studium der in den Heimen vorliegenden Akten. Zunächst erscheint es notwendig, die gesamte Stichprobe der 12-19-jährigen Heimjugendlichen in zwei Teilstichproben zu teilen, in die Gruppe der schulpflichtigen Jugendlichen bzw. der Jugendlichen, die eine Schule besuchen und in ihr höchstens die 9. Klasse – es ist im Folgenden die Gruppe der „Schüler“ –, und in die Gruppe der Jugendlichen, die im Arbeitsprozess stehen oder die eine weiterführende Schule besuchen und in ihr mindestens die 10. Klasse – es ist die Gruppe der „Berufstätigen“. Für beide Gruppen werden eigene Mittelwerte und auch eigene T-Transformationen der Skalenwerte berechnet, da die unterschiedliche gesellschaftliche Position als Schulpflichtiger oder als potentiell Berufstätiger für das soziale Selbstbild eine wesentliche Rolle spielt. Diese beiden Gruppen repräsentieren zugleich unterschiedliche Altersstufen.

Bei der Einteilung der gesamten Stichprobe in Untergruppen nach den Lebensläufen in der frühen Kindheit ist eine Vermittlung zwischen zwei Zielsetzungen zu finden: Einmal sollte die Einteilung nach frühkindlichen biographischen Ereignissen möglichst differenziert sein, denn Alter bei Heimeinweisungen und Trennungserfahrungen, Dauer von Heimaufenthalten, Ursachen, Folgen und Anzahl von Trennungserfahrungen, Arten von erlebten Familienstrukturen spielen in Hinblick auf Langzeiteffekte eine wesentliche Rolle; andererseits dürfen die Untergruppen für statistische Vergleiche nicht zu klein sein: eine Gruppengröße von 10 Personen ist auch bei einer Verwendung von statistischen Tests, die für den Vergleich kleiner Gruppen geeignet sind, als Mindestmaß anzusehen.

Aus der Stichprobe und aus den zwei Teilstichproben werden Gruppen nach folgenden biographischen Hintergründen in den ersten 6 Jahren gebildet:

- a) längerer, mindestens 6 Monate dauernder Heimaufenthalt nach dem Alter von 6 Monaten,⁶⁶ mit weiterer Aufteilung nach:
 - durchgehender Heimaufenthalt von Geburt an bis zum Zeitpunkt der Untersuchung mit höchstens 6-monatiger Unterbrechung,
 - Heimaufenthalt von Geburt an bis mindestens zum Ende des 2. Lebensjahres,
 - Heimaufenthalt in oder seit dem Alter von 6. und 24. Lebensmonat für mindestens 6 Monate,
 - Heimaufenthalt im 3. – 6. Lebensjahr für mindestens 6 Monate,
- b) Trennungserfahrungen in Bezug auf die erste Primärgruppe nach dem 6. Lebensmonat⁶⁷ ohne längeren Heimaufenthalt, z.B. Wechsel von der eigenen Familie in eine Pflegefamilie oder auch ein dreimonatiger Heimaufenthalt, mit weiterer Aufteilung nach:
 - Trennungserfahrungen oder kürzerer Heimaufenthalt im Alter von 6 – 24 Monaten,
 - Trennungserfahrungen oder kürzerer Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren.
- c) Aufwachsen in den ersten 6 Jahren bei einer Ersatzfamilie, sei es bei der Großmutter oder bei einer Pflegefamilie,
- d) Erfahrungen einer unvollständigen eigenen Familie, z.B. Aufwachsen nur bei der Kindesmutter oder bei Kindesmutter und Stiefvater, erlebter Tod eines Elternteiles,
- e) Erfahrungen gestörter und zerbrochener familiärer Beziehungen, z.B. Scheidung oder Trennung der Eltern,
- f) Aufwachsen bei den leiblichen Eltern.

Als negativste frühkindliche Sozialisationserfahrung wird ein längerer Heimaufenthalt eingeschätzt;

⁶⁶ Ist ein Jugendlicher nach einem Heimaufenthalt in den ersten Monaten bis zum 7. Monat in die eigene Familie oder eine Pflegefamilie gekommen, so wird dieser Heimaufenthalt nicht mitgezählt, da eventuelle Deprivatoneffekte durch diesen Heimaufenthalt der Literatur nach durch einen darauf folgenden konstanten Bezug zu einer Familie relativ schnell ausgeglichen werden können und nicht langfristig nachwirken.

⁶⁷ Eine Trennungserfahrung an sich hinterlässt der Literatur nach in den ersten 6 Lebensmonaten noch keine Nachwirkung.

deshalb werden Jugendliche mit frühem Heimaufenthalt nur den A-Gruppen zugeteilt, nicht aber den Gruppen mit ‚harmloseren‘ Trennungserfahrungen.

Im Einzelfall kann eine solche Zuteilung natürlich kritisch sein, wenn ein Jugendlicher z.B. vom ersten Lebensjahr an häufiger die Primärgruppen gewechselt hat und erst im 5. Lebensjahr ins Heim gekommen ist. Auch sei eine Trennungserfahrung von der ganzen ersten Primärgruppe als negativere Sozialisationserfahrung gewichtet als eine erlebte Scheidung der Eltern, wo das Kind weiter bei einem Elternteil leben kann; dementsprechend finden sich in der Gruppe E nur solche Jugendliche, die nach einer eventuellen Scheidung der Eltern bei einem Elternteil geblieben sind.

Wenn die Gruppengrößen zu klein werden, womit bei einer so differenzierten Aufteilung zu rechnen ist, werden bei den Gruppen mit längerem frühen Heimaufenthalt zunächst diejenigen zusammengefasst, wo der Heimaufenthalt in die ersten 2 Lebensjahre fällt; die Gruppen mit Trennungserfahrungen oder kürzeren Heimaufenthalten seien notfalls auch zusammengelegt. Bei den Gruppen ohne frühe Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen seien eventuell die Gruppen vereint, die nicht in einer vollständigen eigenen Familie aufgewachsen sind, also die Gruppen c) – e). Im Sinne der zentralen Fragestellung interessieren besonders die Gruppen mit Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen in den ersten 6 Jahren; die Gruppen mit frühen Erfahrungen einer unvollständigen oder zerbrochenen Familie, also ebenfalls Gruppen mit gestörter primärer Sozialisation, werden zur näheren Kontrolle herangezogen. Eine genauere Charakterisierung von Lebensläufen der Jugendlichen in den einzelnen Untergruppen wird im Abschnitt 4.3 gegeben.

3.3.2 Vergleiche der Gruppen auf Skalenebene

Die Gruppen seien zunächst ohne Aufteilung nach „Schülern“ und „Berufstätigen“ auf der Ebene der einzelnen Skalen paarweise miteinander verglichen. Außerdem werden die Untergruppen dann noch einmal für „Schüler“ und „Berufstätige“ getrennt miteinander verglichen, soweit es die Stichprobengrößen zulassen; damit könnten eventuell unterschiedliche Langzeiteffekte bei den beiden größeren Gruppen festgestellt werden. Für diese Vergleiche sei als statistischer Test der Mann-Whitney-U-Test herangezogen, der als Test auf Ordinalskalenniveau dem Datenniveau gegenüber als adäquat gelten kann. Die Signifikanz sei auf dem 5%-Niveau bei zweiseitiger Fragestellung getestet, entsprechend dem Verzicht auf apriorische Hypothesen. Die Signifikanzprüfung wird also methodisch relativ strengen Kriterien unterworfen, d.h. sie wird eher konservativ durchgeführt; ein festgestellter signifikanter Unterschied dürfte damit umso sicherer sein.

Weiterhin interessieren in dieser Untersuchung mehr die in Skalenprofilen gefundenen Unterschiede zwischen den Gruppen. Diskriminanzanalytische Verfahren ermöglichen multivariate statistische Vergleiche der Gruppen unter Berücksichtigung aller Skalen. Graphische Darstellungen der Skalenprofile der einzelnen Gruppen heben Gruppenunterschiede anschaulich hervor. Auffällige Profilverläufe innerhalb der Gruppen und Profilunterschiede zwischen den Gruppen seien interpretiert, und zwar unter Verwendung statistischer Prüfverfahren zur Beurteilung von Profilen (vgl. KRISTOF 1958).

Da beim Vergleich der nach frühkindlichen Lebensläufen gebildeten Gruppen wesentliche Sozialisationsvariablen wie Schul- und Ausbildungsstatus, Zugehörigkeit zu einem bestimmten Heim, Dauer des Aufenthaltes im letzten Heim, Gründe für die Einweisung ins letzte Heim u.a. unberücksichtigt bleiben, Sozialisationsvariablen, die nicht als Effekt frühkindlicher Lebensbedingungen anzusehen sind, sei versucht, Paare von Gruppen nach wesentlichen Sozialisationsvariablen zu parallelisieren. Dabei sei den einzelnen Gruppen, die im Sinne von Heimaufenthalten, Trennungserfahrungen, Aufwachsen in einer unvollständigen oder zerbrochenen Familie eine gestörte primäre Sozialisation aufweisen, jeweils eine Gruppe mit relativ intakter primärer Sozialisation gegenübergestellt, also eine Gruppe von Jugendlichen, die in den ersten 6 Jahren bei beiden leiblichen Elternteilen aufgewachsen sind. Für die paarweise Parallelisierung werden beachtet: gleiche Heimzugehörigkeit, gleiche Altersstufe mit einem Altersunterschied von maximal 12 Monaten, gleicher Schulstatus für die z. Zt. besuchte Schulart oder den Schulabschluss sowie gleicher Ausbildungsstatus als Lehrling oder angelernter Arbeiter zur Zeit der Untersuchung. Die Unterschiede zwischen den parallelisierten Gruppen werden dann auf der Ebene der einzelnen Skalen mit dem Vorzeichenrangtest von Wilcoxon bei zweiseitiger Fragestellung auf dem 5%-Niveau auf Signifikanz getestet. Auch hier werden wieder graphische Profildarstellungen zur Interpretation von Gruppenunterschieden herangezogen.

4. Durchführung und Auswertung der Untersuchung

4.1 Zur Durchführung der Untersuchung

In der Untersuchung für diese Arbeit wurden 12-19-jährige männliche Jugendlichen in 7 verschiedenen Heimen der öffentlichen Erziehung mit dem Gießener Fragebogen (GF) befragt und die in den Heimen vorliegenden Akten der Jugendlichen wurden studiert. Die Untersuchung wurde von uns drei Psychologiestudenten – Maximilian Rieländer, Jürgen Plass, Peter Stecay – durchgeführt. In einem Heim wurden die GF-Daten einiger Jungen innerhalb einer psychologischen Untersuchung von Frau E. Quensel erhoben. Für unsere Untersuchung wählten wir Heime für Kinder und Jugendliche aus, für die wegen familiärer, schulischer, sozialer und/oder anderer Auffälligkeiten Freiwillige Erziehungshilfe (nach §62 JWG) oder Fürsorgeerziehung (nach §64 JWG) beantragt worden war oder die wegen negativer familiärer Verhältnisse (nach §1666 BGB) ins Heim gekommen waren. Die Heime wählten wir danach aus, ob in ihnen eine genügend große Anzahl männlicher Jugendlicher in den Altersstufen zwischen 12 und 18 Jahren lebten und ob sie für uns geographisch leicht erreichbar waren. Zum Teil half uns dabei ein Verzeichnis über die Heime der öffentlichen Erziehung. Die Erlaubnis zur Untersuchung erhielten wir von den jeweiligen Heimleitern bzw. Leitungsteams, nachdem wir ihnen zunächst schriftlich und dann mündlich unser Forschungsvorhaben erläutert hatten.

Eine nähere Charakterisierung der einzelnen Heime findet sich in Anhang I. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Auswahl der untersuchten Heime für den ganzen Bereich der Heime der öffentlichen Erziehung zwar nicht repräsentativ war, dass aber eine relativ große Reichweite von Heimtypen vom heilpädagogischen Kinderheim über ein mehr offenes Jugendheim bis hin zu klassischen Erziehungsheimen erfasst wurde.

Insgesamt wurden 224 Jugendliche in den Heimen mit dem GF nach ihrem sozialen Selbstbild befragt. Diese Gesamtstichprobe kann als repräsentativ für die Population der Jugendlichen der angezielten Altersstufen in den einzelnen Heimen gelten: In 4 Heimen (Heim A, B, C und D) wurden 90% und mehr Jugendliche der angesprochenen Gruppen erfasst, und in 3 Heimen (Heim E, F und G) lag der entsprechende Prozentsatz etwa zwischen 65 – 70%. Wie die Untersuchung in den einzelnen Heimen durchgeführt wurde, ist in Anhang I näher dargestellt. Hier seien wesentliche Momente der Untersuchungsdurchführung dargestellt.

Zur Erläuterung unseres Vorhabens und zur Motivierung der Jugendlichen erschien uns allgemein folgendes Vorgehen günstig:

- Als Anlass der Untersuchung gaben wir die Notwendigkeit an, dass wir als Studenten eine Abschlussarbeit zu erstellen hätten. Damit wollten wir unser persönliches Interesse an der Untersuchung herausstellen.
- Als Mittel der Untersuchung wurde der GF mit Fragen, die den einzelnen persönlich angehen und die weder richtig noch falsch beantwortet werden können, vorgestellt.
- Durch die Bemerkung, dass ähnliche Untersuchungen schon an Gymnasien und Berufsschulen durchgeführt worden seien, sollte der Untersuchung der Anschein der Exklusivität genommen werden, als wenn die Jungen des betreffenden Heimes Gegenstand besonderen Forschungsinteresses wären.
- Den Jugendlichen wurde zugesichert, dass die Ergebnisse der einzelnen Fragebogen gegenüber der Heimleitung und Erziehern anonym blieben. Wir baten die Jugendlichen, das Geburtsdatum oder die Initialen auf den Fragebogen zu schreiben.
- Trat die Frage nach dem Ziel der Untersuchung bei den Jugendlichen auf, erläuterten wir es damit, dass wir die Meinungen von Jugendlichen über sich selbst und ihre Umwelt wie Familie, Schule u.ä. feststellen wollten und dass wir die Meinungen verschiedener Gruppen von Jugendlichen miteinander vergleichen wollten.

Die Befragung selbst führten wir in verschiedenen Formen durch: teils in einer Schulstunde in Abwesenheit des Lehrers, teils in Form einer Gruppensituation in einzelnen Heimgruppen, teils sprachen wir die Jugendlichen einzeln an und baten sie, den Fragebogen auszufüllen.

Ein wesentlicher Bestandteil unserer Untersuchung war ein Studium der Akten der Jugendlichen, wie sie in den Heimen vorlagen. Die Erlaubnis zur Akteneinsicht erbaten und erhielten wir von den Heimleitungen. Aus den Akten entnahmen wir Informationen über Aufenthaltsorte und Bezugsgruppen der Jugendlichen in ihrem Lebenslauf, über Familienverhältnisse, schulische und ausbildungsspezifische

Laufbahnen, über Arten sozial abweichenden Verhaltens und eventueller behördlicher Sanktionsmaßnahmen, über Ursachen zu Heimeinweisungen und Kontaktmöglichkeiten mit Eltern oder anderen Bezugspersonen außerhalb des Heimes. Aktenberichte über Familienverhältnisse, abweichendes Verhalten, Gründe für Heimeinweisungen spiegelten für uns weniger reale Gegebenheiten wider – wesentliche Momente des Sozialisationsverlaufes dürften in den Akten fehlen, vielleicht öfters zum Glück der Jugendlichen –, sondern mehr Fremdurteile über Bedingungen und Verlauf der Sozialisation der Jugendlichen, und zwar behördlich festgehaltene Fremdurteile, die zur weiteren Stigmatisierung der Jugendlichen und ihrer familiären Umwelt beitragen können und damit an sich den Sozialisationsverlauf beeinflussen. Vom Studium der Akten machten wir den Jugendlichen keine gesonderte Mitteilung, da sie sich uns gegenüber nicht als „Aktenfälle“ fühlen sollten und das mitgeteilte Selbstbild dadurch nicht beeinflusst werden sollte. In einem Heim allerdings war von der Heimleitung aus die schriftliche Einwilligung der Jugendlichen zur Voraussetzung zum Studium ihrer Akten gemacht. Die Zuordnung der Fragebogen zu den einzelnen Akten erfolgte anhand des Geburtsdatums, das die Jugendlichen im Fragebogen angegeben hatten, und anhand der eigenen biographischen Angaben der Jugendlichen im GF.

Die Akten waren in den einzelnen Heimen unterschiedlich ausführlich. Allgemein kann man sagen, dass die Akten umso gründlicher geführt waren, je größer der therapeutisch-pädagogische Anspruch des Heimes war.

4.2 Darstellung der gesamten Stichprobe

Die gesamte Stichprobe der Heimjugendlichen wurde zunächst, wie oben dargestellt (vgl. 3.3.1), in die Gruppe der „Schüler“ und die der „Berufstätigen“ unterteilt: 126 Jungen zwischen 11 und 17 Jahren besuchten eine Schulklasse bis zur 9. Klasse, und 97 Jungen zwischen 14 und 20 Jahren standen schon im Arbeitsprozess oder hatten die 9. Klasse beendet.⁶⁸ Im Folgenden seien zunächst einige biographische Daten zu den beiden Untergruppen dargestellt. Dann seien die Vergleiche zwischen den beiden Gruppen und den entsprechenden Kontrollstichproben aus der „Normalpopulation“ auf der Ebene der Skalen des GF weiter dargestellt.

Der Verteilung der Jugendlichen auf die Heime nach ließ sich von zwei Heimtypen reden: vom Kinderheim, wo vorwiegend Jugendliche bis zum Schulabschluss leben, und vom Jugendheim, in dem zum größeren Teil Jugendliche ab 15 Jahren untergebracht sind. In den Heimen B und C leben nur Schüler, und das Heim G ist vorwiegend von Schülern besetzt;⁶⁹ dagegen wurden in den Heime A, D, E und F hauptsächlich berufstätige Jugendliche erfasst, und zwar zu 56,5 % - 88,1 %. Im Heim F können die Jugendlichen zwar keine Schule besuchen; aber 9 Jugendliche sind als „Schüler“ eingestuft: Sie wurden als schulpflichtige Jugendliche vor Beendigung ihrer 9. Klasse ins Heim eingewiesen und besuchen dort die Unterrichtsstunden (zur Beschreibung von Heim F vgl. Anhang I).

Die Altersstufen der untersuchten Jugendlichen in den beiden Gruppen streuen beträchtlich: Die „Schüler“ sind zwischen 11⁷⁰ und 17 Jahren alt – in Heim E wird versucht, zwei 17-Jährigen durch Schulbesuch noch einen Hauptschulabschluss zu ermöglichen –, und das Alter der „Berufstätigen“ streut von 14 - 20 Jahre – ein Jugendlicher aus Heim F, der offensichtlich schon vorzeitig die Schulzeit wegen der Heimeinweisung abbrechen musste, steht schon im Arbeitsprozess, und zwar in der heimeigenen Werkstatt.

⁶⁸ Einer von den 224 untersuchten Jugendlichen wurde in dieser Unterteilung nicht erfasst, da keine Akte von ihm zur Verfügung stand und er selbst im GF unklare Angaben zu Alter und eigener Berufstätigkeit gemacht hatte. Der Jugendliche gehört zum Heim E.

⁶⁹ Diese Tatsache gilt für Heim G auch, wenn man berücksichtigt, dass dort ältere Jugendliche weniger in der Untersuchung erfasst wurden (vgl. Anhang I).

⁷⁰ Geplant war, die Untersuchung für Kinder und Jugendliche ab 12 Jahren durchzuführen. Im Heim G befanden sich in einer untersuchten Schulklasse auch einige 11-Jährige. Sie wurden in die Auswertung mit aufgenommen, da sie eine für ihr Alter relativ hohe Schulklasse besuchten.

4.2.1 Biographische Daten

Von 5 Jugendlichen standen uns keine Akten zur Verfügung, da die Jugendlichen erst kurze Zeit in dem betreffenden Heim lebten. Auch enthielten manche Akten ungenaue oder unvollständige Angaben. Deshalb konnten die meisten biographischen Angaben nicht für alle 126 „Schüler“ und 97 „Berufstätigen“ ausgewertet werden. Eine tabellarische Zusammenfassung der biographischen Daten der beiden Gruppen bietet Übersicht C; auch signifikante Unterschiede zwischen den „Schülern“ und „Berufstätigen“ sind dort notiert. Im Folgenden seien nur die wichtigsten Daten und die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen wiedergegeben.

Bei der Übersicht über die von den Schülern besuchte Schulart zeigte sich, dass der größere Teil (72 von 124 = 58,1 %) eine Heimschule besuchte. Die als Kinderheime eingestuftten Heime B, C und G hatten eine Heimschule; in den Heimen B und G hatte diese heimeigene Schule den Status einer Volksschule und im Heim C den Status einer Sonderschule für Lernbehinderte. Da die Verteilung zwischen Volks- und Sonderschülern auch wesentlich vom Typus der Heimschule abhing – vermutlich bestand der Unterschied zwischen einer Heim-Volksschule und einer Sonderschule für Lernbehinderte weitgehend nur im Etikett –, dürfte die Art der von den Jugendlichen außerhalb des Heimes besuchten Schule aussagekräftiger sein: 73,1 % der untersuchten „Außen“-Schüler besuchten eine Volksschule, 25 % eine Sonderschule und einer eine Realschule.⁷¹ In den Heimen mit einer eigenen Schule gingen insgesamt 19 von 92 untersuchten Jugendlichen (20,7 %) in eine auswärtige Schule, meist wegen heimdurchschnittlich besserer Leistungen.

Aus den Daten zur Schul- und Berufsausbildung der „Berufstätigen“ ergab sich zum Schulabschluss ein relativ negatives Bild: nur 28 von 95 Jugendlichen (29,5 %) wiesen mindestens einen Hauptschulabschluss auf; dagegen standen zur Zeit der Untersuchung 46 Jugendliche (54,1 %) in einer Lehrausbildung, einer hatte seine Lehre abgeschlossen, 3 Jugendliche besuchten eine Berufsfachschule und einer die Oberstufe eines Gymnasiums. Der Status der Berufsausbildung fiel auch sehr heimspezifisch aus: In Heim E wurde in heimeigenen Werkstätten versucht, den Jugendlichen eine Lehre zu ermöglichen, Heim G behielt keine Jugendlichen mit ungelernter Tätigkeit, und in Heim F, wo nur einer der untersuchten Jugendlichen eine Lehre absolvierte, gab es anscheinend kaum Bemühungen für eine eigentliche Berufsausbildung der Jugendlichen.

Die meisten der untersuchten Jugendlichen (56,7 %) hatten 3 und mehr Bezugsgruppen erlebt, wobei als jeweils erlebte Bezugsgruppen mindestens sechsmonatige Aufenthalte in der eigenen Familie, sei sie vollständig, unvollständig oder auch im Laufe der Zeit zerbrochen, oder im Heim oder in einer Ersatzfamilie gelten. In mindestens 2 verschiedenen Heimen hatten 59,8 % der Jugendlichen gelebt. Die erste Wechselerfahrung erlebten 21,6 % der Jugendlichen schon im ersten Lebensjahr und weitere 13,2 % in den ersten 5 Jahren. In den meisten Fällen war die erste Wechselerfahrung identisch mit einer Heimeinweisung bzw. einem Heimaufenthalt von Geburt an. Bei einem Vergleich der „Schüler“- mit der „Berufstätigen“-Gruppe fiel auf, dass die „Schüler“ signifikant mehr Bezugsgruppen erlebt haben, durchschnittlich früher ins Heim gekommen sind und schon mehr Jahre in Heimerziehung verbracht haben, obwohl sie die jüngere Gruppe darstellten. Während die „Schüler“ zu 61,3 % schon in den ersten 10 Lebensjahren in ein Heim eingewiesen wurden sind, kam die Mehrzahl der „Berufstätigen“-Gruppe (68,2 %) erst mit Beginn des 11. Lebensjahres ins Heim. Damit hängt zusammen, dass bei der Gruppe der „Schüler“ die Heimeinweisung eher auf Initiative ihrer Eltern geschah, während die älteren Jugendlichen mehr wegen kriminellen Verhaltens und auf Initiative öffentlicher Behörden ins Heim kamen. In den beiden altersunterschiedlichen Gruppen spiegeln sich also in etwa zwei verschiedene Typen von Heimjugendlichen wider: die Einen, die schon seit den Kindheitsjahren, meist langjähriger und häufiger auf Veranlassung der eigenen Eltern in Heimerziehung leben und mehr in einem Kinderheim untergebracht sind, und die Anderen, die oft erst später, mit beginnender Pubertät ins Heim eingewiesen wurden, wobei kriminelle Handlungen als Einweisungsgrund eine größere Rolle spielten – sie riefen mehr sanktionierende Reaktionen offizieller Institutionen hervor -, und die nun mehr in einem typischen Jugend- oder Erziehungsheim leben.

Siehe Anhang 2:

Übersicht C: Biographische Angaben zu den Gruppen der „Schüler“ und „Berufstätigen“

⁷¹ Bei den „Schülern“ von Heim F wurde die vor der Heimeinweisung besuchte Schulart berücksichtigt.

4.2.2 Darstellung auf der Ebene der Skalen des GF

Vergleicht man die Skalenwerte des GF der Heimjugendlichen bzw. der schulpflichtigen und der berufstätigen Heimjugendlichen mit denen der entsprechenden Gruppen von Jugendlichen, die nicht im Heim, in einer Arrest- oder Jugendstrafanstalt leben, also mit jüngeren Schülern einer Gesamtschule, mit Gymnasiasten und Lehrlingen, so lassen sich in fast allen Skalen signifikant höhere Werte der Heimjugendlichen feststellen (vgl. Tabelle III, Anh. V). Demnach stellen sich Heimjugendliche allgemein protestierender, sozial entmutigter und stigmatisierter, mehr neurotisch gestört und verunsichert dar; sie geben mehr gestörte familiäre Beziehungen an und weisen insgesamt eher eine negative Sozialisation (SF-Skala) auf.⁷² Damit wird die obige Erörterung bestätigt, dass Heimjugendliche allgemein eine gestörtere Sozialisation aufweisen (vgl. 3.2.1). Die gestörtere Sozialisation äußert sich auch auf der Ebene des sozialen Selbstbildes.

Vergleicht man innerhalb der Heimjugendlichen die Gruppen der „Schüler“ und der „Berufstätigen“ auf der Ebene der Skalen miteinander, so erscheinen die „Schüler“ sozial entmutigter (GF-4), stigmatisierter (Stig) und neurotischer (GF-6), und sie neigen zugleich anscheinend mehr zur harmonisierenden Darstellung ihrer Umweltbeziehungen (GF-9).⁷³ Diese skalenmäßigen Unterschiede sind nicht altersabhängig und zeigen sich nicht im Vergleich der altersunterschiedlichen Gruppen der Kontrollstichproben (Gymnasiasten und Lehrlinge versus Schüler der 7. und 8. Klassen). Diese Unterschiede spiegeln auf der Selbstbildebene die Unterschiede in den Lebensläufen und Sozialisationserfahrungen der beiden Gruppen von Heimjugendlichen: Die Gruppe der Heim-„Schüler“ wies frühere und längere Heimaufenthalte und mehr Wechselerfahrungen auf; sie reagierte darauf mit einem neurotischeren, ängstlicheren und stigmatisierteren Selbstverständnis und mit einer mehr verleugnend-harmonisierende Darstellung von Umweltbeziehungen.

4.3 Gruppenbildung nach frühkindlichen Lebensläufen und biographische Daten

Insgesamt wurden nach den Lebensläufen in den ersten 6 Jahren zunächst, wie geplant (vgl. 3.3.1), 10 Untergruppen gebildet. 206 Jugendlichen wurden im Ganzen einer der 10 Gruppen zugeordnet. Bei 18 Jugendlichen bestanden zu viel Unklarheiten über ihren Lebensweg in der frühen Kindheit. Im Folgenden seien diese 10 Gruppen mit ihren unterschiedlichen Lebensläufen näher dargestellt:

Gruppe A: Dauerheimkinder mit höchstens sechsmonatiger Unterbrechung von Heimaufenthalten

Diese Gruppe umfasst 17 Jugendliche, die durchgehend von Geburt an bis zum Zeitpunkt der Untersuchung mit höchstens 6 Monaten Unterbrechung in Heimen gelebt haben. 2 von den 17 Jugendlichen haben kurze Zeit, 2 oder 6 Monate, in Pflegefamilien zugebracht, und ein Jugendlicher hat zwischendurch für 2 Monate bei seiner Mutter gelebt. Nahezu die Hälfte dieser Jugendlichen (8 von 17 = 47,1 %) hat mindestens 4 verschiedene Heime durchlaufen. Die meisten dieser 17 Jugendlichen kommen aus Heim A (7) oder Heim C (6).

Gruppe B: Heimaufenthalt von Geburt an für mindestens 2 Jahre

10 Jugendliche haben von Geburt an für mindestens 2 Jahre in Heimen gelebt. 3 Jugendliche von ihnen sind im 3. Lebensjahr aus dem Heim gekommen und 6 weitere Jugendliche im Alter von 4 – 6 Jahren. Nach der ersten Heimentlassung konnten aber nur 3 von den 10 Jugendlichen langjährige Aufenthalte von mehr als 5 Jahren bei den eigenen Eltern oder bei Pflegeeltern erleben. 8 Jungen kamen nach dem ersten Heimaufenthalt zur eigenen Mutter oder zur eigenen Familie, 5 davon blieben dort aber für höchstens 3 Jahre. Die Jugendlichen in dieser Gruppe haben außerordentlich viele Wechselerfahrungen und verschiedene Bezugsgruppen erlebt; 9 Jugendliche verbrachten ihre bisherige Lebenszeit in 4 oder mehr verschiedenen Bezugsgruppen. Aus Heim E kommen 4 Jugendliche dieser Gruppe und aus Heim G 3 Jugendliche.

⁷² Auf die Unterschiede zwischen den Heim- und den entsprechenden Kontrollstichproben geht J. PLASS in seiner Arbeit mehr ein; er berücksichtigt besonders die Unterschiede auf der Ebene der drei Delinquenz-Skalen.

⁷³ Berücksichtigt man die stichprobenspezifischen Ergebnisse der Konsistenzuntersuchungen zu den einzelnen Skalen (vgl. 3.1.2.3.1), so lässt sich auch annehmen, dass eine Harmonisierungstendenz ein relativ „konsistentes“ Merkmal bei den jüngeren Heimjugendlichen ist.

Gruppe C: Heimaufenthalt in oder seit dem Alter von 6 – 24 Monaten für mindestens 6 Monate

9 Jugendliche sind zwischen dem 6. und 24. Lebensmonat für längere Zeit, für mindestens 6 Monate ins Heim gekommen.⁷⁴ 5 von diesen Jugendlichen leben seit ihrem 2. oder 3. Lebensjahr fast nur in Heimen; 3 Jugendliche konnten nach frühen Heimaufenthalten langjährig, mindestens 6 Jahre, bei ihren Eltern leben, und einer verbrachte seine Kindheitsjahre abwechselnd bei der Kindesmutter und in verschiedenen Heimen. 4 Jugendliche dieser Gruppe kommen aus Heim C.

Gruppe D: Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren für mindestens 6 Monate

Dieser Gruppe wurden 30 Jugendliche zugeordnet, unter anderem auch insgesamt 8 Jugendliche, bei denen nur sehr lückenhafte Informationen über den frühkindlichen Lebenslauf vorlagen: bei 3 Jugendlichen war nur festzustellen, dass sie mindestens seit Schulbeginn in Heimen lebten, und von 5 Jugendlichen lässt sich nur ungenau sagen, dass sie die ersten 5 Jahre bei den Kindeseltern und in Heimen aufgewachsen sind.⁷⁵ 4 Jugendliche sind im Alter von 2 Jahren ins Heim gekommen, 9 im Alter von 3 Jahren und 9 im Alter von 4 – 5 Jahren. 19 von den 30 Jugendlichen haben seit dem 6. Lebensjahr nahezu ununterbrochen in Heimen gelebt und 4 weitere Jugendliche seit dem Alter von 7 – 8 Jahren. Nur 5 Jugendliche konnten zwischen dem 6. und 15. Lebensjahr mehrere Jahre, mindestens 3 Jahre, bei der eigenen Mutter oder in Pflegefamilien verbringen. Mindestens 7 von den 30 Jugendlichen haben bisher 4 oder mehr verschiedene Heime durchlaufen. 7 Jugendliche dieser Gruppe kommen aus Heim A, 6 aus Heim D und 7 aus Heim G.

Gruppe E: Trennungserfahrung oder kürzerer Heimaufenthalt im Alter von 6 – 24 Monaten

Diese Gruppe umfasst nur 5 Jugendliche. 3 dieser Jugendlichen wurden im 2. Lebensjahr von den Kindeseltern der Großmutter zur Betreuung überlassen; einer kam in eine Pflegefamilie, nachdem er im ersten Lebensjahr bei den eigenen Eltern aufgewachsen war, und einer lebte kurzzeitig, im Alter von 9 – 12 Monaten, im Heim. 3 Jugendliche erlebten in den ersten 5 Lebensjahren noch einen weiteren Wechsel. Das Durchschnittsalter dieser Gruppe ist mit 13,5 Jahren relativ niedrig; alle 5 Jungen sind noch schulpflichtig.

Gruppe F: Trennungserfahrungen oder kürzerer Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren

9 Jugendliche wurden dieser Gruppe zugeordnet. 4 von ihnen wuchsen in den ersten Lebensjahren zeitweise bei den Eltern und zeitweise bei den Großeltern auf; 3 Jugendliche kamen von den Eltern oder Großeltern in Pflegefamilien; einer wurde im 6. Lebensjahr für 3 Monate ins Heim eingewiesen, und 2 Jugendliche verbrachten im 3. Lebensjahr kürzere Zeit in einer Klinik. 8 Jugendliche dieser Gruppe haben schon mindestens 3 verschiedene Bezugsgruppen erlebt.

Gruppe G: Bei einer Ersatzfamilie (Großeltern / Pflegefamilie) in den ersten 6 Jahren aufgewachsen

Diese Gruppe umfasst 9 Jugendliche. Davon wuchsen 7 in den ersten Jahren nur bei den Großeltern auf und 2 in Pflegefamilien. Wenn die Jugendlichen in dieser Gruppe auch in den ersten 6 Jahren anscheinend keine Wechselerfahrungen gemacht haben, so haben sie jedoch bis zum 16. Lebensjahr relativ viel verschiedene Bezugsgruppen erlebt: 5 von ihnen wechselten mindestens dreimal die Bezugsgruppe.

Gruppe H: In einer unvollständigen Familie in den ersten 6 Jahren aufgewachsen

Der Gruppe H wurden 11 Jugendliche zugeordnet. 8 Jungen sind in den ersten Jahren bei der Kindesmutter aufgewachsen; zum Teil war die Kindesmutter mit einem anderen Mann als dem leiblichen Vater verheiratet. 2 Jugendliche haben im 6. Lebensjahr den Tod ihrer Mutter erlebt und einer im Alter von 3 Jahren den Tod seines Vaters. Nur 4 Jugendliche dieser Gruppe haben vor der Einweisung in das jetzige Heim einige Zeit entfernt von beiden Elternteilen gelebt, einer von ihnen für 4 Jahre in einer Pflegefamilie und 3 schon in anderen Heimen.

⁷⁴ Von einem Jugendlichen lässt sich annehmen, dass er in der betreffenden Lebenszeit im Heim gelebt hat.

⁷⁵ Diese Jugendlichen haben vielleicht auch in den ersten 2 Lebensjahren längere Zeit im Heim gelebt.

Gruppe I: Scheidung oder Trennung der eigenen Eltern in den ersten 6 Jahren erlebt

6 Jugendliche wurden in ihren ersten 5 Lebensjahren von der Scheidung oder Trennung ihrer Eltern betroffen und konnten danach bei ihrer Mutter weiterleben. Bei 4 Jungen leben die Eltern seit dem Zeitpunkt in Scheidung, als die Jungen noch nicht 3 Jahre alt waren. 5 Jugendliche haben bis zur Einweisung ins jetzige Heim ständig bei der Kindesmutter gelebt; nur einer hat schon mehrere Heime durchlaufen.

Gruppe J: Bei den eigenen Eltern in den ersten 6 Jahren aufgewachsen

Diese Gruppe umfasst alle Jugendlichen, die in den ersten 6 Jahren bei ihren beiden Eltern aufgewachsen sind. Es sind 100 Jugendliche bzw. 48,5 % von den 206 zugeordneten Jugendlichen. 31 Jugendliche dieser Gruppe wurden zum ersten Mal im Alter von 6 – 10 Jahren in ein Heim eingewiesen, 58 Jugendliche im Alter von 11 – 15 Jahren und 11 Jugendliche erst nach Vollendung des 16. Lebensjahres. In dieser Gruppe haben 26 Jugendliche 2 Heime durchlaufen und 8 Jugendliche mehr als 2 Heime. Nur 4 von den 100 Jugendlichen haben einige Zeit bei Großeltern oder Pflegeeltern zugebracht. Allerdings sind die Familienbeziehungen bei den Jugendlichen dieser Gruppe zur Zeit der Untersuchung auch schon zum größten Teil gestört oder zerbrochen: Bei 27 Jungen ist ein Elternteil verstorben, und bei 25 weiteren Jungen leben die Eltern in Trennung oder Scheidung.

Insgesamt wurden 206 Jugendliche also nach ihren frühkindlichen Lebensläufen einer der obigen 10 Gruppen zugeordnet. Von diesen haben schon 66 (32,0 %) in ihren ersten 6 Lebensjahren in Heimen gelebt und 36 (17,5 %) davon wiederum mit Sicherheit in den ersten beiden Lebensjahren. 42 Jugendliche (20,4 %) haben nach dem Ende des 6. Lebensjahres fast nur in Heimen gelebt. Nur 100 Jugendliche (48,5 %) konnten in ihren ersten Jahren in einer intakten eigenen Familie aufwachsen. Konstante Bezugspersonen – ein Elternteil, Großmutter oder Pflegeeltern – konnten in den ersten 6 Jahren 126 Jugendliche (61,2 %) erfahren.

Altersmäßig unterschieden sich die gebildeten 10 Gruppen kaum (vgl. Übersicht D in Anhang II); nur Gruppe E fällt durch einen relativ niedrigen Altersdurchschnitt auf. Während die Jugendlichen mit frühkindlichen Heimaufenthalten schon viele Jahre in Heimen zugebracht haben – durchschnittlich etwa 10 – 11 Jahre –, unterscheiden sich die anderen Gruppen hinsichtlich der Anzahl der Jahre in Heimen kaum, die betreffenden Jugendlichen sind durchschnittlich erst 2 – 3 Jahre in Heimen.

Von den 206 Jugendlichen gehören 116 Jugendliche der Gruppe der „Schüler“ an. 42 von ihnen (36,2 %) besuchen die Sonderschule, 73 (62,9 %) die Volksschule und einer die Realschule. Unter den 25 Schülern, die schon in den ersten 2 Jahren länger in Heimen gelebt haben, befinden sich relativ viel Sonderschüler, 14 an der Zahl (56 %);⁷⁶ dies dürfte jedoch weitgehend auch am Sonderschulstatus der Heimschule von Heim C liegen, die immerhin von 10 dieser Jungen besucht wird.

Bei den 90 Jugendlichen der „Berufstätigen“-Gruppe lassen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den Gruppen hinsichtlich Schulabschluss und Ausbildungsstatus feststellen. Der obige Zusammenhang zwischen niedrigerem schulischen Status und einem Heimaufenthalt in den ersten 2 Jahren wiederholt sich bei den Berufstätigen also nicht.

4.4 Vergleiche der Gruppen nach frühkindlichen Lebensläufen in den GF-Skalen

Zunächst wurden für jeden Jugendlichen die Skalenwerte der 12 Skalen des GF ausgezählt. Dann wurden die Skalenwerte der Jugendlichen in T-Werte (Mittelwert = 50, Standardabweichung = 10) transformiert; jeweils getrennt für die beiden großen Gruppen der „Schüler“ und der „Berufstätigen“.⁷⁷

Beim Vergleich der nach frühkindlichen Lebensläufen gebildeten Gruppen auf der Skalenebene wurden drei methodische Zugänge angewandt:

⁷⁶ Der Zusammenhang zwischen den beiden Faktoren Sonderschule vs. Volksschulbesuch und Heimaufenthalt in den beiden ersten Jahren vs. späterer Heimaufenthalt ist in einer Vierfeldertafel signifikant: $\chi = 4.21$; $p < 5 \%$

⁷⁷ Die T-Werte wurden für die beiden Gruppen getrennt berechnet, da die beiden Gruppen angemessenerweise unterschiedliche „Populationen“ repräsentieren; zugleich sollten durch die getrennte Berechnung Unterschiede zwischen den beiden Gruppen auf der Ebene der T-Werte ausgeglichen werden (vgl. 3.3.1). Für „nicht beantwortete“ Skalenwerte wurde jeweils der Wert 50 eingesetzt.

- univariate statistische Vergleiche der einzelnen Gruppen auf Mittelwertunterschiede in den Skalenwerten der einzelnen Skalen mit Hilfe des nonparametrischen Mann-Whitney-U-Testes (vgl. SIEGEL 1956), wobei ein Signifikanzniveau von 5 % (zweiseitig) angelegt wurde;
- multivariate statistische Vergleiche der Gruppen mit den T-Werten der 9 GF-Skalen, und zwar mit Hilfe von linearen und zum Teil auch nicht-linearen Diskriminanzanalysen;⁷⁸
- graphische Darstellung der Skalenprofile der einzelnen Gruppen auf der Ebene der T-Werte und Interpretation der Profile unter Verwendung statistischer Prüfverfahren (vgl. KRISTOF 1958).⁷⁹

4.4.1 Vergleiche und Darstellungen der Skalenprofile der 10 gebildeten Gruppen

Die 10 Gruppen, die oben nach unterschiedlichen Lebensläufen gebildet wurden (vgl. 4.3), haben zwar zum Teil weniger als 10 Personen, was für statistische Vergleiche als Mindestgröße angesehen wird; aber gegen eine zu frühe Zusammenfassung mehrerer Gruppen, z.B. der Gruppen, denen Jugendliche mit Heimaufenthalt in den ersten 2 oder den ersten 6 Lebensjahren (Gruppen A – D) zugeordnet wurden, spricht die Feststellung, dass sich die verschiedenen, nach frühen Heimaufenthalt gebildeten Gruppen beträchtlich in einzelnen Skalen und Skalenprofilen unterscheiden. Auch bei den Gruppen, wo die Jugendlichen zwar konstante Bezugspersonen in den ersten 6 Lebensjahren erfahren haben (Gruppe G – J), jedoch unterschiedlich in unvollständigen oder gestörten Familienverhältnissen aufgewachsen sind, zeigen sich in einzelnen Gruppen auffällige Skalenprofile, so dass eine Zusammenfassung dieser Gruppen eine differenziertere Analyse unmöglich machte.

Wegen der zum Teil sehr geringen Gruppengrößen wurde auf multivariate Vergleiche der gebildeten 10 Gruppen verzichtet. Die univariaten Prüfungen zwischen den einzelnen Gruppen auf signifikante Skalenunterschiede wurden jedoch durchgeführt.

4.4.1.1 Univariate statistische Vergleiche der Gruppen in den einzelnen Skalen

Die signifikanten Skalenunterschiede zwischen einzelnen Gruppen sind in Übersicht E (in Anhang II) zusammengetragen. Da das Skalenprofil der Gruppe J, d.h. der Gruppe mit den Jugendlichen, die in den ersten 6 Lebensjahren bei ihren Eltern aufgewachsen sind, weitgehend dem durchschnittlichen Profil aller untersuchten Heimjugendlichen entspricht und da die Gruppe J mit 100 Jugendlichen relativ groß ist, sei die Gruppe J als wesentliche Bezugsgruppe für die statistischen Vergleiche betrachtet; d.h. Ausprägungen von Skalen, deren Mittelwerte in einzelnen sich signifikant vom entsprechenden Skalenmittelwert der Gruppe J unterscheiden, werden als spezifisch für die betreffende Gruppe interpretiert. Andere signifikante Skalenunterschiede werden zur zusätzlichen Interpretation der Gruppenprofile herangezogen.

Die Gruppe der Dauerheimkinder (Gruppe A) fällt demnach zunächst durch eine starke Ausprägung der Skala GF-6 und durch eine niedrige Ausprägung von GF-7 auf. Einmal fühlen sich diese Jugendlichen im Vergleich zu anderen Gruppen sozial stark verunsichert, sie geben Sozialangst, Kontaktschwierigkeiten und neurotische Symptome zu (GF-6); andererseits zeigen sie eine geringere Reaktionsbereitschaft gegenüber abwertenden Urteilen von Seiten der Umwelt als andere Gruppen (GF-7), vielleicht weil sie sich sozial so sehr verunsichert und ‚wertlos‘ fühlen, dass sie keine Abwertung mehr spüren. Auch erwähnen sie relativ wenige Störungen in familiären Beziehungen (GF-8).

Dagegen nennen die Jugendlichen, die mindestens 2 Jahre lang seit ihrer Geburt in Heimen gelebt haben und dann oft unstetige und wechselnde Bezugsgruppen erlebt haben (Gruppe B), viel mehr gestörte Familienbeziehungen (GF-8); andererseits geben sie relativ wenig neurotische soziale Störungen wie Sozialangst und Hemmungen zu (GF-6).

Am gestörtsten fühlen sich insgesamt die Jugendlichen, die im ersten Lebensjahr zunächst die An-

⁷⁸ Zur Methode der Diskriminanzanalyse vgl. u.a. VELDMAN (1967). Im Gegensatz zur linearen Diskriminanzanalyse wird bei nichtlinearen Diskriminanzanalysen nicht die Gleichheit der Kovarianzmatrixen der einzelnen Gruppen vorausgesetzt. Die 3 Delinquenz-Skalen wurden nicht in die Diskriminanzanalysen einbezogen, da sie nicht unabhängig von den 9 GF-Skalen sind; sie haben mit diesen gemeinsame Items.

⁷⁹ Die verwandten statistischen Prüfverfahren beruhen auf Konzepten der klassischen Testtheorie, auf denen des Standardmessfehlers und der kritischen Differenz von Testwerten (vgl. GULLIKSEN 1950, LIENERT 1969). Die Berechnungen erfolgten mit dem vom Verfasser selbst geschriebenen Fortran-IV-Programm TESTPR. Im Programm werden die von KRISTOF (1958) angegebenen Größen berechnet.

fänge mitmenschlicher Beziehungen in einer Familie erleben konnten und dann, noch in der sensiblen Phase von 6 – 24 Monaten (vgl. 2.3.1.2), einen Abbruch der Beziehungen durch oft permanente Heimerziehung erfuhren (Gruppe C). Sie fühlen sich im Vergleich zu den anderen Gruppen stark sozial entmutigt (GF-4), von ihrer Umwelt stigmatisiert (Stig), neurotisch gestört und sozial verunsichert (GF-6) und neigen, wohl als Reaktion darauf, zu einer harmonisierenden, konfliktverleugnenden Darstellung ihrer Umweltbeziehungen (GF-9).

Vergleicht man die anderen Gruppen mit der Gruppe J, so fallen insgesamt relativ wenig signifikante Skalenunterschiede auf. Die Gruppe der Jugendlichen, die zwischen dem 3. und 6. Lebensjahr den Wechsel einer Primärgruppe oder einen kurzzeitigen Heimaufenthalt erfahren haben (Gruppe F), neigt relativ wenig zu einer Protesthaltung und zu Betonung von Konflikten mit der Umwelt (Prot). Jugendliche, die in den ersten Lebensjahren bei der Großmutter oder einer Pflegefamilie aufgewachsen sind und hinterher teilweise häufigere Wechsel der Primärgruppe erlebt haben (Gruppe G), geben relativ stark gestörte Familienbeziehungen an (GF-8).

Bei der Gruppe, deren Jugendliche in den ersten 6 Jahren die Scheidung oder Trennung ihrer Eltern erlebt haben (Gruppe I), sind die hohen Skalenwerte in GF-6 und GF-7 auffällig; diese Jugendlichen fühlen sich stärker sozial verunsichert, haben erlebte Konflikte in der Familie mehr neurotisch verinnerlicht (GF-6) und reagieren empfindlicher auf Herabsetzungen von Seiten ihrer Umwelt (GF-7).

4.4.1.2 Interpretation der Skalenprofile der Gruppen

Im Folgenden seien statistische und graphische Auffälligkeiten in den Skalenprofilen der gebildeten 10 Gruppen interpretiert. Die Aussagen über Selbstbildaspekte und Selbstbildstrukturen werden möglichst auf die in der jeweiligen Gruppe vorfindbaren spezifischen Lebensläufen bezogen, um spezifische Selbstbilder mit den jeweiligen biographischen Sozialisationsbedingungen in theoretisch plausible und schon anderenorts festgestellte Zusammenhänge zu bringen. Die Interpretationen bedienen sich zwar statistischer Signifikanzkriterien,⁸⁰ werden jedoch solchen Kriterien nicht völlig unterworfen; vielmehr sind sie an dem Kriterium orientiert, ob sie jeweils theoretisch begründbar sind und sinnvolle Hypothesen für weitere Untersuchungen im Bereich der Sozialisationsforschung liefern können.

Gruppe A

Die Gruppe der Dauerheimkinder weist ein sehr auffälliges, variables und von anderen Gruppen verschiedenes Skalenprofil auf; sie bietet ein relativ zwiespältiges Selbstbild: Einmal stellt sie sich als stark mit Angst besetzt und sozial gehemmt dar (GF-6); abwertende Urteile der eigenen Person gegenüber sind schon mehr verinnerlicht, ins eigene Selbstbild übernommen, die Jugendlichen dieser Gruppe fühlen sich stigmatisiert (Stig); dagegen erscheint die Reaktionsbereitschaft dieser Jugendlichen gegenüber abwertenden Urteilen, das Sich-wehren gegen Stigmatisierungen abgeschwächt (GF-7); eher neigen die Jugendlichen trotz ihrer Sozialangst und Stigmatisierung zu einer mehr harmonisierenden Darstellung ihrer Umweltbeziehungen (GF-8, GF-9). Allerdings sind auch Anzeichen einer Protesthaltung gegenüber der erwachsenen Umwelt zu erkennen, die das Gefühl mangelnden Akzeptiertseins anzeigt (GF-3).⁸¹ Die Dauerheimkinder offenbaren somit weitgehend das Bild sozial gehemmter und stigmatisierter Jugendlicher, die sich an diesen Zustand schon weitgehend gewöhnt haben, Repressionen der Umwelt verinnerlicht haben und sich kaum mehr gegen sie wehren.

Die hier untersuchten Jugendlichen, die von Geburt an in Heimen gelebt haben, entsprechen dem von MATEJCEK & LANGMEIER (1970) aufgezeigten Bild von Jugendlichen, die sich einerseits an die heimspezifische Routine angepasst haben, soziale Bedürfnisse nach Akzeptierung wohl weitgehend zurückschrauben mussten und versuchen, auf Kosten eigener Neurotisierung sozialen Konflikten aus dem Wege zu gehen (höchstens Durchschnittswerte in Skalen, die eine Rebellion gegenüber der Umwelt anzeigen könnten: GF-1, GF-2, Prot). Auch wird die Beschreibung von HORN u.a. (1966) über die von ihm untersuchten Heimjugendlichen bestätigt: Sie strebten stark nach Anpassung, die jedoch oberflächlich blieb sowie Konfliktverleugnung und Abwehr von bedrohlichen Gefühlen enthielt.

⁸⁰ Im vorhergehenden Abschnitt (4.4.1.1) finden sich Aussagen über gruppenspezifische Selbstbildaspekte, die aufgrund signifikanter Skalenunterschiede als weitgehend statistisch gesichert gelten können.

⁸¹ Innerhalb des Skalenprofils erscheint neben den Unterschieden der Skalen GF-6 und GF-7 von vielen anderen Skalen auch der Unterschied zwischen GF-3 und GF-8 signifikant ($p < .05$)

Gruppe B

Die Jugendlichen, die die ersten 2 Lebensjahre in Heimen aufwuchsen und anschließend ziemlich viel Wechselerfahrungen erlebten, äußern gegenüber den Dauerheimkindern nahezu ein konträres Selbstbild: Sie geben sich weniger sozial gehemmt und äußern wenig neurotische Ängstlichkeit (GF-6); dafür zeigen sie sich eher empfindlich gegenüber Herabsetzungen und Abwertungen von anderen (GF-7) und neigen dabei auch zu heftigen und aggressiven Reaktionen gegenüber ihrer Umwelt (GF-2, GF-7). Dabei stellen sie ihre Umweltbeziehungen kritischer und weniger harmonisierend dar (GF-8, GF-9). Diese erscheinen ihnen weniger verlässlich und rufen bei den Jugendlichen eine soziale Unsicherheit hervor, die bei ihnen eher aggressives Ausagieren provoziert und zu Abwehr von neurotisierender Verinnerlichung führt. Ihren Lebensläufen nach mussten die Jugendlichen einmal aufgrund der Heimerziehung in den ersten Jahren die Basiserfahrung einer festen mitmenschlichen Bindung entbehren; weiterhin erlebten sie viele verschiedene Bezugsgruppen, das Moment häufiger Wechselerfahrungen spielt als erfahrene Sozialisationsbedingung bei ihnen eine große Rolle. Dadurch wurde wohl das Grundgefühl einer unsicheren und unvorhersagbaren Umwelt verstärkt provoziert, und zwar noch viel stärker als bei den Dauerheimkindern, die zumindest in der Routine und den Standards des Heimlebens einen wenn auch armseligen Anpassungsrahmen vorfanden.

Auf diese Gruppe trifft relativ gut das von MATEJCEK & LANGMEIER (1970) beschriebene Selbstbild des sozial provozierenden Heimjugendlichen zu, der durch ungehemmtere Aggressivität, Affekthandlungen und Abwehr von Angst- und Schuldgefühlen auffällt. Auch bei dem von BOWLBY (1946) beschriebenen Bild des „affectionless characters“, an den das dargestellte obige Selbstbild Assoziationen weckt, spielten als biographischer Hintergrund häufigere Wechselerfahrungen bei fehlender Grunderfahrung stabiler mitmenschlicher Beziehungen eine besondere Rolle.

Gruppe C

Die Gruppe der Jugendlichen, die zwischen dem 6. und 24. Lebensmonat für länger ins Heim gekommen sind, also in einer besonders wichtigen Phase, wo Kleinkinder sonst mitmenschliche Beziehungen zwar schon wahrgenommen und erfahren haben, wo sich diese Erfahrungen jedoch noch nicht genügend stabilisiert haben, zeigt im Vergleich zu den anderen Gruppen in den Skalen GF-4, GF-6, GF-9, Stig und auch GF-5 relativ hohe Werte: Die Jugendlichen dieser Gruppe fühlen sich also relativ stark sozial entmutigt (GF-4) und von ihrer Umwelt stigmatisiert (Stig). Diese soziale Entmutigung schlägt sich auch in neurotischer Selbstunsicherheit und sozialer Hemmung (GF-6) und in stärkeren Zweifeln an der eigenen Person (GF-5) nieder. Konflikte mit der Umwelt werden also weitgehend verinnerlicht und der eigenen Person zu Lasten geschrieben: die Umweltbeziehungen selbst werden eher konfliktverleugnend und harmonisierend dargestellt (GF-9). In Bezug zu dieser sozialen Belastetheit erscheint eine protestierende und Umweltkonflikte offen zugebende Haltung relativ gering ausgeprägt.⁸² Diese Gruppe erscheint ihrem Selbstbild nach ziemlich stark gestört, insgesamt sogar noch stärker als die Gruppe der Dauerheimkinder: Das Erlebnis der Heimeinweisung in einer frühen Phase von zentraler Bedeutung mit nachfolgend meist langer Heimerziehung – es ist zugleich gekoppelt mit der Erfahrung des plötzlichen Abbruchs einer beginnenden mitmenschlichen Beziehung – hinterlässt selbst wohl kommunizierbare Spuren in der Beziehung zu sich, das Gefühl sozialer Resignation wird stärker erlebt und ausgedrückt.

Diese Gruppe weist relativ deutlich in ihrem Selbstbild die langjährige Heimkindern häufiger zugeschriebenen Merkmale sozialer Apathie, Resignation und Zurückgezogenheit auf (GOLDFARB 1943c, Typ „soziale Hypoaktivität“ von MATEJCEK/LANMEIER 1970).

Gruppe D

Die Gruppe der Jugendlichen, die im Alter von 2 – 5 Jahren länger im Heim gelebt haben und meist seit diesem Alter nicht mehr aus Heimerziehung entlassen wurden, ist etwas größer als die vorhergehenden Gruppen und weist insgesamt ein wenig auffälliges, im Rahmen der Heimjugendlichen eher durchschnittliches Bild auf. Etwas auffällig ist die herabgesetzte Reaktionsbereitschaft dieser Jugendlichen gegenüber abwertenden Urteilen anderer (G-7) und die geringere Ausprägung eines Strebens nach Selbstständigkeit und Anerkennung, verbunden mit einer geringeren Protesthaltung gegenüber der erwachsenen Umwelt (GF-3). Demgegenüber erscheint die Bereitschaft zu aggressiver Durchset-

⁸² Innerhalb des Profils sind die Unterschiede der Skalen GF-1 bis GF-3 von den Skalen GF-4 und GF-6 statistisch signifikant und ebenso der Unterschied zwischen der Stig- und der Prot-Skala.

zung in der Peergruppe und der Drang nach Aufregung (GF-2) etwas erhöht,⁸³ vielleicht als Kompensation zur relativen Passivität gegenüber Einflüssen von Seiten der Erwachsenen. Dieses Selbstbild spiegelt die Erfahrung der Machtlosigkeit gegenüber der Erwachsenenwelt, gegenüber der Heimroutine und den einengenden und entindividualisierenden Lebensbedingungen, wie sie in Heimen als totalen Institutionen oft anzutreffen sind (vgl. THIERSCH 1973, S. 60f), eine Erfahrung, die nach eigenen Beobachtungen bei langjährigen Heimkindern zu ausgeprägten kompensatorischen Durchsetzungsbestrebungen gegenüber Altersgenossen führen kann.

Gruppe E

Die Gruppe der Jugendlichen, die zwischen dem 6. und 24. Lebensmonat eine Trennung von ihrer ersten Primärgruppe erfahren haben, ist mit 5 Personen sehr klein und weist einmal ein ziemlich mittelmäßiges und den Mittelwerten nach wenig variables Skalenprofil auf; andererseits erscheint die Gruppe in sich wenig homogen, betrachtet man einmal die hohen Streuungen in den Skalen (vgl. Tabelle B, Anhang VI). Auf weitere Aussagen zum Selbstbild dieser Gruppe wird deshalb verzichtet.

Gruppe F

Die Jugendlichen mit einer Trennung von ihrer ersten Primärgruppe im Alter von 2 – 5 Jahren weisen insgesamt in 7 von 12 Skalen die niedrigsten Werte von allen 10 gebildeten Gruppen auf; dagegen haben sie in GF-9 einen relativ hohen Wert⁸⁴: Die Jugendlichen offenbaren wenig Protesthaltungen (GF-1, Prot), äußern ein wenig von neurotischer Selbstunsicherheit geprägtes Verhältnis zu sich selbst (GF-5, GF-6) und stellen ihre Umweltbeziehungen mehr konfliktverleugnend, harmonistisch dar (GF-9). Einmal erscheinen diese Jugendlichen also als relativ gut angepasst; ihrem Selbstbild nach könnte man meinen, ihre Sozialisation sei konfliktfreier und weniger negativ auffällig als die der meisten Heimjugendlichen verlaufen. Die Meinung von Autoren, nach denen frühe Trennungserfahrungen kaum langfristig negative Auswirkungen haben (LEWIS 1954, STOTT 1956), wird dem ersten Blick nach anscheinend bestätigt. Andererseits aber lässt sich vermuten, dass ein wechselhafterer Lebenslauf – 6 von 9 Jugendlichen erlebten zwischen der frühen Trennung und der letzten Heimeinweisung mindestens noch einen Wechsel ihrer Bezugsgruppe – kaum ohne negative Nachwirkungen geblieben sein dürfte; bei 6 Jugendlichen ist zudem von abweichendem oder auch frühkriminellm Verhalten berichtet. Berücksichtigt man auch den relativ erhöhten Wert bei GF-9, so ist eher anzunehmen, dass die Jugendlichen sich betont angepasst, ja überangepasst darstellen wollen und soziale Konflikte eher verleugnen. Es sei hier auf die Beobachtungen von BURLINGHAM & FREUD (1949) verwiesen, nach denen 3-5-jährige Kinder eine Trennung von den Eltern leicht als Bestrafung empfinden, verstärkte Schuldgefühle bekommen und sich oft besonders folgsam verhalten (vgl. 2.1.3.3).

Gruppe G

Die Gruppe der Jugendlichen, die in den ersten Lebensjahren bei ihrer Großmutter oder in Pflegefamilien aufgewachsen sind, gibt weitaus am stärksten gestörte familiäre Beziehungen zu (GF-8). Die Jugendlichen konnten zwar in den ersten 6 Jahren konstante Bezugspersonen erleben, jedoch nicht in der eigenen Familie, und mussten später relativ viel Wechselerfahrungen durchmachen. Demnach spricht ein hoher Wert auf der Skala GF-8 mehr für eine bewusste und in späteren Kindheitsjahren gemachte Erfahrung gestörter familiärer Beziehungen. Der Verlaufsgestalt des ganzen Profils nach unterscheidet sich diese Gruppe deutlich von allen vier Gruppen mit Jugendlichen, die frühe und langjährige Heimaufenthalte erlebt haben. Die Äußerung von Erfahrungen gestörter familiärer Beziehungen steht in Zusammenhang mit einer etwas stärkeren Protesthaltung gegenüber der Erwachsenenwelt auf der Grundlage mangelnder Erfahrungen von Anerkennung (GF-3, Prot); andererseits scheinen die Erfahrungen familiärer Störungen so weit bewusst reflektiert zu sein, dass sie sich weniger neurotisierend und angstfördernd niedergeschlagen haben (GF-5, GF-6, GF-7).

⁸³ Innerhalb des Profils ist der Unterschied von GF-2 zu den Skalen GF-3 und GF-7 jeweils statistisch signifikant.

⁸⁴ GF-9 unterscheidet sich innerhalb des Profils statistisch signifikant von mehreren anderen Skalen.

Gruppe H

Die Gruppe der Jugendlichen, die in den ersten 6 Lebensjahren nur bei der Kindesmutter aufgewachsen sind oder den Tod eines Elternteils erlebt haben, zeigt insgesamt ein mittelmäßiges, weniger auffälliges und nach statistischen Kriterien kaum interpretierbares Skalenprofil. Dennoch seien die Skalen, die innerhalb des Profils die extremsten Werte aufweisen, interpretativ hervorgehoben. Bei der Gruppe lassen sich Zweifel an sich selbst und Einsamkeitsgefühle (GF-5) und eine größere Empfindlichkeit gegenüber Abwertungen von Seiten der Umwelt (GF-7) hervorheben neben einer geringeren Protesthaltung gegenüber der Familie und der erwachsenen Umwelt (GF-3, GF-8). Die frühe Erfahrung einer unvollständigen Familie könnte demnach die Bereitschaft erhöhen, auftauchende Probleme und Konflikte mehr bei sich selbst, unter der Gefahr größerer Isolierung, zu bearbeiten und die Familie vor ihnen zu verschonen.

Gruppe I

Die Gruppe der Jugendlichen, die in der frühen Kindheit Scheidung oder Trennung ihrer Eltern erlebt haben und weiter bei der Kindesmutter aufgewachsen sind, ist zwar mit 6 Jugendlichen sehr klein, sie weist aber das auffälligste Skalenprofil von allen 10 Gruppen auf, auffällig in der Distanz zu anderen Profilen und in seiner Verlaufsgestalt; außerdem scheint die Gruppe in sich relativ homogen zu sein, berücksichtigt man die niedrigen Streuungen in den Skalen (vgl. Tabelle B, Anhang VI). Die Jugendlichen dieser Gruppe stellen sich einmal stark selbst verunsichert dar: Sie zweifeln mehr an der eigenen Person (GF-5), zeigen eine hohe neurotische Angstbereitschaft (GF-6) und reagieren sehr empfindlich auf eventuelle Abwertungen von Anderen (GF-7). Weiterhin leben sie stärker in einer Protesthaltung gegenüber der allgemeinen Umwelt (GF-1, GF-3, Prot) und fühlen sich zugleich mehr stigmatisiert (Stig). Außerdem neigen sie sehr wenig zu einer harmonisierenden Darstellung ihre Umweltbeziehungen, vielmehr erscheint eine starke Sensibilität für Konflikte bei ihnen vorhanden (GF-9). Diese erhöhte Konfliktsensibilität liegt sicher auch der erhöhten Bereitschaft zugrunde, Konflikte mit der Umwelt und der eigenen Person wahrzunehmen und zu äußern. Die Tendenz zur Verinnerlichung von Konflikten erscheint bei diesen Jugendlichen jedoch stärker als die Tendenz, offener zu protestieren und Konflikte eventuell nach außen auszuagieren (GF-2).⁸⁵ Die Jugendlichen haben wahrscheinlich schon früh starke familiäre Spannungen und Störungen erlebt, deren Konsequenz erst die Scheidung ihrer Eltern war. Die familiären Störungen werden jedoch relativ wenig als solche thematisiert (GF-8), wohl weil sie zu früh erlebt wurden, vielmehr provozieren solche Früherfahrungen wohl ein erhöhtes, mehr diffuses und zu Neurotisierungen tendierendes Konfliktbewusstsein in der Beziehung zu sich selbst und zur Umwelt. Ein Zusammenhang zwischen frühen Erfahrungen gestörter familiärer Beziehungen und verstärkten neurotischen Tendenzen scheint durch das Selbstbild dieser Gruppe bestätigt zu werden.

Gruppe J

Die große Gruppe der Jugendlichen, die in den ersten Jahren bei ihren Eltern aufgewachsen sind, zeigt ein relativ ausgeglichenes und wenig auffälliges Skalenprofil, wohl vorwiegend bedingt durch die Gruppengröße;⁸⁶ diese Gruppe entspricht eben weitgehend dem Durchschnitt aller untersuchten Heimjugendlichen. In Bezug auf die Gruppengröße lassen sich jedoch die relativ niedrigen Skalenergebnisse bei GF-4, Stig und eventuelle auch bei GF-8 hervorheben: Jugendliche, die in der frühen Kindheit bei ihren Eltern aufwachsen konnten, fühlen sich weniger sozial entmutigt und stigmatisiert und sehen auch etwas weniger Anlass, auf Störungen in familiären Beziehungen hinzuweisen. Das langjährige Aufwachsen in der vollständigen eigenen Familie äußert sich also auch auf der Ebene des sozialen Selbstbildes relativ positiv: Es verleiht den Jugendlichen etwas größere soziale Sicherheit.

Überblickt man noch einmal die Skalenprofile der 10 Gruppen, so lässt sich zunächst festhalten, dass einige Gruppen, die Gruppen A, B, C, F, G und I doch sehr auffällige Profile aufweisen. Bei der Interpretation der Skalenprofile sowohl der Jugendlichen, die schon in oder seit ihren ersten beiden Lebensjahren in Heimen leben (Gruppe A – C), als auch der Jugendlichen, die schon relativ früh andere Trennungen erfahren haben (Gruppe F), lassen sich sinnvolle Bezüge zu Beobachtungen anderer Forscher aufzeigen; im Zusammenhang mit den spezifischen biographischen Lebensläufen erschei-

⁸⁵ Die Skalen GF-9 und GF-2 unterscheiden sich im Profil statistisch signifikant von den anderen Skalen.

⁸⁶ Die kleineren Gruppen, die aus dieser Gruppe als parallelisierte Gruppen zu den anderen Gruppen zusammengestellt sind, zeigen allgemein ein viel auffälligeres Skalenprofil.

nen theoretisch plausible Interpretationen möglich.

Beim Vergleich der drei Gruppen von Jugendlichen, die die ersten 2 Lebensjahre ganz oder zeitweise in Heimen aufgewachsen sind, fallen doch recht unterschiedliche Profile auf: Für die Auswirkungen dieser frühesten Heimerziehung spielt es offensichtlich eine große Rolle, ob Jugendliche ihre ganze Kindheit in Heimen verbringen oder ob sie nach frühen Heimaufenthalten in unstetige Familienverhältnisse kommen und häufige Wechselerfahrungen außerhalb der Heime durchmachen. Auch scheint die Erfahrung eines Abbruchs von Beziehungen in der sensitiven Phase zwischen dem 6. und 24. Lebensmonat nicht ohne besondere Spuren zu bleiben. Vergleicht man die beiden Gruppen C und B in ihren Lebensläufen und ihrem Selbstbild miteinander – die Jugendlichen der Gruppe C haben eher seit ihrem 2. Lebensjahr permanent in Heimen gelebt, und die der Gruppe B haben nach frühem Heimaufenthalt eher unstete Familienverhältnisse erfahren –, so ist Selbstunsicherheit (GF-6) und das Gefühl, stigmatisiert zu sein (Stig), anscheinend mehr mit einer langen Dauer von Heimerziehung von früh an als mit ihrem Beginn von Geburt an verbunden. Bei einem Vergleich der Skalenprofile zu den 3 Delinquenz-Skalen fällt eine weitere Besonderheit auf: Alle Gruppen, deren Jugendliche schon in den ersten 6 Lebensjahren und meist langjährig in Heimen gelebt haben (Gruppen A - D), haben bei den 3 Delinquenz-Skalen den höchsten Wert in der Stig-Skala; bei den meisten anderen Gruppen ist dagegen die Ausprägung auf der Stig-Skala geringer als die bei der SF- und der Prot-Skala. Frühe und langjährige Heimerziehung fördert demnach vor allem das Gefühl der Stigmatisierung; eine Definition als Außenseiter in der Gesellschaft ist von den betreffenden Jugendlichen verstärkt ins eigene Selbstbild übernommen worden.

4.4.2 Multivariate Vergleiche bei 6 größeren Gruppen frühkindlicher Lebensläufe

Da bei der Einteilung in 10 unterschiedliche Gruppen nach frühkindlichen Lebensläufen mehreren Gruppen weniger als 10 Jugendliche zugeordnet waren, wurden für multivariate Vergleiche einige der 10 Gruppen, wie geplant (vgl. 3.3.1) zu größeren zusammengefasst. Aus der gesamten Stichprobe der Heimjugendlichen ergaben sich dann folgende 6 Gruppen:

Gruppe A: Dauerheimkinder, N = 17

Gruppe B – C: längerer Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren, N = 30

Gruppe D: Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren für mindestens 6 Monate, N = 30

Gruppe E – F: Trennungserfahrung in den ersten 6 Lebensjahren, N = 14

Gruppe G – I: in unvollständiger, zerbrochener Familie oder Ersatzfamilie aufgewachsen, N = 26

Gruppe J: bei den Kindeseltern aufgewachsen, N = 100

Bei den univariaten Vergleichen der 6 neuen Gruppen in den einzelnen Skalen (vgl. Übersicht G in Anhang II) ist die Anzahl signifikanter Skalenunterschiede gegenüber dem Vergleich der 10 Gruppen relativ zurückgegangen; auch sind die Skalenprofile der zusammengefassten Gruppen insgesamt viel weniger auffällig als die der vorherigen Einzelgruppen (vgl. Übersicht I in Anhang II). Je kleiner und je biographisch differenzierter die Gruppen gebildet wurden, desto mehr Mittelwertunterschiede waren also signifikant, und desto auffälligere Skalenprofile traten auf. Unterschiedliche frühe Lebensereignisse spielen demnach also anscheinend eine entscheidende Rolle für verschiedene Selbstbilder.⁸⁷

Nachfolgenden werden die Ergebnisse des multivariaten Vergleichs der 6 Gruppen mit Hilfe von Diskriminanzanalysen interpretiert. Beim multivariaten Paarvergleich der Gruppen auf Grundlage der T-Werte der Skalen GF-1 bis GF-9 zeigt nur Gruppe A, also die Gruppe der Dauerheimkinder, signifikante Unterschiede gegenüber anderen Gruppen, und zwar gegenüber den Gruppen B–C, G-I und J. In der linearen Diskriminanzanalyse mit den 9 GF-Skalen fällt der Test auf Unterschiedlichkeit aller Gruppen (Wilk's Lambda) nicht signifikant aus. Demnach wären bei dieser Diskriminanzanalyse also keine besonders interpretierbaren Ergebnisse zu erwarten. Der Eigenwert der 1. Diskriminanzfunktion unterschreitet jedoch das Signifikanzniveau von 5 %, die 1. Diskriminanzfunktion kann also interpretiert werden: Sie korreliert besonders mit den Skalen GF-7, GF-6 und GF-8, mit GF-6 negativ, und sie trennt ihren Gruppenzentroiden nach vor allem die Gruppe A von den anderen Gruppen. In

⁸⁷ Die zahlreicheren signifikanten Unterschiede könnten auch darauf zurückzuführen sein, dass bei kleineren Gruppen unkontrollierte, nicht zufallsverteilte Einflüsse eher zu signifikanten Unterschieden führen.

der diskriminanzanalytischen Klassifikationsmatrix werden nur bei der Gruppe A über 50 % ihrer Mitglieder richtig zugeordnet, die Anzahl der richtigen Zuordnungen überschreitet bei den anderen Gruppen kaum die Zufallserwartung. Führt man eine lineare Diskriminanzanalyse nur mit den Skalen GF-6 bis GF-8 durch, also den Skalen, die einzig mit der einen Diskriminanzfunktion bedeutsam korrelieren, so fällt der Test auf Unterschiedlichkeit aller Gruppen auch signifikant aus. Bei multivariaten Paarvergleichen der Gruppen mit diesen drei Skalen unterscheidet sich wiederum nur Gruppe A von den anderen Gruppen, diesmal aber noch stärker, als wenn alle 9 GF-Skalen hingezogen werden. Das Ergebnis der linearen Diskriminanzanalyse lässt sich so zusammenfassen:

Die Gruppe der Dauerheimkinder (Gruppe A) unterscheidet sich signifikant von den anderen Gruppen durch einen hohen Wert auf GF-6 und niedrige Werte auf GF-7 und GF-8. Das Syndrom hoher sozialer, neurotisch relevanter Selbstunsicherheit mit geringer Abwehrhaltung gegenüber sozialer Geringschätzung und geringerer Kritikbereitschaft gegenüber der Umwelt bei den Dauerheimkindern (vgl. 4.4.1.2) fand eine statistische Bestätigung in Diskriminanzanalysen.⁸⁸

4.4.3 Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe bei „Schülern“ und „Berufstätigen“

Bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ wurden jeweils 5 Gruppen nach frühkindlichen Lebensläufen gebildet, und zwar in engem Zusammenhang mit der Einteilung in 6 Gruppen aus der gesamten Stichprobe. Die Gruppe A wurde noch zu den Gruppen B und C hinzugenommen, da der frühe Heimaufenthalt in oder seit den ersten zwei Lebensjahren diesen drei Gruppen gemeinsam ist.⁸⁹ So ergaben sich bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ folgende Gruppen:

		Anzahl bei	
		„Sch“	„Ber“
Gruppe A-C:	längerer Heimaufenthalt in oder seit den ersten 2 Lebensjahren	25	11
Gruppe D:	längerer Heimaufenthalt im Alter von 2-5 Jahren	19	11
Gruppe E-F:	Trennungserfahrung in den ersten 6 Lebensjahren	9	5
Gruppe G-I:	in unvollständiger, gestörter Familie oder Ersatzfamilie aufgewachsen	13	13
Gruppe J:	bei den eigenen Eltern aufgewachsen	52	48

Nach der Bildung der Untergruppen wurden die drei dargestellten methodischen Zugänge angewandt (vgl. 4.4), um Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe bei den „Schülern“ und den „Berufstätigen“ festzustellen. Da bei beiden größeren Gruppen die Untergruppen E - F wiederum weniger als 10 Jugendliche umfassten, wurden sie zwar zu univariaten Vergleichen herangezogen, und ihre Skalenprofile wurden mit interpretiert, aus multivariaten Vergleichen wurden sie aber ausgeschlossen. Die Ergebnisse der univariaten Mittelwertvergleiche, der Diskriminanzanalysen und der statistischen Prüfungen der Skalenprofile sind in den Übersichten J und K dargestellt (Anhang III).

Vergleicht man in den Ergebnisse, wie sich unterschiedliche frühkindliche Lebensläufe bei „Schülern“ und „Berufstätigen“ ausgewirkt haben, so lassen sich zunächst zwei Momente festhalten:

- Die Untergruppen der „Berufstätigen“ weisen auffälliger Skalenprofile auf als die der „Schüler“.⁹⁰ Unterschiedliche frühkindliche Lebensläufe scheinen demnach bei den „Berufstätigen“ viel prägnantere Auswirkungen auf der Selbstbildebene zu haben als bei den „Schülern“. Die berufstätigen

⁸⁸ Nur die Gruppe A, die nicht mit anderen zusammengefasst wurde, unterschied sich signifikant von anderen. Vorher wirkten aber auch die Profile der Gruppen B und C sehr spezifisch. Zur Prüfung dieses Eindrucks wurde eine lineare Diskriminanzanalyse mit den 9 Skalen für die vier Gruppen A – D durchgeführt, deren Jugendliche in den ersten 6 Lebensjahren schon in Heimerziehung waren. Die Gruppen ließen sich insgesamt signifikant unterscheiden mit folgenden richtigen Zuordnungen: Gruppe A: 8 von 17 = 47 %; Gruppe B: 8 von 10 = 80 %; Gruppe C: 6 von 9 = 67 %; Gruppe D: 13 von 30 = 43 %; insgesamt 35 richtige Zuordnung von 66 = 53 %.

⁸⁹ Die Zusammenfassung der relativ eigenständigen Gruppen A, B und C könnte zwar zu einer weniger deutlichen Unterscheidbarkeit der Gruppen führen, sie wurde jedoch vorgenommen, um bei „Schülern“ und „Berufstätigen“ genügend große Gruppen mit gleichartigen frühkindlichen Lebensläufen zu konstituieren.

⁹⁰ Bei den univariaten Mittelwertvergleichen der Gruppen in den einzelnen Skalen weisen die „Berufstätigen“ doppelt soviel signifikante Skalenunterschiede auf. Mit der linearen Diskriminanzanalyse konnten nur bei den „Berufstätigen“ signifikante Ergebnisse erzielt werden. Auch den statistischen Prüfverfahren nach erscheinen die Skalenprofile der einzelnen Gruppen bei den „Berufstätigen“ viel auffälliger und gruppenspezifischer.

Jugendlichen sind älter, sie stehen entwicklungspsychologisch mehr in der Pubertät, und sie werden im Berufsalltag, im Arbeitsleben stärker mit Umwelterwartungen konfrontiert. Diese Faktoren mögen dazu führen, dass sie insgesamt ein eigenständigeres, ausgeprägteres Selbstbild haben: Sie setzen sich wohl im Bewusstsein stärker damit auseinander, wie biographische Früherfahrungen ihren gesamten Lebenslauf und damit auch ihre Stellung in der Umwelt bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt gesteuert haben. Dagegen sind die untersuchten „Schüler“ häufig schon länger im Heim und besuchen oft auch eine Heimschule, sie haben sich vielleicht schon mehr an einen nivellierenden Heimstandard angepasst, und frühe Lebenserfahrungen scheinen dagegen bei ihnen auf der Selbstbildebene geringere Auswirkungen zu hinterlassen.

- Einige gemeinsame Auswirkungen spezifischer frühkindlicher Lebensläufe lassen sich bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ feststellen, aber stärker sind unterschiedliche Auswirkungen ausgeprägt (vgl. 4.4.3.4). Gleichartige frühe Lebenserfahrungen haben also nicht unbedingt auch gleichartige Auswirkungen; vielmehr spielen gegenwärtige Lebensbedingungen wie Alter, gesellschaftlicher Status in Bezug auf Ausbildung und Berufsleben eine starke Rolle. Spezifische Auswirkungen auf der Selbstbildebene beruhen also auf einer Wechselwirkung von frühen biographische Bedingungen, dadurch verursachten weiteren Lebensläufen und gegenwärtigen Lebensbedingungen. Will man die einzelnen Bedingungelemente mal gewichten, so müsste die Rolle der gegenwärtigen Lebensbedingungen wohl stärker hervorgehoben werden.

4.4.3.1 Univariate statistische Vergleiche der Gruppen in den einzelnen Skalen

Zunächst seien Skalenunterschiede der einzelnen Gruppen zu den Gruppen J, also zu den Jugendlichen, die in einer relativ intakten Familie aufwachsen konnten, dargestellt. Bei den „Schülern“ fördert demnach eine schon in den ersten 2 Lebensjahren erlebte Heimerziehung (Gruppe A-C) eine kritischere und konfliktbetontere Darstellung erlebter Familienbeziehungen (GF-8). Berufstätige Jugendliche mit einer so frühen Heimerziehung fühlen sich demgegenüber stärker sozial entmutigt, eine Resignation in Bezug auf eigene Möglichkeiten, in der Umwelt weiterzukommen, was sich sicherlich auch auf den beruflichen Status bezieht, scheint bei ihnen stärker ausgeprägt zu sein (GF-4).

Gleichlaufende signifikante Skalenunterschiede sind bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ nicht vorhanden; vielmehr zeigen sich gegenläufige Unterschiede in Bezug auf die Skala GF-9, und zwar bei den jeweiligen Gruppen D und G-I: Während die „Schüler“, die in einer unvollständigen, gestörten oder einer Ersatzfamilie aufgewachsen sind (Gruppe G-I), anscheinend etwas mehr zu harmonisierenden Darstellungen ihrer Umweltbeziehungen neigen, trifft für die „Berufstätigen“ mit ähnlichen Früherfahrungen nahezu das Gegenteil zu: Sie fallen stark dadurch auf, dass sie ihre Umweltbeziehungen kaum konfliktfrei, viel unverblümter darstellen. Die „Schüler“, die im Alter von 2 – 5 Jahren für längere Zeit ins Heim gekommen sind, stellen dagegen ihre Umweltbeziehungen viel kritischer dar, während die entsprechenden berufstätigen Jugendlichen mehr zu Harmonisierungen neigen und weniger Protesthaltungen gegenüber der Erwachsenenwelt äußern (GF-3).

Bei den berufstätigen Jugendlichen, die in den ersten Lebensjahren vor allem unvollständige und gestörte Familienverhältnisse erlebt haben (Gruppe G-I), fallen neben allgemein niedrigen Werten bei GF-9 erhöhte Werte in der Prot-Skala auf, zumindest gegenüber der Gruppe J: Diese Jugendlichen stellen ihre Umweltbeziehungen eher konfliktbetont dar.

4.4.3.2 Multivariate Vergleiche der Gruppen

Bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ wurde jeweils eine lineare Diskriminanzanalyse mit den T-Werten der 9 GF-Skalen durchgeführt, und zwar jeweils mit den 4 Gruppen A-C, D, G-I und J. Die Diskriminanzanalyse bei den „Schülern“ ergab keinerlei signifikante Ergebnisse; nur das Skalenprofil der Gruppe D scheint der Anzahl richtiger Zuordnungen in der Klassifikationsmatrix nach etwas spezifischer zu sein als das der anderen Gruppen.

Mit der Diskriminanzanalyse bei den „Berufstätigen“ lassen sich die 4 Untergruppen fast signifikant trennen (vgl. Wilk's Lambda, $p = .053$). Der Eigenwert der 1. Diskriminanzfunktion erweist sich als sehr signifikant ($p < .01$); diese Diskriminanzfunktion korreliert besonders hoch mit GF-9 (negativ), GF-3 und GF-8, weiterhin auch sehr signifikant mit GF-4, GF-2 und GF-7; sie lässt sich interpretieren als ein Selbstbildsyndrom mit einer kritischen, konfliktreichen Darstellung erlebter Beziehungen zur familiären und erwachsenen Umwelt, verbunden auch mit erhöhter sozialer Entmutigung, höherer

Empfindlichkeit gegenüber Abwertungen aus der Umwelt und höherer Bereitschaft zu einem mit delinquenten Handlungen durchsetzten pubertären Protest. Diese Diskriminanzfunktion trennt ihren Gruppenzentroiden und den multivariaten Paarvergleichen der Gruppen nach besonders die Gruppe D (niedrige Werte) von den Gruppen A-C und G-I. Die Gruppe der berufstätigen Jugendlichen, die im Alter von 2 – 5 Jahren für länger ins Heim gekommen sind, stellt also demnach ihre Beziehungen zur familiären und erwachsenen Umwelt relativ konfliktfrei und harmonisierend dar. Dagegen trifft besonders für die Gruppe G-I, also für die Jugendlichen aus unvollständigen, gestörten Familien oder Ersatzfamilien das Gegenteil zu: Aus ihren biographischen Erfahrungen sind sie zu einer betont kritischen und protestierenden Haltung gegenüber den „signifikanten Anderen“ bzw. gegenüber ‚Sozialisationsinstanzen‘ gekommen.

4.4.3.3 Interpretation der Skalenprofile der einzelnen Gruppen

Nachfolgend werden die Skalenprofile der einzelnen Gruppen bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ interpretiert, wobei die Gruppe J jeweils wegen ihres kaum auffälligen Skalenprofils aus dieser Einzelinterpretation ausgenommen wird.

Profilinterpretation für die Gruppen der „Schüler“

Gruppe A-C

Wenn auch das Profil der Jugendlichen mit Heimaufenthalt in den ersten 2 Lebensjahren insgesamt wenig auffällig ist, so lassen sich doch einige Merkmale herausheben: Die Jugendlichen neigen stärker zu einer Harmonisierung ihrer sozialen Beziehungen (GF-9); gegenüber Jugendlichen mit relativ intakten Familienerfahrungen in der Frühkindheit (Gruppe J) weisen sie aber stärker auf gestörte familiäre Beziehungen hin (GF-8, vgl. Übersicht J,a in Anhang II). In den Skalen GF-6 und Stig⁹¹ haben sie die höchsten Werte von allen Gruppen: Sie empfinden also Selbstunsicherheit, soziale Ängste, Kontaktschwierigkeiten und Stigmatisierungsgefühle etwas stärker als die anderen Jugendlichen. Am ehesten lässt sich dieses Skalenprofil mit dem der Gruppe C aus der gesamten Stichprobe der Heimjugendlichen vergleichen; es fällt aber weniger prägnant aus als das dortige.

Gruppe D

Die schulpflichtigen Jugendlichen, die schon in oder seit dem Alter von 2 - 5 Jahren in Heimen gelebt haben, verleugnen Konflikte mit der Umwelt nicht (GF-9); viel eher zeigen sie eine Protesthaltung gegenüber den institutionellen Instanzen Polizei und Heim und den durch sie erfahrenen Einschränkungen (GF-1). Diese Haltung der Jugendlichen lässt sich einmal gut verstehen aus ihrem Lebenslauf: Sie haben meist schon lange Jahre Heimerziehung hinter sich, und Heimerziehung bedeutet in der Regel vor allem die Erfahrung institutionell verordneter Einschränkungen individueller Freizeitspielräume, wobei diese Einschränkungen von den Heimen selbst und den einweisenden Behörden – in den Augen der Jugendlichen gehört dazu vor allem auch die Polizei – ausgehen. Weiterhin leben die untersuchten Schüler zum Großteil gerade in der vorpubertären und pubertären Entwicklungsphase, wo das Austesten individuelle Möglichkeiten und Freiheiten und der Protest gegen unnötig empfundene Einschränkungen eine große Rolle spielen (vgl. AUSUBEL 1968). Zweifel um die eigene Person und Ängste (GF-5 bis GF-7) erscheinen gegenüber dieser Protesthaltung relativ gering ausgeprägt;⁹² soziale Konflikte werden also weniger der eigenen Person zugeschrieben, vielmehr rufen sie Proteste gegenüber der erfahrenen Umwelt hervor.

Gruppe E-F

Die Jugendlichen im schulpflichtigen Alter, die in den ersten 6 Lebensjahren eine oder mehrere Trennungen von der ersten Primärgruppe ohne längere Heimerziehung erfahren haben, zeigen – ähnlich wie die Gruppe F der gesamten Stichprobe – ein durch viele niedrige Skalenwerte gekennzeichnetes Profil. Vor allem geben sie sich wenig sozial entmutigt (GF -4), fühlen sich wenig stigmatisiert (Stig), zeigen geringe Angst um die eigene Person in Bezug auf Abwertungen von Anderen (GF-7) und sehen sich weniger zu einer konfliktbetonten (GF-9) und protestierenden Haltung (Prot) veranlasst. Es könnte sein, dass diese relativ positive Darstellung der Beziehungen zur allgemeinen Umwelt auf ei-

⁹¹ Zwischen der SF- und der Stig-Skala besteht innerhalb des Profils ein signifikanter Unterschied.

⁹² Die Skalenwerte von GF-5, GF-6 und GF7 unterscheiden sich innerhalb des Profils signifikant von dem der Skala GF-1.

ner Angst beruht, die Gunst der Umwelt zu verlieren; im Hintergrund mag vielleicht eine latente Trennungsangst (vgl. AINSWORTH 1962, Yarrow 1964) bestehen, durch die vor allem solche Bemühungen stimuliert werden, mit denen man sich das Wohlwollen der Umwelt erhalten will.

Gruppe G-I

Die schulpflichtigen Jugendlichen, die unvollständigen, gestörten Familien oder Ersatzfamilien entstammen, harmonisieren in der Darstellung vor allem ihre erlebten sozialen Beziehungen (GF-9) und neigen wenig zu einer konfliktbetonten, protestierenden Haltung gegenüber der Umwelt (Prot). Außerdem hat die Gruppe den höchsten Wert von allen Gruppen in GF-5.: Die betreffenden Jugendlichen zweifeln stärker an der eigenen Person, fühlen sich isoliert. Die Jugendlichen haben ihre unstabileren, negativeren Familienerfahrungen relativ stark verinnerlicht und schreiben sie mehr der eigenen Person zu Lasten anstatt der Umwelt oder den familiären Beziehungen selbst. Diese Haltung könnte verursacht sein durch eine starke Sehnsucht nach einer heilen Familie; reale Erfahrungen, die dieser Sehnsucht im Wege stehen, führen zu Zweifeln an der eigenen Person und Einsamkeitsgefühlen. Hier sei auf die Beobachtungen von PRINGLE & BOSSIO (1958a) verwiesen, nach denen Heimkinder sich zu den Eltern zurücksehnen, die eigene Familie deshalb eher idealisieren und die Heimeinweisung selbst als Strafe empfinden und sich Schuldvorwürfe machen. Wenn bei diesen Jugendlichen die Heimeinweisung auch nicht direkt auf die schon frühe Erfahrung der unvollständigen Familie erfolgte, so war sie doch sicher durch die Unvollständigkeit der eigenen Familie mitbedingt.

Profilinterpretation für die Gruppen der „Berufstätigen“:

Gruppe A-C

Die Jugendlichen, die in oder seit den ersten 2 Lebensjahren in Heimen gelebt haben, erscheinen ihrem Selbstbild nach stark sozial entmutigt (GF-4), sie fühlen sich als soziale Außenseiter definiert (Stig) und fühlen sich selbst ziemlich verunsichert, mit Ängsten besetzt und kontaktgestört (GF-6). Dieses Selbstbild gleicht weitgehend dem der Gruppe C der gesamten Stichprobe, allerdings mit dem einen Unterschied, dass die berufstätigen Jugendlichen ihre sozialen Beziehungen allgemein kaum noch konfliktverleugnend und harmonisierend darstellen (GF-9). Aufgrund ihrer stärkeren Konfrontation im Arbeitsleben mit den Erwartungen der Umwelt ist ihnen wohl der Ausweg einer stärkeren Realitätsverleugnung genommen. Dafür drücken sie stärker aus, dass sie von der erwachsenen Umwelt weniger Anerkennung erfahren haben (GF-3).⁹³

Gruppe D

Auf das Skalenprofil der Gruppe D wurde schon indirekt bei der Darstellung der diskriminanzanalytischen Ergebnisse hingewiesen: Die Jugendlichen, die Heimerziehung in/seit dem Alter von 2 - 5 Jahren erfahren haben, stellen ihre Beziehungen zur sozialisationsrelevanten familiären und erwachsenen Umwelt sehr konfliktfrei und harmonisierend dar (GF-1, GF-3, GF-8, GF-9), als ob sie sich an die Erwartungen ihrer Umwelt sehr anpassen. Andererseits fühlen sie sich konträr zu diesem Aspekt ihrer Selbstdarstellung stärker selbst verunsichert, mit Ängsten (GF-6) und Zweifeln an der eigenen Person (GF-5) besetzt; und sie neigen dazu, ihre Unsicherheiten durch aggressiv getöntes Durchsetzungsstreben in der Peergruppe zu kompensieren (GF-2)⁹⁴ Einmal zeigen diese Jugendlichen, die meist schon lange im Heim leben, verstärkte Versuche, sich an die Umwelтанforderungen, besonders wohl auch an die berufsmäßigen Erwartungen anzupassen, was aber höchstens scheinbar, unter Verleugnung sozialer Konflikte und neurotischer Verinnerlichung erfahrener Konflikte gelingt. Auf der Ebene der Peergruppe erleben sie dafür anscheinend etwas mehr Möglichkeiten, sich auch durchsetzen zu können und nicht nur den Kopf einziehen zu müssen.

Gruppe E-F

Nur 5 der berufstätigen Jugendlichen haben in ihren ersten 6 Lebensjahren eine Trennung von ihrer ersten Primärgruppe ohne längere Heimaufenthalte erfahren. Sie zeigen insgesamt auch ein relativ ausgeprägtes Skalenprofil. Einmal äußern die Jugendlichen relativ wenig eine protestierende Haltung

⁹³ Innerhalb des Profils bestehe ein signifikanter Unterschied zwischen der Skala GF-9 und den Skalen GF-3, GF-4 und GF-6.

⁹⁴ Innerhalb des Profils unterscheiden sich die Skalen GF-1, GF3 und GF-8 signifikant von den Skalen GF-2, GF-5 und GF-6.

gegenüber ihrer Umwelt (GF-1, Prot); sie zweifeln auch weniger an der eigenen Person (GF-5) und fühlen sich relativ wenig neurotisch verunsichert (GF-6); andererseits bezeichnen sie die erlebten familiären Beziehungen mehr als gestört (GF-8) und neigen auch stärker zu einer harmonisierenden Darstellung ihrer allgemeinen sozialen Beziehungen (GF-9)⁹⁵ Auffällig bei diesem Profil ist, dass die Jugendlichen von der allgemein konfliktarmen Beschreibung ihrer Umweltbeziehungen die Darstellung ihrer familiären Beziehungen ausnehmen; vielleicht haben sie diese als so gestört erfahren oder sich von der Familie so sehr vernachlässigt gefühlt, unter Umständen auch wegen der frühen Trennungserfahrung, dass ihnen eine schonende Darstellung der erlebten Familienbeziehungen nicht mehr möglich ist oder auch nutzlos in Bezug auf die allgemeinen Anpassungsbestrebungen erscheint. Insgesamt weisen die Jugendlichen dieser Gruppe aber eher ein heterogenes Selbstbild auf, betrachtet man die Streuungen der T-Werte (vgl. Tabelle F, Anhang VI), so dass eine integrierte Interpretation des Gruppen-Selbstbildes eher fragwürdig erscheint.

Gruppe G-I

Die in einer unvollständigen, gestörten Familie oder in einer Ersatzfamilie aufgewachsenen „Berufstätigen“ zeigen im Vergleich zu den Jugendlichen der Gruppe D ein entgegengesetztes soziales Selbstbild, worauf auch die Ergebnisse der Diskriminanzanalyse hinweisen: Ihre Haltung gegenüber der familiären und erwachsenen Umwelt ist stark von Kritik- und Protestbereitschaft geprägt (GF-1, GF-3, GF-8, Prot), eine Beschönigung erfahrener Sozialbeziehungen liegt ihnen fern (GF-9). Die erhöhte Kritikbereitschaft verbindet sich mit erhöhter Reaktionsbereitschaft gegenüber Abwertungen von Seiten der Umwelt (GF-7). Die Erfahrungen unvollständiger und gestörter Familienverhältnisse sind bei diesen Jugendlichen offensichtlich mit vermehrten Konflikterfahrungen mit ‚Sozialisationsinstanzen‘ allgemein verbunden; die Konflikterfahrungen haben sich auch in ihrem sozialen Selbstbild niedergeschlagen und fördern eine stärkere Protestbereitschaft, die auch eine stärkere Bereitschaft zu delinquenten Handlungen impliziert (GF-1, SF). Gefühle von Stigmatisierung und sozialer Resignation haben sich bei diesen Jugendlichen im Vergleich zu ihrer Protesthaltung bisher noch weniger durchgesetzt,⁹⁶ ihre Protesthaltung erscheint also noch relativ stabil gegenüber entmutigenden Einflüssen von Sanktionen. Dies wird vor allem durch die biographische Tatsache verständlich, dass 9 von den 13 Jugendlichen dieser Gruppe trotz der frühen familiären Störungen die erste Heimeinweisung erst im Alter von 15 - 17 Jahren erlebt haben.

4.4.3.4 Gemeinsame und unterschiedliche Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“

Nachfolgenden werden gemeinsame und unterschiedliche Auswirkungen spezifischer frühkindlicher Lebensläufe bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ auf der Eben der einzelnen Gruppen dargestellt und interpretiert.

Gruppe A-C

Sowohl bei „Schülern“ wie auch bei „Berufstätigen“ mit frühen Heimaufenthalten in den ersten 2 Lebensjahren zeigen sich im Vergleich mit den anderen altersentsprechenden Gruppen die höchsten Werte in der Skala GF-6 und der Stig-Skala. Frühe Heimerziehung fördert dem Selbstbild der Jugendlichen nach neurotische Selbstunsicherheit, soziale Ängste und Hemmungen und das Gefühl der Stigmatisierung. Diese Phänomene im Selbstbild der Jugendlichen lassen sich einmal gut als Auswirkungen des frühen Mangels an Erfahrungen intensiver und stabiler mitmenschlicher Beziehungen deuten (vgl. 2.3.1.2). Weiterhin lassen sie sich deuten als Auswirkungen des isolierten Status der Heimjugendlichen und ihrer Stigmatisierung sowohl durch die Heimerziehung selbst als auch durch die Umwelt: Die Jugendlichen, die von früh an den weitaus größten Teil ihres Lebens in Heimen verbracht haben, sind von den oft entindividualisierenden und verunsichernden Bedingungen des Heimlebens geprägt (vgl. THIERSCH 1973) und haben den sozial negativen Status von Heimjugendlichen in der Umwelt stark in ihr Selbstbild übernommen.

Weiterhin lassen sich in dieser Gruppe auch spezifische Unterschiede zwischen den schulpflichtigen und den berufstätigen Jugendlichen feststellen: Die schulpflichtigen Jugendlichen versuchen in ihrer

⁹⁵ Zwischen den Skalen GF-1 und gF-5 und den Skalen GF-8 und GF-9 bestehen signifikante Unterschiede innerhalb des Profils.

⁹⁶ Zwischen der Stig- und der Prot-Skala besteht innerhalb des Profils ein statistisch signifikanter Unterschied.

sozial verunsicherten Haltung stärker, Konflikte mit der Umwelt zu verleugnen und ihre sozialen Beziehungen als positiv darzustellen (GF-9); diese Realitätsverleugnung ist bei diesen Jugendlichen wohl auch durch den relativen Schonraum, den ein Heimleben in seiner routinehaften Organisiertheit mit sich bringt, bzw. durch eine mangelnde Konfrontation mit der Außenwelt bedingt; die betreffenden Jugendlichen haben das Leben außerhalb des Heimes ja oft nur sehr wenig kennen gelernt. Dagegen werden die berufstätigen Jugendlichen im Rahmen des Arbeitslebens viel stärker und existentieller mit allgemeinen gesellschaftlichen Erwartungen, die über das Heimleben an sich hinausgehen, konfrontiert. Deshalb ist bei ihnen einmal eine Verleugnung sozialer Konflikte nicht mehr möglich (GF-9); andererseits erleben sie die verstärkten Umwelterwartungen als überfordernd, sie fühlen sich in Bezug auf ihre Handlungsmöglichkeiten in der sozialen Umwelt, in Bezug auf die Möglichkeit, die eigene soziale Situation positiv zu verändern, entmutigt und haben stärker resigniert (GF-4) und haben im Vergleich zu ihrer Altersgruppe stärker das Selbstverständnis eines Stigmatisierten übernommen (Stig). Dadurch steigt bei ihnen anscheinend aber auch die Gefahr einer delinquenten Entwicklung (SF); die Neigung zu delinquenten Handlungen wird dadurch verstärkt, dass die Umwelt diesen Jugendlichen die Rolle eines „Delinquenten“, eines gesellschaftlichen Außenseiters zuschreibt und die Jugendlichen diese Rolle anscheinend weitgehend übernommen haben.

Gruppe D

Bei den schulpflichtigen und den berufstätigen Jugendlichen, die in/seit dem Alter von 2 - 5 Jahren in Heimen gelebt haben, finden sich einige Gemeinsamkeiten: Sie äußern sich etwas weniger empfindlich und reaktionsbereit in Bezug auf Abwertungen von Anderen, wahrscheinlich von Seiten der erwachsenen Umwelt (GF-7), wollen sich demgegenüber aber stärker gegenüber ihren Altersgenossen durchsetzen, notfalls auch aggressiv (GF-2). Unter Jugendlichen, die meist schon seit ihrer frühen Kindheit im Heim leben, bestehen demnach mehr spannungsgeladene Beziehungen, in denen es auf kämpferische Durchsetzung ankommt; eine früh einsetzende Heimerziehung ermöglicht also weniger die Entstehung guter sozialer Beziehungen in der Peergruppe und fördert weniger eine gute Sozialisation in Bezug auf Peerbeziehungen.

Die Unterschiede im Selbstbild sind bei den beiden Gruppen allerdings stärker ausgeprägt.⁹⁷ Bei den Jüngeren zeigt sich eine Protesthaltung gegen die durch die langjährige Heimerziehung erfahrenen Einschränkungen (GF-1), eine vorpubertäre Bereitschaft, sich verstärkt gegen unnötige Einengungen aufzulehnen. Diese Protesthaltung ist wohl mehr als phasenmäßig denn als stabil einzuschätzen (GF-3 und Prot mehr im Durchschnittsbereich). Bei den berufstätigen Jugendlichen zeigt sich diese Protesthaltung jedoch nicht mehr; sie wollen sich stark als sozial angepasst, als angepasst gegenüber ‚Sozialisationsinstanzen‘ und ihren normativen Erwartungen darstellen. Aus den unterschiedlichen Selbstbildern lässt sich eventuell schließen, dass berufstätige Jugendlichen eine vorpubertäre Protesthaltung gegen Einschränkungen im Heimleben durch Erfahrungen, die vielleicht wie ein „Realitätsschock“ wirken, aufgeben. Dafür nehmen bei ihnen Selbstunsicherheit und Selbstzweifel mehr zu, Anzeichen dafür, dass ihnen im Laufe der schon früh eingesetzten und oft langen Heimerziehung der Aufbau von innerer Stabilität und Selbstsicherheit nicht ermöglicht wurde, was sich aber anscheinend erst bei der Konfrontation mit berufsspezifischen Erwartungen zeigt.

Gruppe E – F

Bei den jüngeren und auch bei den älteren Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen fällt das geringe Ausmaß an Protesthaltungen auf (Prot, GF-1, GF-3); auch zeigen sich diese Jugendlichen etwas weniger neurotisch verunsichert als die anderen Gruppen (GF-6). Die schulpflichtigen Jugendlichen empfinden auch noch relativ wenig soziale Entmutigung (GF-4). Insgesamt erscheint das Anpassungsstreben bei den Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen mehr ausgeprägt, sie möchten sich auch weniger als gestört darstellen. Dabei erscheint jedoch das Selbstbild der berufstätigen Jugendlichen als etwas zwiespältiger: Sie erwähnen Erfahrungen von gestörten Familienverhältnissen und empfinden sich von Seiten der Familie als vernachlässigt (GF-8), neigen jedoch trotzdem auch zu Verleugnung sozialer Konflikte (GF-9).

Für das soziale Selbstbild der Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen erscheint es insgesamt besonders schwierig, eine gesichertere, relativ plausible Interpretation zu finden.

⁹⁷ Das Profil der Gruppe D erschien bei der gesamten Stichprobe relativ wenig auffällig. Die Unterteilung in „Schüler“ und „Berufstätige“ zeigt jedoch, dass die geringe Auffälligkeit des Profils eher auf die Zusammenfassung zweier relativ konträrer Profile zurückzuführen ist.

Gruppe G-I

Zwischen den schulpflichtigen und berufstätigen Jugendlichen die in früher Kindheit unvollständige, zerbrochene Familien oder Ersatzfamilien erlebt haben, zeigen sich auch starke Unterschiede, wie bei den beiden Gruppen D.

Gemeinsam ist beiden Gruppen im Vergleich zu den anderen altersentsprechenden Gruppen, dass die Jugendlichen noch am ehesten auf erlebte Störungen in den familiären Beziehungen (GF-8) hinweisen, wohl weil sie gestörte Familienverhältnisse am nachhaltigsten erfahren haben. Auch zweifeln sie etwas mehr an sich selbst und fühlen sich desorientiert (GF-5), ein Selbstverständnis, das besonders bei Erfahrungen labiler, desorientierender Familienbeziehungen hervorgerufen wird. Weiterhin zeigen auch beide Gruppen einen relativ hohen Wert in der SF-Skala; eine zu offener Delinquenz neigende Entwicklung ist besonders mit frühen und nachhaltigen Erfahrungen unvollständiger und gestörter Familienverhältnisse verbunden, wo der Vater fehlt oder sich die Eltern getrennt haben oder die Betreuung des kleinen Kindes für mehrere Jahre der Großmutter überlassen wird.⁹⁸

Die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sind jedoch auffälliger: Die schulpflichtigen Jugendlichen aus unvollständigen Familien stellen ihre sozialen Beziehungen eher positiv dar (GF-9), trotz der Selbstzweifel; sie sind auch eher in Heime gekommen; ihre Sehnsucht zu einer heilen Familie bzw. zu intakten sozialen Beziehungen ist vielleicht noch sehr stark. Die berufstätigen Jugendlichen konnten meist viel länger in der unvollständigen Familie leben und sind oft erst relativ spät ins Heim gekommen. Dadurch haben sie viel mehr Möglichkeiten erlebt, sich mit den konfliktreichen Beziehungen in der Familie auseinanderzusetzen, was bei ihnen zu einer erhöhten Konfliktsensibilität (GF-9), Empfindlichkeit in sozialen Bezügen (GF-7) und Kritik- und Protestbereitschaft geführt hat sowie Auswege in idealisierende, harmonistische Wahrnehmungen der Beziehungen zur Umwelt abgeschnitten hat.

Gruppe J

Die Profile der beiden altersunterschiedlichen Gruppen von Jugendlichen, die in den ersten Jahren bei den Eltern aufwachsen konnten, zeigen sich insgesamt wenig auffällig. Bei einer genaueren Prüfung der Profile fällt jedoch auf, dass sie sich weitgehend ähnlich sind (vgl. Übersicht L in Anhang II, Distanzmaße). Vor allem sind folgende Gemeinsamkeiten festzustellen: Gefühle sozialer Entmutigung und Resignation (GF-4) und Gefühle, in der Umwelt stigmatisiert zu sein (Stig), sind etwas geringer ausgeprägt. Auch empfinden sie sich von der Familie weniger vernachlässigt (GF-8) und haben anscheinend auch weniger Grund, wegen fehlender Anerkennung gegen Erwachsene zu protestieren (GF-3). Die Erfahrung relativ stabiler Beziehungen in der Familie während der frühen Kindheit hat also positive Auswirkungen auf das Selbstverständnis, die betreffenden Jugendlichen fühlen sich insgesamt sicherer in ihren Umweltbeziehungen als die anderen Heimjugendlichen, und sie empfinden in der Familie noch eine stärkere Stütze.

4.5 Vergleiche parallelisierter Gruppen

4.5.1 Darstellung der Gruppenparallelisierungen

Wie geplant (vgl. 3.3.2) wurde zu den einzelnen Gruppen mit unterschiedlichen frühkindlichen Lebensläufen, wo die primäre Sozialisation aufgrund von Heimaufenthalt, Trennungserfahrung, unvollständiger oder zerbrochener Familie als benachteiligt gelten kann, jeweils eine parallelisierte Gruppe von Jugendlichen zusammengestellt, die in den ersten 6 Jahren bei ihren Eltern aufgewachsen sind, deren primäre Sozialisation nach äußeren Gesichtspunkten also als intakt gelten kann. Bei der paarweisen Parallelisierung wurde auf Zugehörigkeit zum gleichen Heim geachtet, auf eine gleiche Altersstufe mit einer maximalen Spanne von 12 Monaten und auf gleichen Schul- bzw. Ausbildungsstatus, also auf die Art der z. Zt. besuchten Schule oder auf den Schulabschluss und den Status in der Berufsausbildung, Lehrausbildung oder nicht. Von den Gruppen mit unterschiedlichen frühkindlichen Lebensläufen wurden zunächst die vorherigen Gruppen E und F zur Gruppe EF zusammen gefasst, die also alle Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen ohne längeren Heimaufenthalt enthält, und weiterhin die Gruppen H und I zur Gruppe HI, in der sich die Jugendlichen befinden, die in früher Kindheit eine unvollständige eigene Familie oder die Scheidung bzw. Trennung ihrer Eltern erlebt haben. Somit enthielt keine Gruppe weniger als 9 Personen. Insgesamt wurden also 7 Gruppen ge-

⁹⁸ Die Zusammenhänge zwischen instabilen, gestörten Familienbeziehungen und verstärktem delinquenten Verhalten hat u.a. RUTTER (1972a) aufgezeigt.

bildet. Eine Übersicht über die parallelisierten Gruppen mit den entscheidenden Kriterien der Parallelisierung enthält Tabelle I (Anhang VI).⁹⁹ Bei den nachträglich gebildeten Gruppen der Jugendlichen, die bei den Eltern aufgewachsen sind, ließ es sich wegen der relativ geringen Zahl dieser Jugendlichen nicht vermeiden, dass einige Jugendliche mehreren Gruppen zugeteilt wurden. Damit ist eine Zusammenfassung zu größeren Gruppenpaaren kaum möglich. Weiterhin ließen sich auch Abweichungen von den Parallelisierungskriterien nicht verhindern. Von den 104 gebildeten einzelnen Paaren von Jugendlichen ist in 13 Fällen der Altersunterschied größer als 12 Monate, davon in 3 Fällen größer als 24 Monate; in 18 Fällen stimmt die Art der besuchten Schule oder des Schulabschlusses nicht überein und in 5 Fällen auch nicht der Status der Berufsausbildung; bei insgesamt 76 Paaren (73 %) sind alle Parallelisierungskriterien erfüllt, womit die Parallelisierungen insgesamt wohl als zufriedenstellend gelten können. In Gruppe D sind gegenüber den vorherigen Rechnungen nur 28 statt 30 Personen enthalten; zu 2 Jugendlichen mit frühem Heimaufenthalt konnten keine 2 anderen Jugendlichen aus demselben Heim mit ‚intakter‘ früher Sozialisation zugeordnet werden.

4.5.2 Allgemeine Aussagen zu den Skalenprofilen der parallelisierten Gruppen

Die Skalenprofile der nachträglich zur Parallelisierung gebildeten Gruppen zeigen relativ große Variabilität und große Abweichungen vom angenommenen Durchschnittsprofil auf.¹⁰⁰ Dies überrascht, da die vorherige Gruppe J, aus der diese Gruppen alle hervorgegangen sind, ein sehr ausgeglichenes und mittelmäßiges Profil hatte. Man müsste eigentlich prüfen, ob diese nachträglich gebildeten Gruppen auch besondere biographische Unterschiede oder auch Unterschiede in ihrem gegenwärtigen objektiven Bezug zur Umwelt aufweisen. Bezüglich der Parallelisierungskriterien Heim, Alter und Ausbildung weisen die Gruppen jedoch keine auffallenden Unterschiede auf. Jedenfalls wird das soziale Selbstbild der Jugendlichen von vielen Bedingungen beeinflusst. Wie schon bei der Darstellung von Auswirkungen biographischer Früherfahrungen bei schulpflichtigen und berufstätigen Jugendlichen erwähnt, reicht zur Erklärung spezifischer Skalenprofile der Rückgriff auf frühkindliche Lebensläufe bei weitem nicht aus.

Die Interpretation von Unterschieden zwischen den Profilen zweier parallelisierter Gruppen wird jedoch durch die Variabilität der Skalenprofile der Gruppen, deren Jugendliche bei den Eltern aufgewachsen sind, erschwert. Einmal ließe sich daraus folgern, dem Vergleich der Gruppen mit unterschiedlichen Lebensläufen mit der ganzen Gruppe J, deren Skalenprofil für die untersuchten Heimjugendlichen insgesamt repräsentativ zu sein scheint, vorrangig zu bewerten, wobei momentane Sozialisationsbedingungen dann mehr außer acht gelassen werden. Andererseits könnte man besonders auf auffällige Gemeinsamkeiten in den Profilen zweier parallelisierter Gruppen achten; sie dürften auf Auswirkungen gemeinsamer, d.h. gegenwärtiger Sozialisationsbedingungen hinweisen, vor allem auch auf Auswirkungen, die im betreffenden Alter der Jugendlichen vom konkreten Heim, eventuell auch von den sozialen Bezügen innerhalb einer Heimgruppe und/oder vom Besuch der konkreten Schule auf das Selbstbild ausgehen. Diese spezifischen Auswirkungen wären dann weniger auf frühkindliche Erfahrungen zurückzuführen.

4.5.3 Vergleiche der einzelnen Paare parallelisierter Gruppen

4.5.3.1 Vergleiche auf der Ebene der einzelnen Skalen

Unterschiede in den Skalenwerte zwischen je zwei parallelisierten Gruppen wurden jeweils mit dem Wilcoxon-Test für abhängige Stichproben (vgl. LIENERT 1973) auf Signifikanz geprüft. Eine Zusammenfassung trendmäßiger und signifikanter Unterschiede zwischen einzelnen Skalen findet sich in Übersicht M (Anhang II). Insgesamt zeigen sich relativ wenige Skalenunterschiede signifikant.

Bei den Dauerheimkindern (Gruppe A1) zeigt sich gegenüber der parallelisierten Gruppe eine nicht leicht interpretierbare höhere Ausprägung in der Skala GF-3. Diese Skala beinhaltet einen aktiven Protest gegen die erwachsene Umwelt mit verstärktem Streben zu selbstständigem Handeln; jedoch lässt sich solch eine Interpretation mit dem bisherigen Bild von den Dauerheimkindern (vgl. beson-

⁹⁹ Die Gruppen mit unterschiedlichen frühkindlichen Lebensläufen sind im Folgenden mit dem gewohnten Buchstaben und dem Index 1 bezeichnet, die Gruppen mit intakter früher Sozialisation haben den Index 2.

¹⁰⁰ Einer statistischen Prüfung der Abweichungen der Skalenprofile vom Durchschnittsprofil nach (vgl. KRISTOF 1958) sind diese Abweichungen alle auf dem 1 %-Niveau signifikant.

ders 4.4.2) kaum in Einklang bringen, auch dürfte sich eine aktivere Protesthaltung in höheren Werten von GF-1 und der Prot-Skala zeigen. Andererseits bekundet ein höherer Skalenwert auch verstärkt das Gefühl fehlender Anerkennung und mangelnden Akzeptiertseins sowie die Einstellung, dass Selbstbehauptung risikoreich und mit Schwierigkeiten verbunden ist. Diese eher passive Interpretation scheint für die Dauerheimkinder angemessener. In dieser Richtung wird durch GF-3 der Anschein verstärkt, dass sich Dauerheimkinder mehr verunsichert und stigmatisiert fühlen.

Bei den Jugendlichen, die von Geburt an mindestens 2 Jahre im Heim geblieben sind und dann entlassen wurden (Gruppe B1), wird durch die Parallelisierung trendmäßig der Eindruck bestätigt, dass diese Jugendlichen sich weniger angstbesetzt und gehemmt darstellen (GF-6).

Die Jugendlichen, die in oder seit den ersten beiden Jahren für länger im Heim gelebt haben (Gruppe C1), zeigen sich dem Vergleich mit der parallelisierten Gruppe nach trendmäßig stärker sozial entmutigt, resigniert (GF-4), sie fühlen sich mehr stigmatisiert (Stig).

Bei der Gruppe der Jugendlichen mit längerem Heimaufenthalt im Alter von 2 – 5 Jahren (Gruppe D1) offenbart sich durch die Parallelisierung deutlich die geringere Empfindlichkeit und Reaktionsbereitschaft in Bezug auf abwertende Urteile von anderen (GF-7). Auch zeigen diese Jugendlichen im Vergleich zu denen der parallelisierten Gruppe trendmäßig eine geringere Kritik- und Protestbereitschaft (Prot). Insgesamt verhalten sich die Jugendlichen mit langem Heimaufenthalt wohl unauffälliger als die, die mit ihnen zusammenleben (Gruppe D2).

Relativ viel deutliche Unterschiede zeigen sich zwischen den Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen (Gruppe EF1) und den zu ihnen parallelisierten Jugendlichen: Die Jugendlichen mit Trennungserfahrungen neigen vor allem weniger zu Kritik und Protest (Prot, auch GF-1 und GF-3); sie zeigen sich auch weniger empfindlich gegenüber Abwertungen anderer (GF7); ihr Durchsetzungsstreben gegenüber Altersgenossen erscheint weniger ausgeprägt (GF2). Insgesamt dürften sie stiller, zurückhaltender, weniger auffällig, angepasster im Verhalten sein (vgl. auch SF). Deshalb erleben sie auch vielleicht weniger Stigmatisierungen von Seiten der Erwachsenenwelt (Stig).

Die Jugendlichen, die in einer Ersatzfamilie aufgewachsen sind (Gruppe G1), bezeichnen auch im Vergleich zur parallelisierten Gruppe die Beziehungen in ihrer Familie etwas mehr als gestört (GF-8).

Bei den Jugendlichen aus unvollständigen oder gestörten Familien (Gruppe H1) zeigen sich gegenüber der parallelisierten Gruppe keine Unterschiede, wahrscheinlich auch deshalb, weil mit den Gruppen H und I doch vorher sehr unterschiedliche Gruppen zusammengelegt wurden.

4.5.3.2 Vergleiche auf der Ebene von Skalenprofilen

Nachfolgend werden Unterschiede in den Paaren parallelisierter Gruppen auf Profilebene erfragt: Wie unterscheiden sich Jugendliche mit ‚gestörter‘ und ‚intakter‘ primärer Sozialisation, die sonst gegenwärtig unter sehr ähnlichen Sozialisationsbedingungen leben, in ihrem Selbstbild, soweit es sich durch das Profil der Skalen des GF feststellen lässt?

A1 – A2

Das bisher festgestellt Selbstbildsyndrom der Dauerheimkinder findet sich sozusagen bestätigt: ihre höhere Selbstunsicherheit (GF-6), ihre stärkeren Entmutigungs- und Stigmatisierungsgefühle in Bezug auf ihre Chancen in der sozialen Umwelt (GF-4, Stig), ihre geringere Reagibilität gegenüber erfahrenen Abwertungen (GF-7). Zusätzlich drücken sie stärker die Erfahrung fehlender Anerkennung aus (GF-3), auch erscheinen sie gegenüber den Jugendlichen, mit denen sie zusammenleben, delinquenzgefährdeter (SF). Die Jugendlichen mit ‚intakter‘ primärer Sozialisation, die momentan gleichartige Sozialisationsbedingungen erfahren wie die Dauerheimkinder, zeigen relativ wenig Protesthaltungen (GF-1 bis GF-3) und erscheinen in geringerem Maße delinquenzgefährdet (SF).¹⁰¹

¹⁰¹ Beide Gruppen kommen überwiegend aus den Heimen A und C. Aus einzelnen Heimen resultierende Sozialisationseinflüsse und Sozialisationsauswirkungen sind in der Arbeit von J. PLASS näher dargestellt.

B1 – B2

Die Jugendlichen, die von Geburt an für einige Jahre in Heimen gelebt haben, zeigen gegenüber der parallelisierten Gruppe geringere Protesthaltungen (GF-1, Prot), streben weniger zu aggressiver Durchsetzung und fühlen sich weniger angstbesetzt und gehemmt (GF-6). Auch scheinen sie weniger delinquenzgefährdet zu sein (SF). Die Jugendlichen zeigen sich insgesamt also als sozial angepasster und weniger gestört. Das Bild des sozial provozierenden Heimjugendlichen im Sinne von MATEJCEK & LANGMEIER (1970) wird durch den Vergleich mit der parallelisierten Gruppe etwas revidiert; die bezeichneten Tendenzen für diesen Typ des Heimjugendlichen – ungehemmtere Aggressivität, Affekthandlungen, Abwehr von Angst- und Schuldgefühlen – sind höchstens latent vorhanden; sie zeigen sich wohl weniger deutlich im manifesten Verhalten.

Die mit ihnen zusammenlebenden Jugendlichen mit ‚intakter‘ primärer Sozialisation neigen deutlich zu aggressiver Durchsetzung (GF-2), protestieren gegen einschränkende Instanzen (GF-1, Prot), fühlen sich aber zugleich entmutigt in Bezug auf eigene Handlungsmöglichkeiten (GF-4) und zeigen sich selbstunsicherer (GF-6). Sie zeigen also eine erfolglose und deshalb entmutigende Rebellion gegen die Heimerziehung und die damit zusammenhängenden Sozialisationsbedingungen.

C1 – C2

Die Jugendlichen mit einem Heimaufenthalt in oder seit den ersten 2 Jahren zeigen sich auch gegenüber der parallelisierten Gruppe viel stärker sozial entmutigt, resigniert in Bezug auf eigene Chancen (GF-4) und fühlen sich stärker stigmatisiert (Stig). Auch weisen sie stärker auf gestörte familiäre Beziehungen hin (GF-8) und zeigen sich empfindlich gegenüber der Umwelt (GF-7). Insgesamt erleben sie ihre Sozialisation mehr als gestört (SF). Die gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen, die beide Gruppen erleben – in jeder Gruppe kommen 4 von 9 Jugendlichen immerhin aus Heim C und besuchen dort die Heim-Sonderschule – bewirken ein geringeres aggressive Durchsetzungsstreben unter der Alter- und Gruppenkameraden (GF-2), eine höhere Harmonisierungs- und Konfliktverleugnungstendenz (GF-9) und dementsprechend auch eine höhere neurotische Verinnerlichung erlebter Konflikte (GF-6); die Jugendlichen fühlen sich auch von ihrer Umwelt stärker stigmatisiert und als Abweichler definiert, als es ihrem Verhalten nach wohl entsprechen würde (Stig vs. SF); die gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen fördern vor allem eine Verleugnung äußerer sozialer Konflikte (GF-2, GF-1, GF-9) auf Kosten einer Verinnerlichung dieser Konflikte im Sinne neurotischer Angstbildung (GF-6) und höheren Stigmatisierungsgefühlen (Stig). Insgesamt reagieren aber die Jugendlichen mit frühem Heimaufenthalt auf diese Sozialisationsbedingungen deutlich gestörter als die anderen Jugendlichen. In Bezug auf den vorherigen Vergleich der Gruppen A, B und C (vgl. 4.4.1.2) wird durch diese Gegenüberstellung der beiden parallelisierten Gruppen deutlich, dass zur Erklärung unterschiedlicher Selbstbildstrukturen der Rückgriff auf gegenwärtige Sozialisationsbedingungen mindestens so wichtig ist wie der auf frühkindliche Sozialisationsbedingungen.

D1 – D2

Die Jugendlichen mit Heimerziehung im 3. – 6. Lebensjahr zeigen sich angepasster als die zu ihnen parallelisierten Jugendlichen; sie zeigen weniger Kritik- und Protestbereitschaft (Prot), äußern sich weniger empfindlich gegenüber der Umwelt und zeigen weniger eine schnelle, heftige Reaktionsbereitschaft (GF-7) und spüren auch weniger Selbstzweifel (GF-5). Die höhere Bereitschaft zu aggressiver Durchsetzung ist beiden Gruppen gemeinsam, wohl bedingt durch das jeweilige affektive Heim- und Gruppenklima, in dem die Jugendlichen jeweils paarweise zusammenleben.¹⁰² Die Jugendlichen mit ‚intakter‘ frühkindlicher Sozialisation zeigen sich in diesem Zusammenhang gestörter: Sie protestieren mehr gegen ihre Umwelt und erleben ihre Umweltbeziehungen konfliktreicher (Prot, GF-1), sie zweifeln aber auch mehr an sich selbst und fühlen sich desorientierter (GF-5).

In den beiden parallelisierten Gruppen treffen relativ extreme Profile aufeinander: Die Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen äußern sich in vieler Hinsicht angepasster, vor allem zeigen sie wenig Kritik- und Protestbereitschaft (Prot) und neigen auch zu Konfliktverleugnung und zu betont harmonistischer Selbstdarstellung (GF-9). Demgegenüber äußern sich die Jugendlichen mit ‚intakter‘

¹⁰² Bei 3 von 7 parallelisierten Gruppenpaaren fällt eine Gemeinsamkeit in der Ausprägung von GF-2 auf: Die Skala lässt sich u.a. auch als Indikator für das jeweilige affektive Klima in heim- und gruppenspezifischen Peerbeziehungen betrachten, und zwar kann sie auf das Ausmaß aggressiver Durchsetzungsbereitschaft hinweisen.

früher Sozialisation betont konfliktbewusst und protestbereit (Prot, GF-1, GF-3), vor allem reagieren sie empfindlich und auch aggressiv, wenn sie Missachtung spüren (GF-2, GF-7). Man könnte fast annehmen, die Jugendlichen in diesen beiden Gruppen neigen zu einer betont kontrastierenden Selbstdarstellung: "Wenn der eine so brav ist, dann bin ich es erst recht nicht."

G1 – G2

Die beiden parallelisierten Gruppen zeigen zum Teil ein sehr ähnliches Selbstbild, was das höhere Ausmaß ihrer Protesthaltungen gegenüber der Erwachsenenwelt bzw. gegenüber ‚Sozialisationsinstanzen‘ angeht (Prot, GF-3, GF-1) und ihre geringere Bereitschaft, solchen Protest auf der Ebene der Peerbeziehungen aggressiv auszutragen (GF-2). Die Jugendlichen aus Ersatzfamilien heben als Hintergrund der Protesthaltung auch besonders hervor, dass sie ihre Beziehungen in der eigenen Familie als gestört erlebt haben bzw. sich von der Familie sehr vernachlässigt fühlen. (GF-8). Die Jugendlichen, die bei ihren Eltern aufgewachsen sind, fühlen sich demgegenüber sehr wenig sozial entmutigt (GF-4) ihre Protesthaltung hat einen weniger ernsten Hintergrund und ist deshalb noch viel weniger in Resignation umgeschlagen.

HI1 – HI2

Auch bei diesen beiden Gruppen fallen in ihren Skalenprofilen einige Gemeinsamkeiten auf, die auf Auswirkungen gemeinsamer Sozialisationsbedingungen hinweisen können: eine mit einer Protesthaltung gegenüber Einschränkungen von ‚Sozialisationsinstanzen‘ verbundene erhöhte Bereitschaft zu delinquenten Handlungen (GF-1, SF); die Heimerziehung steht bei diesen Jugendlichen vielleicht mehr im Kontext einer schon angelaufenen delinquenten Entwicklung; sie ist eventuell deren Folge, genauso kann sie aber auch als gegenwärtiger Anlass zu einer Haltung delinquenten Protestes gelten. Zugleich zeigen die Jugendlichen beider Gruppen eine leicht erhöhte Angstbereitschaft (GF-6) und Angst um die eigene Person in Bezug auf soziale Anerkennung (GF-7). Die Konfliktsensibilität erscheint zudem etwas erhöht (GF-9). Die Erfahrung der Heimerziehung ist bei den Jugendlichen noch nicht zu sehr in Stigmatisierungsgefühle umgeschlagen (SF vs. Stig).

Beim Vergleich aller 4 Gruppen von Jugendlichen, die in früher Kindheit konstante Bezugspersonen erfahren konnten, zeigen 3 von 4 Gruppen gemeinsame Ausprägungen in der Protesthaltung gegenüber den ‚Sozialisationsinstanzen‘ (Prot, GF-1), dazu geringere Harmonisierungstendenzen und ein Überwiegen delinquenten Protestes gegenüber Stigmatisierungsgefühlen (Prot vs. Stig). Die stärkere Gemeinsamkeit in den Profilpaaren und auch die Richtung der Gemeinsamkeit ist auffällig; folgende Deutung lässt sich ziehen: Die Jugendlichen haben in der primären Sozialisation eine konstante Beziehung zu zumindest einer Person erlebt, sie konnten durch diese soziale Grunderfahrung auch ein stabileres ‚Selbst‘-verständnis (im Sinne von G.H.MEAD) aufbauen und können deshalb mit einer stabileren Protesthaltung auf die gegenwärtige gestörte Sozialisation reagieren, sei sie gestört aufgrund spezifischer familiärer Verhältnisse, sei sie von Sozialisations- und Sanktionsinstanzen als gestörter definiert aufgrund stärkeren delinquenten Verhaltens oder sei sie gestört durch die oft einengenden Lebensbedingungen in der Heimerziehung selbst.

Aus den Vergleichen der parallelisierten Gruppen lassen sich folgende Schlüsse ziehen:

- Es gibt gemeinsame, auf gegenwärtige Sozialisationsbedingungen hinweisende Selbstbildausprägungen. Die gemeinsamen Ausprägungen sind dort stärker, wo auch mehr Gemeinsamkeit in Bezug auf die frühkindliche Sozialisation vorhanden ist, und zwar durch das Vorhandensein einer konstanten Beziehung zu einer Person (Gruppen G1 – G2, HI1 – HI2), und wo eine Skala in sich deutlicher auf gegenwärtig erlebte Sozialbeziehungen hinweist (GF-2).
- Es gibt dort, wo Gruppen mit gestörter Sozialisation anderen Gruppen gegenübergestellt sind, deutliche Unterschiede im Selbstbild. Einmal zeigen sich die Gruppen mit Heimaufenthalt in den ersten 2 Lebensjahren (Gruppen A1 und G1) deutlich gestörter, die Jugendlichen offenbaren ihr gestörteres bzw. labileres ‚Selbst‘-verständnis durch eine stärkere Übernahme einer Außenseiterrolle in ihr Selbstbild und eine ausgeprägtere Annahme sozialer Chancenlosigkeit. Teilweise äußern die Jugendlichen mit gestörter primärer Sozialisation ihr theoretisch angenommenes gestörtes Selbstverständnis dadurch, dass sie sich betont angepasst darstellen bzw. dass ihr Selbstbild auf einen erhöhten Anpassungsdruck schließen lässt (Gruppen DI und EF1).
- Ein konkretes Selbstbild bzw. das Selbstbild einer Gruppe spiegelt sowohl frühe bzw. vergangene als auch gegenwärtige Sozialisationsbedingungen wider, z.B. bei den Gruppen CI und GI.

5. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse

5.1 Methodenkritische Bewertung der Untersuchung

Die Durchführung der Untersuchung in den einzelnen Heimen verlief doch recht unterschiedlich: Einmal führten wir die Untersuchung mit den Jugendlichen im Rahmen einer Schulklassensituation durch, ein anderes Mal trafen wir die Jugendlichen in einer Gruppensituation an, weiterhin sprachen wir Jugendliche einzeln an und baten sie um Mitarbeit bei der Untersuchung. In Bezug auf die Motivierung der Jugendlichen selbst hatten wir zwar feste Gedanken und Hinweise im Kopf, jedoch wurde die direkte Ansprache der Jugendlichen, in der wir unser Untersuchungssituation erläuterten, wohl auch von unserer spontanen Einstellung auf die jeweilige Untersuchungssituation beeinflusst, so dass wir die einzelnen Punkte zur Motivierung (vgl. 4.1) teilweise unterschiedlich gewichteten. Die insgesamt wenig standardisierte Durchführung ist wohl die größte Schwäche in der gesamten Untersuchung. Besonders beim Selbstbild kleinerer Gruppen dürfte darin eine zusätzliche Variationsquelle liegen.¹⁰³ Auch konnten die Lebensläufe der Jugendlichen, besonders auch ihre frühkindlichen Lebenswege, nicht immer vollständig erhoben werden, da wir uns nur auf zum Teil unvollständige Heimakten stützten. Es ist wohl mit einer gewissen Dunkelziffer von frühen Heimaufenthalten und Trennungserfahrungen zu rechnen, die in den Akten nicht erwähnt wurden. Aber dieses Problem dürfte sich den meisten Untersuchungen stellen die anamnestische Daten den Aktenberichten öffentlicher Institutionen entnehmen.

Die Stichprobe von 224 Heimjugendlichen kann für die 12-19-jährigen Jugendlichen, die in den 7 angesprochenen Heimen leben, als repräsentativ gelten. Diese Heime repräsentieren zwar eine relativ große Breite von Heimtypen, die im Rahmen der öffentlichen Erziehung vorkommen; sie können jedoch nicht als stellvertretend für alle Heime der öffentlichen Erziehung gelten. Die Stichprobengröße kann für eine Untersuchung, in der es um Unterschiede zwischen Heimjugendlichen verschiedener Altersstufen und anderen Jugendlichen geht, als ausreichend betrachtet werden.

Für eine differenziertere Untersuchung, in der Auswirkungen spezifischer frühkindlicher Lebensläufe erforscht werden sollen, hat sich die gesamte Stichprobe jedoch als zu klein erwiesen; manche gebildeten Untergruppen sind für eine Aufstellung hypothetischer Aussagen leider eindeutig zu klein ausgefallen, z.B. die Gruppe I mit den Jugendlichen, die in ihren ersten 6 Lebensjahren Scheidung oder Trennung ihrer Eltern erlebt haben, und die Gruppe der berufstätigen Jugendlichen mit frühen Trennungserfahrungen (Gruppe E-F). Berücksichtigt man jedoch das angewandte Untersuchungsverfahren und die Menge der intervenierenden, jedoch unbeachtet gelassenen Sozialisations- und Situationsvariablen, die das jeweilige Selbstbild sonst noch beeinflussen, so sind nahezu alle gebildeten differenzierten Gruppen für eine zuverlässige Untersuchung zu klein ausgefallen. Von daher ist die gesamte Untersuchung zu Auswirkungen frühkindlicher Lebensläufe auf das Selbstbild eher eine Studie zur Bildung von Hypothesen als eine Studie zur Entscheidung von Hypothesen.

Die Untersuchung beruht auf der Erfassung des sozialen Selbstbildes, das als ein durch Interaktionserfahrungen gewachsenes, kognitives und in einer konkreten Situation kommuniziertes Verständnis des Individuums über seine Rolle in sozialen Prozessen und über seine sozialen Handlungsvollzüge gekennzeichnet ist (vgl. 3.1.1). Innerhalb der Sozialisationsforschung hat eine solche Erfassungsebene gegenüber anderen wie Intelligenz, „Persönlichkeitseigenschaften“ und manifestem sozialen Verhalten folgenden wesentlichen Vorteil: Das Individuum wird in der Forschung mehr als Subjekt betrachtet, d.h. die Einstellung des Individuums zu sich und seinen Beziehungen zur „signifikanten“ Umwelt stehen mehr im Zentrum des Forschungsinteresses. Dadurch bekommen Ergebnisse der Sozialisationsforschung auf der Selbstbildebene ein größeres Gewicht, wenn man vom Interesse der im Forschungsprozess angesprochenen Individuen ausgeht, jedenfalls ein größeres Gewicht, als wenn normative Orientierungen wie die von Intelligenz- oder Leistungsnormen oder Vorstellungen von sozial erwünschtem Verhalten im Vordergrund des Forschungsinteresses stehen. In Bezug auf therapeutische Erwägungen ist das ‚Selbst‘-verständnis des Individuum ein zentraler Ausgangspunkt in allen bekannten größeren therapeutischen Richtungen (vgl. SCHRAML 1970).

¹⁰³ Bei den Gruppen der Konstruktionsstichprobe, bei den Gymnasiasten, Lehrlingen und Arrestanten, zeigte sich ein statistisch bedeutsamer Einfluss der jeweiligen Untersuchungssituation, sei sie anonym oder nicht-anonym, auf die mit dem GF erhaltenen Ergebnisse. In die Beantwortung des GF gehen also auch deutlich situationsspezifische Momente ein.

In dieser Untersuchung wurde das soziale Selbstbild mit nur einem standardisierten, psychometrischen Inventar, dem „Giessener Fragebogen“, erfasst. Wenn auch ein psychometrisches Verfahren angewandt wurde, so kann jedoch die Gültigkeit der Interpretationen der mit diesem Fragebogen erhaltenen Selbstbildaussagen nicht voll als statistisch gesichert betrachtet werden, und zwar aus folgenden Gründen:

- Die interpretative Bedeutung der einzelnen Skalen ist vor dieser Untersuchung noch wenig in Validierungsstudien erforscht. Die Untersuchung diente auch der Validierung einzelner Skalen.
- Die bedeutsamere Interpretationsebene war in der Auswertung der Untersuchungsergebnisse nicht die Ebene der einzelnen Skalen, sondern die von Skalenprofilen; mehrere psychometrisch erhobene Einzelbefunde wurden also zu einer einheitlichen Interpretation integriert. Bei der Interpretation wurde damit also die Ebene der statistischen Sicherheit, die den psychometrischen, so genannten objektiven Testverfahren oft zugeschrieben wird, verlassen.¹⁰⁴

Für eine plausible Interpretation der auf der Ebene einzelner Skalen und Skalenprofile erhaltenen Befunde erschien deshalb manchmal der Rückgriff auf schon bekannte theoretische Erörterungen über Auswirkungen bestimmter Sozialisationsbedingungen notwendig. Um Auswirkungen der frühkindlichen Lebensläufe der untersuchten Jugendlichen auf ihr soziales Selbstbild zuverlässiger beurteilen zu können, hätte es intensiverer diagnostischer Methoden bedurft als die alleinige Verwendung eines psychometrischen standardisierten Tests, der noch kaum validiert wurde. Für eine adäquate Erfassung des sozialen Selbstbildes eines Individuums wäre eigentlich noch ein ausführliches Interview mit ihm notwendig, und für die Erfassung nicht-verbalisierter, mehr im Hintergrund existierender Aspekte des Selbst wäre der Einsatz projektiver Testverfahren wünschenswert. Aber die ökonomische Grundlage des Forschungsprojektes und seine Durchführung innerhalb von Diplomarbeiten ließ nur die Verwendung eines ökonomischen, standardisierten Testinstrumentes zu.

Die relativ differenzierte Aufteilung der gesamten Stichprobe in Untergruppen nach frühkindlichen Lebensläufen hat sich offensichtlich bewährt. Je differenzierter die Untergruppen jeweils gebildet wurden, desto deutlicher zeigten sich statistische Unterschiede, auch in Relation zu der jeweils veränderten Stichprobengröße. Demnach spielen folgende Faktoren eine Rolle: Wann fängt ein Heimaufenthalt in der frühen Kindheit an? Was sind biographisch seine Folgen: nahezu permanente Heimaufenthalte oder häufigere Wechsel zwischen Familien- und Heimaufenthalten? In welcher Entwicklungsphase befindet sich der Jugendliche zur Zeit der Untersuchung, bzw. welche objektive gesellschaftliche Stellung nimmt er als Schulpflichtiger oder Berufstätiger ein?

Die angewandten statistischen Auswertungsverfahren sind weitgehend als adäquat und zuverlässig. Das gilt einmal für die univariaten Vergleiche der Gruppen in Bezug auf Mittelwertunterschiede in den Skalenwerten mit den nonparametrischen Tests und weiterhin auch für die statistischen Prüfungen der durch die normalisierten T-Werte gebildeten Profile.¹⁰⁵ Demgegenüber sind die statistischen Voraussetzungen für die Diskriminanzanalysen weniger erfüllt, weil die konkrete Verteilung der Daten mangelnd an die multivariate Normalverteilung angeglichen ist. Die inhaltlichen Ausführungen über die einzelnen Skalenprofile bedienten sich weitgehend der statistischen Kriterien; sie gingen insgesamt wenig über die durch statistische Kriterien gesicherten Befunde hinaus.

Gegenüber dem Großteil anderer Untersuchungen zu Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen seien noch einmal unter methodischen Gesichtspunkten die spezifischen Vor- und Nachteile dieser Untersuchung zusammengefasst.

¹⁰⁴ Für eine sinnvollen Interpretation der Ergebnisse multivariater statistischer Verfahren wie z.B. der Faktorenanalyse und der Diskriminanzanalyse wird die Ebene statistischer Sicherheit zugunsten einer mehr spekulativen Interpretation verlassen. Dies ist nicht als Manko zu werten, sondern dient der Kritik an einer Haltung, wo statistische Sicherheit als oberste und uneingeschränkte Norm für die Gültigkeit einer Interpretation betrachtet wird.

¹⁰⁵ Die nach KRISTOF (1958) angewandten Prüfverfahren setzen eine Normalverteilung der einzelnen Testwerte in der zugrunde liegenden Population voraus. Diese Forderung ist durch die Transformierung der Skalenwerte der „Schüler“ und „Berufstätigen“ in normalisierte T-Werte erfüllt.

Als Vorteile seien genannt:

- der Versuch, die Auswirkungen auf der Ebene des sozialen Selbstbildes zu erfassen,
- die differenzierte Aufteilung der gesamten Stichprobe in Gruppen nach spezifischen frühkindlichen Lebensläufen und nach dem gegenwärtigen Status als Schulpflichtiger oder Berufstätiger,
- ein größeres Arsenal an statistischen Auswertungsverfahren.

Als Nachteile seien erwähnt:

- zu wenig standardisierte Situationen bei der Untersuchungsdurchführung, die im Zusammenhang mit der isolierten Verwendung des GF als Nachteil zu werten sind,
- zu kleine Gruppen mit unterschiedlichen frühkindlichen Lebensläufen oder die Beschränkung auf ein psychometrisches Untersuchungsverfahren – entweder hätten die Gruppen größer sein sollen oder es hätten mehr und intensivere Methoden eingesetzt werden müssen –,
- die Ausklammerung wichtiger Sozialisationsvariablen wie vor allem die Art der früheren Familien-erfahrungen und der gegenwärtigen Beziehungen zur Familie, die Sozialisationsbedingungen der Jugendlichen in den konkreten unterschiedlichen Heimen, leistungsspezifische Momente in Schule und Berufsleben. Allerdings lässt sich gewissermaßen zur eigenen Entschuldigung sagen, dass in den meisten Untersuchungen über Langzeitauswirkungen frühkindlicher Deprivation und Diskontinuität die Bedeutung solch intervenierender Sozialisationsvariablen vernachlässigt wurde. Es ist grundsätzlich zu fragen, ob in statistisch-empirischen Untersuchungen innerhalb der Sozialisationsforschung überhaupt mehr als 2 – 3 bedeutsame Komplexe von Sozialisationsvariablen berücksichtigt werden können.

5.2 Zusammenfassung der Ergebnisse

5.2.1 Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen

In Bezug auf Langzeitauswirkungen von Heimaufenthalten in den ersten 2 Lebensjahren lässt sich folgende relativ gesicherte Aussage aus den Untersuchungsergebnissen gezogen werden:¹⁰⁶

Jugendliche, die von Geburt an oder seit ihren ersten 2 Lebensjahren den weitaus größten Teil ihres Lebens in Heimen verbracht haben, fühlen sich ziemlich selbstunsicher, besonders auch in sozialen Kontakten, sie haben stärkere Ängste; durch die Umwelt fühlen sie sich stigmatisiert, die Rolle eines sozialen bzw. gesellschaftlichen Außenseiters, die Heimjugendlichen im Allgemeinen zugeschrieben wird, haben sie noch stärker als andere Heimjugendliche ins Selbstbild übernommen; und sie fühlen sich sozial entmutigt, sie glauben relativ wenig, ihre negativ empfundene soziale Situation zum Positiven ändern zu können. Insgesamt könnte man sagen, diese Jugendlichen fühlen sich sozial deklassiert und haben nicht das Gefühl, sich gegen diesen Status wehren zu können; dafür besitzen sie auch zu wenig innere Stabilität und Selbstsicherheit.

Dieses Selbstbild lässt sich relativ gut darauf zurückführen, dass die Jugendlichen mit längerem Heimaufenthalt in den ersten 2 Lebensjahren in der Regel die Grunderfahrung einer stabilen menschlichen Beziehung entbehren mussten und damit keine eigenständige soziale bzw. ‚Selbst‘-Sicherheit aufbauen konnten und dass sie durch die langjährige Heimerziehung von der negativen sozialen Rolle, die Heimjugendlichen allgemein in der Umwelt zugeschrieben wird, besonders stark betroffen wurden. Es ist anzunehmen, dass sich die sozial resignative Haltung stärker ausprägt bei Jugendlichen, die im Berufsleben stehen und von daher härter mit gesellschaftlichen Erwartungen konfrontiert werden.

¹⁰⁶ Die folgende Aussage stützt sich auf die signifikanten Skalenunterschiede der Gruppen A und C von der Gruppe J, auf die Vergleiche der Gruppen A-C bei den „Schülern“ und „Berufstätigen“ und auf die Vergleiche von Skalen und Skalenprofilen der parallelisierten Gruppen A1 – A2 und C1 – C2; sie beruht auf der stärkeren Ausprägung der Skalen GF-6, Stig und GF-4.

Das soziale Selbstbild der Jugendlichen, die im Alter von 2 – 5 Jahren in Heime eingewiesen wurden und zum großen Teil schon langjährig in Heimen gelebt haben, wurde im Allgemeinen mehr interpretiert als Bündel von **Einstellungen, die sich bei den Jugendlichen mehr als Reaktion auf die langjährige Heimerziehung gebildet haben**, teils bestimmt durch eine vorpubertäre Protest- und Auflehnungshaltung gegen die Heimerziehung, teils auch durch eine geringere Bereitschaft charakterisiert, Konflikte mit der erwachsenen Umwelt bzw. mit den ‚Sozialisationsinstanzen‘ auszutragen, kombiniert mit einer höheren, kompensatorischen Bereitschaft, Konflikte auf der Peergruppenebene aggressiv auszufechten, wobei diese Bereitschaft auch durch das jeweils gegenwärtig erlebte affektive Heim- und Gruppenklima bedingt sein kann. Diese Interpretationen haben mehr den Stellenwert entworfenen Hypothesen, die in weiteren Untersuchungen zu überprüfen wären.

In Bezug auf die **Auswirkungen frühkindlicher Trennungserfahrungen** von der ersten erlebten Primärgruppe ohne längere Heimaufenthalte lässt sich eher feststellen, dass **die Jugendlichen sich im Allgemeinen sehr angepasst darstellen, wenig soziale Konflikte und auch wenig Ängste zugeben**. Zur weiteren Interpretation können – zugegebenermaßen ziemlich spekulativ – Erklärungsmomente hinzugezogen werden wie ein verstärktes Streben, in der Umwelt nicht negativ aufzufallen, ein verinnerlichter Anpassungsdruck, latente Trennungsangst.

5.2.2 Beiträge der Untersuchungsergebnisse zur Validierung der Skalen des GF

Die Untersuchungsergebnisse können zur Validierung einiger Skalen recht gut beitragen. Die Skalen GF-4 und Stig drücken weitgehend einen ähnlichen Inhalt aus; sie verweisen darauf, wie der Jugendliche seine soziale Stellung in der Umwelt sieht, ob er sich mehr anerkannt fühlt oder nicht, ob er positive Chancen sieht, an seiner sozialen Anerkennung mitzuwirken oder nicht. Hohe Werte in den Skalen hängen mit dem Ausmaß von Erfahrungen sozialer Missachtung bzw. fehlender sozialer Anerkennung zusammen. Je früher und massiver diese Erfahrungen einsetzen – z.B. aufgrund frühkindlicher Deprivation durch Heimerziehung –, desto stärker scheint auch die durch die Skalen erfasste sozial resignative Haltung zu sein. In Bezug auf das Konzept der Stigmatisierung, wie es durch die Stig-Skala repräsentiert wird, heißt dies, dass die Stig-Skala vor allem das Ausmaß informeller Stigmatisierung erfassen kann, noch stärker als das Ausmaß der offiziellen, auf manifestes abweichendes Verhalten folgenden Stigmatisierung; oder, so ließe sich auch sagen, die Stig-Skala erfasst, wie lange jemand schon unter stigmatisierenden Bedingungen – d.h. vor allem auch: unter den Bedingungen von Heimerziehung – lebt und stigmatisierende Bedingungen als solche bewusst erlebt.

Eine spezifische Ausprägung in der Skala GF-8 drückt am ehesten aus, wie weit Jugendliche bewusst die Vernachlässigung von Seiten der Familie erfahren haben (Gruppe G) oder wie weit sie länger gestörte familiäre Beziehungen selbst erlebt haben (Gruppe I). Dagegen erfasst die Skala weniger das Ausmaß gestörter familiärer Beziehungen, wenn die Jugendlichen schon lange von der Familie getrennt sind und z.B. in Heimen gelebt haben.

Das Ausmaß von Kritik- und Protestbereitschaft, zugleich als Gegenindikator zur Ausprägung eines Anpassungsstrebens verstanden, wird anscheinend am ehesten durch die Prot-Skala erfasst.

Durch die Skala GF-9 lässt sich relativ gut erfassen, wie deutlich jemand soziale Konflikte bewusst erlebt bzw. wie konfliktsensibel er ist oder wie weit jemand die erlebten sozialen Beziehungen im positiven Lichte sehen will und genötigt ist, soziale Konflikte zu verleugnen und eventuell auch neurotisierend zu verinnerlichen.

Literatur

- AINSWORTH,M.D.: The effects of maternal deprivation: A review of findings and controversy in the context of research strategy, in: Deprivation of Maternal Care. A Reassessment of its Effects, Genf 1962, S. 97 – 165
- ANDRY,R.: Paternal and maternal roles and delinquency, in: Deprivation of Maternal Care. A reassessment of its Effects, Genf 1962, S. 31 – 44
- AUSUBEL,D.P.: Das Jugendalter, München 1968
- BAUMANN,U.: Psychologische Taxometrie, Bern 1971
- BECKMANN,D./RICHTER,H.E.: Der Gießen-Test, Bern 1971
- BENDER,L.: Psychopathic disorders in children, in LINDNER,R.M./SELIGER,R.V.(Hrsg.), Handbook of correctional psychology, New York 1947, S. 360 – 377
- BENNETT,I.: Delinquent and neurotic children, London 1960
- BERES,D./OBERS,S.J.: The effects of extreme deprivation in infancy on psychic structure in adolescence: A study in ego development, in: Psychoanal. Study of Child, 5, 1950, S. 212 – 235
- BERG,M./COHEN,B.B.: Early separation from the mother in schizophrenia, in: J. nerv. ment. Disease, 128, 1959, S. 365 – 369
- BODMAN,F./KINLAY,M./SYKES, K.: The social adaption of institution children, in: Lancet, 1, 1950., S. 173 – 176
- BOTHNER,M./KARTE,H./SCHÜNEMANN,H.: Zur Frage des Hospitalismus im Kinderheim, in: Med. Welt, 14, 1962, S. 757 – 760
- BOWLBY,J.: Forty-four juvenile thieves, London 1946
- BOWLBY,J.: Maternal care and mental health, London 1952
- BOWLBY,J.: Die Trennungsangst, in: Psyche, 15, 1961, S. 411 – 464
- BOWLBY,J./AINSWORTH;M.D./BOSTON,M./ROSENBLUTH,D.: The effects of mother-child separation: A follow-up study, in: Brit. J. med. Psychol., 29, 1956, S. 211 – 247
- BREZINKA,W.: Erziehung als Lebenshilfe, Stuttgart 1968
- BROWN,F.: Neuroticism of institution versus non-institution children, in: J. Appl. Psychol., 21, 1937, S. 379 – 383
- BRUCE,N.: Delinquent and non-delinquent reactions to parental deprivation, in: Brit. J. Criminol., 10, 1970, S. 270 – 276
- BRUMLIK,M.: Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Frankfurt/M. 1973
- BRUSTEN,M./HURRELMANN,K.: Abweichendes Verhalten in der Schule, München 1973
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit: Gefährdete Kinder und Jugendliche, Bonn-Bad Godesberg 1973
- BURLINGHAM,D./FREUD,A.: Kriegskinder, London 1949
- BURLINGHAM,D./FREUD,A.: Anstaltskinder, London 1950
- CASLER,L.: Maternal deprivation: A critical review of the literature, Mon. Soc. Res. Child Devel-opm.,26/2, 1961
- CASLER,L.: Perceptual deprivation in institutional settings, in: NEWTON,G./LEVINE,S. (Hrsg.), Early experience and behaviour, Springfield 1971, S. 575 – 626
- CHAMBERS,J.: Maternal deprivation and the concept of time in children, in: Amer. J. Orthopsychiat., 31, 1961, S. 406 – 416

- CHANDLER,M.J./GREENSPAN,S./BARENBOIM,C.: Assessment and training of role-taking and referential communication skills in institutionalized emotionally disturbed children, in: *Devel. Psychol.*, 10, 1975, S. 546 – 553
- CHEYNE,W.M./JAHODA,G.: Emotional sensitivity and intelligence in children from orphanages and normal homes, in: *J. Child Psychol. Psychiat.*, 12, 1971, S. 77 – 90
- CLARKE,A.D.B./CLAREKE,A.M.: Recovery from the effects of deprivation, in: *Acta psychol.*, 16, 1959, S. 137 – 144
- CLARKE,A.D.B./CLARKE,A.M.: Some recent advances in the study of early deprivation, in: *J. Child Psychol. Psychiat.*, 1, 1960, S. 26 – 36
- CLARKE,A.D.B./CLARKE,A.M./REIMAN,S.: Cognitive and social changes in the feeble-minded, in: *Brit. J. Psychol.*, 49, 1958, S. 144 – 157
- COLLARD,R.R.: Exploratory and play behaviours of infants reared in an institution and in lower- and middle-class homes, in: *Child Developm.*, 42, 1971, S. 1003 – 1015
- CRAMER,G.: Münchner Waisenhauskinder, in: *Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat.*, 21, 1972, S. 175 – 182
- CRANO,W.D./BREWER,M.B.: *Principles of research in social psychology*, New York 1973
- DENNIS,W.: Ursachen der Retardation bei Heimkindern: Iran, in: GRAUMANN,C.F./HECKHAUSEN,H. (Hrsg.), *Reader zum Funkkolleg Pädagogische Psychologie*, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 175 – 189
- DENNIS,W./NAJARIAN,P.: Infant development under environmental handicap, in: *Psychol. Monogr.*, Nr. 436, 1957
- DIXON,W.J.: *Biomedical computer programs*, Berkeley California university press 1970
- DOUGLAS,J.W.B./BLOMFIELD,J.M.: *Children under five*, London 1958
- DÜHRSSSEN, A.: *Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung*, Göttingen 1964
- DUNOVSKY,J.: Die soziale Stellung von Kindern, die seit frühester Kindheit in Kinderheimen aufwachsen, in: *Unsere Jugend*, 21, 1969, S. 545 – 557
- DUPAN,R.M./ROTH,S.: The psychologic development of a group of children brought up in a hospital type of residential nursery, in: *J. Pediat.*, 47, 1955, S. 124 – 129
- DURFEE,H./WOLF,K.: Anstaltspflege und Entwicklung im ersten Lebensjahr, in: *Ztschr. Kinderforschung*, 42, 1933, S. 273 – 320
- EARLE,A.M./EARLE,B.V.: Early maternal deprivation and later psychiatric illness, in: *Amer. J. Orthopsychiat.*, 31, 1961, S. 181 – 186
- ECKENBERGER, D.: *Sozialisationsbedingungen der öffentlichen Erziehung*, Frankfurt/M. 1971
- EGGERT,D./BETCHE,E.: Untersuchungen zur psychometrischen Eignung einer Kurzform der Vineland Social Maturity Scale für geistig behinderte Kinder, in: *Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat.*, 18, 1969, S. 81 – 86
- ERNST,C.: Mutterentbehmung in der frühen Kindheit, in: *Ztschr. öffentl. Fürsorge*, 70, 1973, S. 177 – 179
- FAHRENBERG,J./SELG,H./HAMPEL,R.: *Das Freiburger Persönlichkeitsinventar*, Göttingen 1973
- FLAVELL,J.H.: Rollenübernahme und Kommunikationsfertigkeiten bei Kindern, in: GRAUMANN,C.F./HECKHAUSEN,H. (Hrsg.), *Reader zum Funkkolleg Pädagogische Psychologie*, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 201 – 220
- FRÖHLICH,W./WELLEK,S.: Der begrifflich-theoretische Hintergrund der Sozialisationsforschung, in: GRAUMANN,C.F. (Hrsg.), *Sozialpsychologie*, Handbuch der Psychologie, Band VII/2, Göttingen 1972, S. 661 – 714

- FRUMHARTZ,D.G.: The effect of planned social interaction on institutionalized infants, in: Diss. Abstr. Intern., 32-B, 1971, S. 583
- Funkkolleg Pädagogische Psychologie: Studienbegleitbrief V, Tübingen 1972
- GARDNER,D.B./HAWKES,G.R./BURCHINAL,L.G.: Noncontinuous mothering in infancy and development in later childhood, in: Child Developm., 32, 1961, S. 225 – 234
- GAREIS,B./WIESNET,E.: Frühkindheit und Jugendkriminalität, München 1974
- GEULEN,D.: Thesen zur Metatheorie der Sozialisation, in: WALTER,H. (Hrsg.), Sozialisationsforschung, Band I: Erwartungen, Probleme, Theorieschwerpunkte, Stuttgart 1973, S. 85 – 101
- GEWIRTZ,J.L.: A learning analysis of the effects of normal stimulation, privation and deprivation on the acquisition of social motivation and attachment, in: FOSS, B.M. (Hrsg.), Determinant of infant behaviour, London 1961, S. 213 – 290
- GILES,A.S.: The verbal environment of institutionalized mentally retarded children, in: Diss. Abstr. Intern., 32-B, 1971, S. 6099
- GINDL,I./HETZER,H./STURM,M.: Unangemessenheit der Anstalt als Lebensraum für das Kleinkind, in: Ztschr. angew. Psychol. Charakterkunde, 52, 1973, S. 310 – 358
- GIRONA,R.: Changes operated in institutionalized children as a result of controlled interaction with a „significant adult“, in: J. Educ. Res., 65, f1972, S. 343 – 346
- GLASER,K./EISENBERG,G.: Maternal deprivation, in: Pediatrics, 18, 1956, S. 626 – 642
- GOFFMAN,E.: Stigma – über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/M. 1974
- GOLDFARB,W.: Infant rearing and problem behaviour, in: Amer. J. Orthopsychiat., 13, 1943, S. 249 – 265 (a)
- GOLDFARB,W.: Infant rearing as a factor in foster home placement, in: Amer. J. Orthopsychiat., 14, 1943, S. 162 – 166 (b)
- GOLDFARB,W.: The effects of early institutional care on adolescent personality, in: J. Exp. Educ., 12, 1943, S. 106 – 129 (c)
- GOLDFARB,W.: The effects of early institutional care on adolescent personality (graphic Rorschach data), in: Child Developm., 14, 1943, S. 213 – 222 (d)
- GOLDFARB,W.: The effects of early institutional care on adolescent personality, Rorschach data, in: Amer. J. Orthopsychiat., 14, 1944, S. 441 – 447
- GOLDFARB,W.: Effects of psychological deprivation in infancy and subsequent stimulation in: Amer. J. Psychiat., 102, 1945, S. 18 – 33 (a)
- GOLDFARB,W.: Psychological privation in infancy and subsequent adjustment, in: Amer. J. Orthopsychiat., 15, 1945, S. 247 – 255 (b)
- GOLDFARB,W.: Variations in adolescent adjustment of institutionally-reared children, in: Amer. J. Orthopsychiat., 17, 1947, S. 449 – 457
- GOLDFARB,W.: Rorschach test difference between family-reared, institution-reared and schizophrenic children, in: Amer. J. Orthopsychiatr., 19, 1949, S. 624 – 633
- GOLDFARB,W.: Emotional and intellectual consequence of psychologic deprivation in infancy: A revaluation, in: HOCH,P.H./ZUBIN,J. (Hrsg.), Psychopathology of childhood, New York 1955, S. 105 – 119
- GOTTSCHALCH,W./NEUMANN-SCHÖNWETTER,M./SOUKUP,G.: Sozialisationsforschung, Frankfurt/M. 1971
- GRAUMANN,C.F.: Interaktion und Kommunikation, in: GRAUMANN,C.F. (Hrsg.), Sozialpsychologie, Handbuch der Psychologie, Band VII/2, Göttingen 1972, S. 1109 – 1262
- GULLIKSEN,H.: Theory of mental tests, New York 1950
- HABERMAS,J.: Thesen zur Sozialisation, Frankfurt/M. 1968

- HAGGERTY,A.D.: The effects of long-term hospitalization or institutionalization upon language development of children, in: J. Gen. Psychol., 94, 1959, S. 205 – 209
- HAINSBURG,H.G.: Separation problems in displaced children, in: PARKER,R.S.: The emotional stress of war, violence and peace, Pittsburgh 1972, S. 241 – 262
- HARNACK, G.A.v.: Die Bedeutung der Mutter für die seelische Entwicklung des Kindes, in: Deutsche medizinische Wochenschrift, 27, 1965, S. 1221-1222
- HARTUNG,K./GLATTKOWSKI,H.: Erhebungen über Aufenthaltsdauer und Gründe, die zur Heimaufnahme von Säuglingen führen, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 14, 1965, S. 297 – 303
- HASSENSTEIN,B.: Verhaltensbiologie des Kindes, München 1973
- HASSENSTEIN,B.: Bedingungen für die Sozialisation des Kindes aus der Sicht der Verhaltensbiologie, in: NEIDHARDT,F. (Hrsg.), Frühkindliche Sozialisation. Theorien und Analysen, Stuttgart 1975, S. 76 – 113
- HECKHAUSEN,H.: Entwicklung, psychologisch betrachtet, in: WEINERT,F.E./GRAUMANN,C.F./HECKHAUSEN,H./HOFER,M. (Hrsg.), Pädagogische Psychologie, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 101 – 132
- HELLBRÜGGE, T.: Zur Problematik der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge in Anstalten, in: OPTIZ,H./SCHMID,F. (Hrsg.), Handbuch der Kinderheilkunde, Band III, Berlin 1966, S. 384-404
- HELLBRÜGGE,T.: Zur Prognose des frühkindlichen Deprivationssyndroms bei Heimkindern, in: Das Deprivations-Syndrom in Prognose, Diagnose und Therapie. Bericht der Arbeitstagung vom 15. bis 17. Mai 1968 für Heimärzte und Heimleiter an Säuglings- und Kleinkinderheimen, hrsg. von Dt. Zentrale für Volksgesundheitspflege e.V., Frankfurt/M. 1970, S. 42 – 59
- HELLMANN,I.: Hampstead Nursery follow-up studies: Sudden separation and its effect followed over twenty years, in: Psychoanal. Study of Child, 17, 1962, S. 159 – 174
- HENNING,E.: Gesundheitshilfe für das junge Heimkind, in: Das öffentl. Gesundheitswesen, 36, 1974, S. 318 – 326
- HERBERT,E.W.: The effect of contingent social rewards upon the vocal rate of infants residing under different conditions, in: Diss. Abstr. Intern., 30-B, 1970, S. 3857
- HESTON,L.L.: Psychiatric disorders in foster home reared children of schizophrenic mothers, in: Brit. J. Psychiat., 112, 1966, S. 819 – 825
- HESTON,L.L./DENNEY,D.D./PAULY,I.B.: The adult adjustment of persons institutionalized as children, in: Brit. J. Psychiat., 112, 1966, S. 1103 – 1110
- HETZER,H.: Die Entwicklung des Kindes in der Anstalt, in: BUSEMANN,A. (Hrsg.), Pädagogische Milieukunde, Halle 1932, S. 159 – 173
- HIEBSCH,H./VORWERG,M.: Einführung in die marxistische Sozialpsychologie, Berlin 1973
- HOMANS,G.C.: Elementarformen sozialen Verhaltens, Köln 1968
- HORN,A./BONA,G./TARKOVASS,A.: Zur schädlichen Wirkung des Hospitalismus aufgrund von Rorschachprotokollen, in: Schweizer. Ztschr. für Psychologie, 25, 1966, S. 107 – 115
- HOWELLS,J.G.: Day foster care and the nursery, in: Lancet, 2, 1956, S. 1254 – 1255
- HOWELLS,J.G./LAYNG,J.: Separation experiences and mental health, in: Lancet, 2, 1955, S.285-288
- HUMPHREY,J.A.: A study of the etiology of sociopathic behaviour, in: Diseases of Nervous System, 35, 1974, S. 432 – 435
- HURRELMANN,K.: Familiäre Sozialisation und soziale Ungleichheit, in: WALTER,H. (Hrsg.), Sozialisationsforschung, Band II: Sozialisationsinstanzen, Sozialisations-effekte, Stuttgart 1973, S. 23-40
- JESNESS,C.F.: The jesness Inventory, Paolo Alto 1966
- KLACKENBERG,G.: Studies in maternal deprivation in infants' homes, in: Acta paediat., 45, 1956,

S. 1 – 12

- KNÖLL,H.: Störungen der Libidoentwicklung im Bereich der genitalen Entwicklungsstufe und der Objektliebe bei Heimkindern, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 16, 1967, S. 133 – 136
- KOCH,J.: Die psychische Entwicklung und Erziehung der Kinder im Säuglingsheim, in: Ztschr. ärztl. Fortb., 54, 1960, S. 1109 – 1115
- KÖTTGEN,U.: Verkümmern als Folge von Pflegeschäden beim Kind, in: Med. Klinik, 53, 1958, S. 1 – 7
- KÖTTGEN,U.: Die Bedeutung der Reizverarmung, Monotonie, für die frühe geistige Entwicklung, in: Ztschr. Kinderheilkunde, 91, 1964, S. 247 – 253
- KRAPPMANN,L.: Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart 1973
- KRISTOF,W.: Statistische Prüfverfahren zur Beurteilung von Testprofilen, in: Ztschr. exp. angew. Psychol., 5, 1958, S. 520 – 532
- KUGLER,R.B.: Combatting retardation in infants with down's syndrome, in: Children, 17, 1970, S. 188 – 192
- KURZEJA,D.: Jugendkriminalität und Verwahrlosung, Gießen 1973
- LANGE,U.: Über die Problematik ambulanter jugendpsychiatrischer Diagnosestellung bei hospitalisierten Kindern, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiatr., 20, 1971, S. 81 – 84
- LANGMEIER,J./MATEJCEK,Z.: Mental development of children in families and in infants' homes, in: Soc. Sci. Med., 4, 1970, S. 569 – 577
- LAUSCH,E.: Nicht lachen, nicht weinen, nur schreien. Folge III: Heimkinder leiden an unheilbaren Verhaltensstörungen, in: Die Zeit, 28, 1973, Nr. 44, S. 68 – 69
- LEBOVICI,S.: The concept of maternal deprivation: A review of research, in: Deprivation of Maternal Care. A Reassessment of its Effects, Genf 1962, S. 75 – 95
- LEHR,U.: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974
- LEWIS,H.: Deprived children, London 1954
- LIEGLE,L.: Familienerziehung oder Kollektiverziehung? Eine falsche Alternative, in: WALTER,H. (Hrsg.), Sozialisationsforschung, Band II: Sozialisationsinstanzen, Sozialisationswirkungen, Stuttgart 1973, S. 41 – 63
- LIENERT,G.A.: Testaufbau und Testanalyse, Weinheim 1969
- LIENERT,G.A.: Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik, Meisenheim am Glan 1973
- LINDESMITH,A.R./STRAUSS,A.L.: Symbolische Bedingungen der Sozialisation, Band I, Düsseldorf 1974
- LOEBER,F.: Das von der Mutter getrennte Kind in der heutigen Sicht des Kinderarztes, in: Jahrbuch für Jugendpsychiatrie und ihre Grenzgebiete, 2, 1960, S. 121 – 154
- LOWREY,L.G.: Personality distortion an dearily institutional care, in: Amer. J. Orthopsychiat., 10, 1940, S. 576 - 585
- MAAS,H.S.: Long-term effects of early childhood separation and group care, in: Vita humana, 6, 1963, S. 34 – 56
- MARKX,K.: Ökonomisch-philosophische Manuskripte, Leipzig 1970
- MATEJCEK,Z.: Über Persönlichkeitstypen bei Heimkindern und ihre Berücksichtigung im Adoptionsverfahren, in: Unsere Jugend, 21, 1969, S. 155 – 160
- MATEJCEK,Z./LANGMEIER,J.: Folgen frühkindlicher psychischer Deprivation bei Anstaltskindern, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 19, 1970, S. 85 – 89
- MEAD,G.H.: Sozialpsychologie, Neuwied 1969
- MEIERHOFER,M./KELLER,W.: Frustration im frühen Kindesalter, Bern 1970

- MENARA,D.: Soziale Eingliederung sozial behinderter Kinder am Beispiel der Adoptionsforschung, in: Fortschritte der Sozialpädiatrie, Band II: Kindliche Sozialisation und Sozialentwicklung, München 1975, S. 103 -155
- MEVES,C./SIMENSEN,H.: Katamnesen nach Krankenhausaufenthalt im Säuglingsalter, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 17, 1968, S. 197 – 205
- MONTAGUE,J.C.: The effect of institutionalization on the social behaviour and language of mentally retarded children, in: Diss. Abstr. Intern., 32-B, 1971, S. 6102f.
- MONTAGUE,J.C./CAGE,B.N.: Self concepts of institutional and non-institutional educable mentally retarded children, in: Perc. Motor Skills, 38, 1974, S. 977 -978
- MUELLER,E.F./THOMAS,A.: Einführung in die Sozialpsychologie, Göttingen 1974
- NAESS,S.: Mother-child separation and delinquency, in: Brit. J. Delinqu., 10, 1959, S. 22 – 35
- NAESS,S.: Mother-separation and delinquency, in: Brit. J. Criminol., 2, 1962, S. 361 – 374
- NICKEL,H.: Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Bern 1972
- NISSEN,G.: Der psychische Hospitalismus, in: HARBAUER,H./LEMPPE,R./NISSEN,G./STRUNK,P. (Hrsg.), Lehrbuch der speziellen Kinder- und Jugendpsychiatrie, Berlin 1971
- O'CONNOR,N.: The evidence for the permanently disturbing effects of mother child separation, in: Acta Psychol., 12, 1956, S. 174 – 191
- O'CONNOR,N.: Children in restricted environments, in: NEWTON,G./LEVINE,S. (Hrsg.), Early experience and behaviour, Springfield 1971, S. 530 – 572
- PARKER,R.A.: Decision in child care, London 1966
- PECHSTEIN,J.: Zur Bedeutung sinnesphysiologischer vermittelter Umweltreize in der frühkindlichen Entwicklung, in: Mitt. Arbeitsgem. Jugendpflege, Jugendfürs., 1967, Heft 49/50, S. 36 - 39
- PECHSTEIN,J.: Frühkindliche Deprivation durch Massenfürsorge, in: Fortschr. Med., 86, 1968, S. 409 – 412
- PECHSTEIN,J.: Über Gefährdung der kindlichen Sozialentwicklung, in: GERBER,U. (Hrsg.), Holt die Kinder aus den Heimen, Berlin 1974, S. 26 – 34 (a)
- PECHSTEIN,J.: Umweltabhängigkeit der frühkindlichen zentralnervösen Entwicklung, Stuttgart 1974(b)
- PECHSTEIN,J./SIEBENMORGEN,E./WEITSCH,D.: Verlorene Kinder? München 1972
- PONTGRATZ,L.: Prostituiertenkinder, Stuttgart 1964
- PRINGLE,M.L.K./BOSSIO,V.: A study of deprived children: Intellectual, emotional and social development of deprived children, in: Vita humana, 1, 1958, S. 65 – 92 (a)
- PRINGLE,M.L.K./BOSSIO,V.: A study of deprived children: Language development and reading attainment of deprived children, in: Vita humana, 1, 1958, S. 65 – 92 (a)
- PRINGLE,M.L.K./BOSSIO,V.: Early, prolonged separation and emotional maladjustment, in: J. Child, Psychol. Psychiat., 1, 1960, S. 37 – 48
- PRINGLE,M.L.K./CLIFFORD,L.: Conditions associated with emotional maladjustment among children in care, in: PRINGLE,M.L.K. (Hrsg.), Deprivation and education, London 1971, S. 79 -90
- PRINGLE,M.L.K./TANNER,M.: The effects of early deprivation on speech development, in: PRINGLE, M.L.K. (Hrsg.), Deprivation and education, London 1971, S. 129 -150
- PROVENCE,S./LIPTON,R.C.: Infants in institution, New York 1962
- QUENSEL,S./QUENSEL,E.: Lässt sich Delinquenzbelastung messen? in: Krim. Journal, 1, 1969, S. 4 – 23
- QUENSEL,S./QUENSEL,E.: Delinquenzbelastungsskalen für männliche Jugendliche, in: Kölner

- Ztschr. Soziol. Sozialpsychol., 1970, S. 75 – 97 (a)
- QUENSEL,S.: Wie wird man kriminell: Verlaufsmodell einer fehlgeschlagenen Interaktion zwischen Delinquentem und Sanktionsinstanz, in: Krit. Justiz, 4, 1970, S. 375 – 382 (b)
- QUENSEL,S.: Delinquenzbelastung und soziale Schicht bei nicht bestraften männlichen Jugendlichen, in: Mschr. Krim., 54, 1971, S. 236 – 261
- QUENSEL,S.: Soziale Fehlanpassung und Stigmatisierung, in: Jahrbuch für Rechtssoziologie und Rechtstheorie, 3, 1972, S. 447 – 490
- QUENSEL,S.: Delinquenter Protest und Zweifel an der eigenen Normalität, unveröffentl. Manuskript, Gießen 1973
- RAUH, H.: Entwicklung des Denkens, in: WEINERT,F.E./GRAUMANN,C.F./HECKHAUSEN,H./HOFER,M. (Hrsg.), Pädagogische Psychologie, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 221-249
- REIF,M.: Sozialisationsforschung und Emanzipation, in: WALTER.H. (Hrsg.), Sozialisationsforschung, Band I Erwartungen, Probleme, Theorieschwerpunkte, Stuttgart 1973, S. 185 – 199
- RICHTER, H.E.: Eltern, Kind, Neurose, Stuttgart 1963
- ROBERTSON,J.: Der Verlust mütterlicher Fürsorge in früher Kindheit und einige Auswirkungen auf die Entwicklung der Persönlichkeit, in: Ztschr. ärztl. Fortb., 51, 1957, S. 899 – 903
- ROERTSO,J.: Das Trennungstrauma des hospitalisierten Kleinkindes, in: BIERMANN,G. (Hrsg.), Handbuch der Kinderpsychotherapie Band II, München 1969, S. 837 – 848
- ROBERTSON,J./ROBERTSON,J.: Quality of substitute care as an influence on separation responses, in: J. Psychosom. Res., 16, 1972, S. 261 – 265
- ROCHEBLAVE-SPENLÉ,A.M.: Rolle, in: Lexikon der Psychologie, Band III, Freiburg 1972, S. 210 – 215
- ROSE,A.M.: Systematische Zusammenfassung der Theorie der symbolischen Interaktion, in: HARTMANN,H. (Hrsg.), Moderne amerikanische Soziologie, Stuttgart 1967, S. 219 – 231
- ROTH,J.: Heimkinder. Ein Untersuchungsbericht über Säuglings- und Kinderheime in der Bundesrepublik, Köln 1973
- ROWNTREE,G.: Early childhood in broken families, in: Popul. studies, 8, 1955, S. 247 – 263
- RUTTER,M.: Parent-child separation: Psychological effects on the children, in: J. Child Psychol. Psychiat, 12, 1971, S. 233 – 260
- RUTTER,M.: Maternal deprivation reassessed, London 1972 (a)
- RUTTER,M.: Maternal deprivation reconsidered, in: J. Psychosom. Res., 16, 1972, S. 241 – 250 (b)
- SALTZ,R.: Effects of part-time „mothering“ on IQ and SQ of young institutionalized children, in: Child Developm., 44, 1973, S. 166 – 170
- SCHÄFER,W.: Organisation und Struktur des Jugendwerkes Rietberg e.V., unveröffentl. Examensarbeit der Fachhochschule für Sozialpädagogik Paderborn, 1973
- SCHENK-DANZIGER,C.: Social difficulties of children who were deprived of maternal care in early childhood, in: Vita humana, 4, 1961, S. 226 – 241
- SCHINK,H.D.: Wohin mit meinem Kind? Ratgeber bei Fremdunterbringung mit Kindern, Stuttgart 1974
- SCHMALOHR,E.: Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier, München 1968
- SCHMALOHR,E.: „Mutter“-Entbehrung in der Frühsozialisation, in: NEIDHARDT,F. (Hrsg.), Frühkindliche Sozialisation, Theorien und Analysen, Stuttgart 1975, S. 188 – 229

- SCHMIDT-KOLMER,E.: Erscheinungen des psychischen Hospitalismus und ihre Verhütung, in: Ztschr. ärztl. Fortb., 51, 1957
- SCHMIDT-KOLMER,E.: Der Einfluss der Lebensbedingungen auf die Entwicklung des Kindes im Vorschulalter, Berlin 1963
- SCHRAML,W.: Zum Problem der Mutter-Kind-Trennung, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 3, 1954, S. 243, 249
- SCHRAML,W.: Klinische Psychologie, Band I, Bern 1970
- SIEGEL,S.: Nonparametric statistics for the behavioural sciences, Tokyo 1956
- SKEELS,H.M.: A study of differential stimulation on mentally retarded children, in: Amer. J. Ment. Defic., 66, 1942, S. 340 – 350
- SKEELS,H.M.: Adult status with children with contrasting early life experiences, Mon. Soc. Res. Child Developm., 31, Nr. 105, 1966
- SKEELS,H.M./HARMS,I.: Children with inferior histories: Their mental development in adoptive homes, in: J. Gen. Psychol., 72, 1948, S. 283 - 294
- SPITTLER,G.: Norm and Sanktion, Freiburg 1967
- SPITZ,R.A.: Hospitalism: An inquiry into the genesis of psychiatric conditions in early childhood, in: Psychoanal. Study of Child, 1, 1945, S. 53 – 74
- SPITZ, R.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967
- SPITZ,R.A.: Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen, Stuttgart 1973
- SPITZ,R.A./WOLF,K.: Anaclitic depression: An inquiry into genesis of psychiatric conditions in early childhood II, in: Psychoanal. Study of Child, 2, 1946, S. 313 – 342
- SPURLOCK,J.: Social deprivation in childhood and character formation, in: J. Amer. Psychoanal. Assoc., 18, 1970, S. 622 – 630
- STOTT,D.H.: The effects of separation from the mother in early life, in: Lancet, 1, 1956, S. 624 – 628
- TARS,S.E.E.: A longitudinal, observational study of the impact of home and institutional environments on the behaviour of a child, in: Diss. Abstr. Intern., 33, 172, S. 4530
- TAYLOR,A.: Institutionalized infants' concept formation ability, in: Amer. J. Orthopsychiat., 38, 1968, S. 110 – 115 (a)
- TAYLOR,A.: Deprived infants: Potential for affective adjustment, in: Amer. J. Orthopsychiat., 38, 1968, S. 110 – 115 (b)
- THIERSCH,H.: Institution Heimerziehung, in: GIESECKE,H. (Hrsg.), Offensive Sozialpädagogik, Göttingen 1973, S. 56 – 69
- TIZARD,B./COOPERMAN,O./JOSEPH,A./TIZARD,J.: Environmental effects on language development: A study of young children in longstay residential nurseries, in: Child Developm., 43, 1972, S. 337 – 358
- TIZARD,B./JOSEPH,A.: Cognitiv development of young children in residential care: A study of children ages 24 months, in: J. Child Psychol. Psychiat., 11, 1970, S. 177 – 186
- TIZAR,B./REES,J.: A comparison of the effects of adoption, restoration to the natural mother, and continued institutionalization on the cognitiv development of four-year-old children, in: Child Developm., 45, 1974, S. 92 – 99
- VELDMAN,D.J.: Fortran programming for the behavioural sciences, New York 1967
- VODAK,P./MATEJCEK,Z.: Langfristige Ergebnisse bei der Adoptionsvermittlung in: Recht der Jugend und des Bildungswesens, 17, 1969, S. 225 – 230
- WALTER,H.: Einleitung oder Auf der Suche nach einem sozialisationstheoretischen Konzept, in: WALTER,H. (Hrsg.), Sozialisationsforschung, Band I, Stuttgart 1973, S. 13 – 65

- WARDLE,C.J.: The generations of broken homes in the genesis of conduct and behaviour disorders in childhood, in: Brit. med. J., 2, 1961, S. 349 – 354
- WASSEF,Y.W.: Effects of early mother-child-separation on the personality of the child, in: Diss. Abstr. Intern., 26, 1965, S. 521
- WATZLAWICK,P. & BEAVIN,H.H. & JACKSON.D.D.: Menschliche Kommunikation, Bern 1972
- WEIDEMANN,J.: Das Kind im Heim, in: Ztschr. Kinderpsychiat., 26, 1959, S. 1 – 10 (a)
- WEIDEMANN,J.: Heimkind und Heimmilieu, in: Ztschr. Kinderpsychiat., 26, 1959, S. 77 – 86 (b)
- WEIDEMANN,J.: Das „Sozialbild“ des Anstaltskindes, in: Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat., 9, 1960, S. 137 – 139
- WEINERT, F.: Die Familie als Sozialisationsbedingungen, in: WEINERT.F.E./GRAUMANN,C.F./HECKHAUSEN,H./HOFER,M. (Hrsg.), Pädagogische Psychologie, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 355-386
- WEINLINGER,O.: Effects of parental deprivation: An overview of literature and report on some current research, in: Psychol. Rep., 50, 1972, S. 591 – 612
- WILLIAMS,J.M.: Children who break down in foster homes: A psychological study of patterns of personality growth in grossly deprived children, in: J. Child Psychol. Psychiat., 2, 1961, S. 5 – 20
- WIT,J.de: Some critical remarks on “maternal deprivation”, in: Acta Paedopsychiat., 31, 1964, S. 240f.
- WOLINS,M.: Young children in institutions, in: Developm. Psychol., 2, 1970, S. 99 – 109
- WOLKIND,S.N.: The components of “affectionless psychopathy” in institutionalized children, in: J. Child Psychol. Psychiat., 15, 1974, S. 215 – 220
- WOOTTON,B.: A social scientist’s approach to maternal deprivation, in: Deprivation of Maternal Care. A Reassessment of its Effects, Genf 1962, S. 63 – 73
- YANDO,R./ZIGLER,E.: Outerdirectness in the problem-solving of institutionalized and non-institutionalized children, in: Developm. Psychol., 4, 1971, S. 277 – 288
- YARROW,L.J.: Maternal deprivation: Toward an empirical and conceptual re-evaluation, in: Psychol. Bull., 53, 1961, S. 459 – 491
- YARROW,L.J.: Separation from parents during early childhood, in: HOFFMAN,M.L./HOFFMAN,L.W. (Hrsg.), Review of child development research, New York 1964, S. 89 – 136

Anhang 1

1.1 Darstellung der 7 Heime

Heim A

Das Heim A¹⁰⁷ liegt am Ortskern einer westfälischen Kleinstadt. Das Gebäude des Heimes war ehemals ein Kloster. Das Heim existiert seit 1969. Träger des Heimes ist ein Verein im Rahmen der überregionalen katholischen Jugendarbeit. Unter dem Motto „Jugend hilft Jugend“ – zur Finanzierung des Heimes trugen viele Spenden- und Sammelaktionen in der katholischen Jugendarbeit bei – wurde das Heim errichtet, um Kindern und Jugendlichen, die nicht in einer Familie leben können bzw. die aus gestörten Familien kommen, ein ‚Heim zu geben‘ bzw. „einen bestimmten Nachholbedarf an seelischen Grundbedürfnissen – wie Liebe, Geborgenheit und Vertrauen – zu gewähren“ (SCHÄFER 1973, S. 42) und sie zu befähigen, sich eigenverantwortlich in der Gesellschaft zu bewähren.

Diese beiden Intentionen sind auch wesentlicher Bestandteil einer schriftlich fixierten pädagogischen Konzeption des Heimes bzw. des Trägervereines. Diese Konzeption ist mehr sozialpädagogisch ausgerichtet und orientiert sich vor allem am Beispiel FLANAGANS, des Gründers der amerikanischen Jungenstadt „Boystown“. Den Ansprüchen der Konzeption nach soll die Erziehung einmal familienähnlichen Charakter haben, wo seelische Grundbedürfnisse erfüllt werden können – im Hintergrund steht eine idealistisch-ideologische Sicht von der Familie als sozialem Feld, das Grunderfahrungen wie Liebe, volles Angenommen-sein, gegenseitige Hilfe ermöglicht –; und weiterhin soll im Sinne eines Erziehungsziels, „die jungen Menschen zu lehren, von ihrer Freiheit verantwortlichen Gebrauch zumachen“ (Pädagogische Konzeption, zit. nach SCHÄFER 1973, S. 61), eine Selbstverwaltung der Jugendlichen fester Bestandteil des Heimlebens sein; Vorbild ist hier das amerikanische „Boystown“, eine Stadt für Jungen, die offiziell als Gemeinwesen anerkannt ist und wo Bürgermeisterposten und Stadtrat ganz in der Hand von Jungen liegen.

In dem Heim lebten zur Zeit der Untersuchung 47 Jungen zwischen 7 und 19 Jahren. Sie sind in 4 Gruppen zu je 12 Jungen aufgeteilt. Die Gruppen weisen eine altershomogene Strukturierung auf; die schulpflichtigen und die berufstätigen Jugendlichen sind weitgehend auf je zwei Gruppen verteilt. Den Angaben von SCHÄFER (1973) nach streute die Anzahl der Erzieher im Juli 1973 – ein halbes Jahr vor dieser Untersuchung gewesen – für die einzelnen Gruppen von 3 – 6 Personen; 18 Erzieher waren in den 4 Gruppen eingesetzt. Von diesen Erziehern hatten 7 eine pädagogische Ausbildung. Die Fluktuation bei den pädagogischen Mitarbeitern ist relativ hoch: Seit Beginn des Heimes bis zum Juni 1973 waren 32 pädagogische Kräfte im Heim beschäftigt; 7 Personen der im Juli 1973 angestellten Erzieher waren Ersatzdienstleistende oder Praktikanten, deren Vertrag nur für ein Jahr lief. Neben dem pädagogischen Leiter des Heimes war nur eine Pädagogin von Beginn an bis zur Zeit der Untersuchung im Heim erzieherisch tätig. Ein Psychologe arbeitet im Heim mit.

Betrachtet man die geschlechts- und altershomogene Gruppenstrukturierung und die hohe Fluktuation der pädagogischen Mitarbeiter, so ist der konzeptionelle Anspruch familienähnlicher Erziehung kaum verwirklicht. Jedoch ist durch die Person des pädagogischen Leiters eine gewisse Konstanz in den Erziehungszielen und in der pädagogischen Haltung des Heimes gewährleistet, denn der pädagogische Leiter trug schon in der Planungs- und Gründungsphase des Heimes stark zur ideellen Konzeption des Heimes bei; zur pädagogischen Orientierung besuchte er damals verschiedene Jugenddörfer in Europa, u.a. das Heim Borellis, des „Lumpenpriesters von Neapel“, das Jugenddorf Klinge, das von Magnani gegründet wurde, und natürlich „Boystown“, das Werk Flanagans.¹⁰⁸

¹⁰⁷ Die Ausführungen zum Heim A stützen sich zum Teil darauf, dass der Verfasser dieser Arbeit die Planungs- und Gründungsphase des Heimes selbst miterlebt hat; u.a. hat er in der ersten Phase nach Eröffnung des Heimes 5 Wochen lang im pädagogischen Bereich mitgearbeitet. Weiterhin ist die Arbeit von W.SCHÄFER: „Organisation und Struktur des Jugendwerkes Rietberg e.V.“ (unveröffentlichte Examensarbeit an der Fachhochschule Paderborn, sozialpädagogischer Zweig, 1973) herangezogen, in der Ansprüche der pädagogischen Konzeption des Heimes zur Erziehungswirklichkeit in Beziehung gesetzt werden.

¹⁰⁸ Die als Beispiel erwähnten Jugenddörfer wurden von katholischen Priestern initiiert und ideell getragen. Als grundlegende Motivation für den Aufbau dieser Jugenddörfer wie auch für die Errichtung des Heimes A lässt sich ein christlich-idealistisches Engagement für „heimatlose“ Kinder und Jugendliche kennzeichnen.

Von der Konzeption des Heimes soll vor allem die Trennung zwischen Kinder- und Jugendheim bzw. die Trennung zwischen schulpflichtigen und berufstätigen Jugendlichen auf Heimebene überwunden werden. Daher werden bevorzugt Kinder zwischen 8 und 12 Jahren aufgenommen, für die ein länger dauernder Heimaufenthalt abzusehen ist; ihnen soll in diesem Heim der Übergang von der Schule zur Arbeitstätigkeit ermöglicht werden. Dem entspricht, dass 19 von 31 untersuchten Jugendlichen (61,3%) schon in den ersten Monaten nach Heimentstehung in das Heim gekommen sind; diese Jugendlichen wurden meist aus anderen Kinderheimen (16 von 18 Jugendlichen) übernommen, damit sie den Eintritt ins oder den Übergang zum Berufsleben in dem Heim erleben konnten.

Die Kontakte der Jugendlichen mit Personen außerhalb des Heimes werden dadurch gefördert, dass sie Schulen, Lehr- und Arbeitsstellen in der Umgebung besuchen – es existiert im Heim nur eine Lehrwerkstatt, eine Schreinerei –; über Tag gibt es freie Ausgangsmöglichkeiten; durch eine kleine Diskothek im Heim werden verstärkte Kontakte mit anderen Jugendlichen am Wochenende gefördert. Die Lage des Heimes im Kern des Orts fördert einmal Kontaktmöglichkeiten. Andererseits aber wirkt das Heim von der soziologischen Struktur der Kleinstadt her noch eher wie ein Fremdkörper im Ort; die Heimjugendlichen erleben sich als solche betrachtet, besonders in der Schule sind sie relativ starken Stigmatisierungserfahrungen ausgesetzt. Das Ausmaß von Kontakten mit der Außenwelt erscheint also durch soziologische und sozialpsychologische Barrieren, durch Stigmatisierungserlebnisse auf Seiten der Heimjugendlichen eingeschränkt.

In Hinsicht auf die Selbstverwaltung zeigt sich in dem Heim, ebenso wie in Bezug auf die Absichten familienähnlicher Erziehung, eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, eine Diskrepanz, die eigentlich schon in dem Anspruch der Selbstverwaltung selbst versteckt ist: Einmal will sich das Heim wie sein Vorbild „Boystown“ als ein eigenständiges Gemeinwesen von „Bürgern“ verstehen, das eine Selbstverwaltung seiner „Bürger“ unter der Leitung des „Bürgermeisters“ braucht – dies ist der offizielle Terminus für denjenigen, den die Jungen des ganzen Heimes zu ihrem Sprecher wählen –; andererseits ist diese Selbstverwaltung jedoch aus einem Erziehungsziel geplant (s.o.) und untersteht damit mehr einer pädagogischen Idee als einer äußeren Notwendigkeit; das Heim ist eben kein öffentliches Gemeinwesen, wie es „Boystown“ ist, sondern es soll aus pädagogischen Motiven „Gemeinwesen“ gespielt werden.

Der wesentliche Bestandteil der Selbstverwaltungsordnung ist der Jugendwerksrat. Er setzt sich aus dem „Bürgermeister“ und seinen zwei Stellvertretern – alle drei werden von den Jungen des ganzen Heimes gewählt – und aus den in den einzelnen Gruppen gewählten Gruppensprechern und ihren Stellvertretern zusammen. In der Selbstverwaltungsordnung äußert sich die erwähnte Diskrepanz dadurch, dass der Jugendwerksrat letztlich nur Entwürfe und Anregungen beschließen und Entscheidungen treffen darf, die noch der Einwilligung der Leitung bedürfen. Von daher liegt es letztlich in der Toleranzweite der jeweiligen pädagogischen Leitung, wie weit man von einem eigenen Entscheidungsspielraum der Jugendlichen reden kann.

Heim B

Heim B ist ein heilpädagogisches Heim mit Sonderschule für verhaltensauffällige nicht-debile Jungen im Volksschulpflichtigen Alter. Inmitten eines kleinen Ortes in Südbaden gelegen, gehört es zu 4 Erzbischöflichen Kinderheimen, die vor über 100 Jahren von der Kirchenbehörde gegründet wurden und ursprünglich als „Rettungs- und Bewahranstalt“ für gefährdete und heimatlose Kinder gedacht waren.

Im Heim werden vorwiegend Kinder aufgenommen, bei denen eine heilpädagogische Behandlung notwendig und Erfolg versprechend erscheint und wo die Aussicht besteht, dass sie nach einigen Jahren wieder zu ihren Eltern zurückkehren können; demnach werden keine chronisch kranken, manifest psychotischen, deutlich hirngeschädigten Jungen aufgenommen.

Im Heim leben 60 Kinder im Alter von 8 – 15 Jahren, die in 6 Gruppen zu je 10 Jungen aufgeteilt sind. 4 Gruppen wohnen noch in einem Altbau mit wenig gegliederten Gruppen- und Schlafräumen, während 2 in einem neueren Wohnheim mit Ein- bis Dreibettzimmern untergebracht sind.

Die Jungen werden insgesamt von einer Heilpädagogin, 2 Sozialarbeitern, 7 Sozialpädagogen und einer Jugendleiterin sowie von 6 Praktikanten mit unterschiedlichem Ausbildungsstand betreut. Diese Betreuer sind fest einzelnen Gruppen zugeordnet. In der heimeigenen Schule sind 6 Lehrer tätig. Im heilpädagogischen Bereich wirken als hauptamtliche Kräfte eine Diplom-Heilpädagogin sowie 3 Diplom-Psychologen. Als nebenamtliche Kräfte sind im Heim weiterhin tätig: eine Fachärztin für

Kinder- und Jugendpsychiatrie als Leiterin der heilpädagogischen Arbeit, eine Fachärztin für Kinderkrankheiten, eine Werklehrerin, ein Musikpädagoge und eine Heilgymnastin. Die Leitung des Heimes liegt in den Händen eines katholischen Geistlichen.

Der heilpädagogischen Orientierung des Heimes nach erhält jedes Kind in der Regel zwei Therapiestunden pro Woche. Die jüngeren Kindern erhalten Spiel- und Musiktherapie und die älteren Kinder Gesprächstherapie. Dazu werden spezielle Trainingsprogramme bei Schulschwierigkeiten, z.B. Legasthenikertraining, eingesetzt. Regelmäßig finden Teambesprechungen aller Mitarbeiter statt.

Die heimeigene Schule wird von dem größeren Teil der Jungen besucht. Außerdem besteht die Möglichkeit des Besuchs der örtlichen Volks- und Mittelschule und der Sonderschule für Lernbehinderte im Nachbarort.

Trotz der günstigen Lage des Heimes inmitten des Ortes ist der Kontakt der Heimkinder zu den Dorfkindern gering; viel ist von Vorurteilen der Dorfbewohner gegenüber dem Heim zu hören. Hin und wieder werden Heimkinder sonntags in Familien im Ort aufgenommen.

Bei der heilpädagogischen Betreuung wird versucht, mit den Eltern eng zusammenzuarbeiten. Nach Abbau und Aufarbeitung der die Einweisung verursachenden erzieherischen und schulischen Schwierigkeiten erfolgt die Entlassung. Das Zurechtkommen des Jungen in der Familie wird vorher in den einzelnen Ferien erprobt. Gegebenenfalls werden Außenfürsorge, Jugendamt oder Erziehungsberatungsstelle eingeschaltet. Eine schulische Verbesserung ist ebenfalls Voraussetzung.

Heim C

Das Heim C wurde als überregionales, heilpädagogisches Zentrum eingerichtet, in dem sich Kinder aus vielen Bundesländern befinden. Es wird von einem kirchlichen Träger unterhalten und liegt außerhalb eines hessischen Dorfes in einem ländlichen Gebiet. In dem Heim werden ca. 130 – 140 Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts im Alter von 4 – 17 Jahren betreut.

Gemäß seiner heilpädagogischen Orientierung setzt sich das Heim zur Aufgabe, schwer verhaltensgestörte Kinder „mit heilpädagogischen Mitteln so zu beeinflussen, dass sie gemeinschaftsfähig werden und später in den normalen Arbeitsprozess, gleich welcher Art, eingegliedert werden können“.¹⁰⁹

Heim C ist gruppenmäßig strukturiert: in 13 Gruppen sind jeweils bis zu 12 Kinder verschiedener Altersstufen untergebracht. 4 Gruppen sind reine Jungengruppen, die anderen Gruppen sind geschlechtsgemischt. Bei der Zusammenstellung der Gruppen wird eine Strategie der „familienstrukturierten Gruppe“ verfolgt. Pro Gruppe stehen im Durchschnitt 3,7 Erzieher zur Verfügung. Von den Erziehern waren zum Zeitpunkt der Untersuchung nur 6 voll ausgebildet. Die Tendenz geht jedoch dahin, mehr Sozialpädagogen einzustellen. Zusätzlich werden je 2 Gruppen von einem Psychologen betreut. Die Fluktuation ist bei Erziehern und Psychologen sehr hoch. Als heilpädagogisches Heim verfügt Heim C über eine Schule mit Sonderschulcharakter mit entsprechend niedrigen Klassenfrequenzen. Bis auf wenige Ausnahmen besuchen alle Kinder des Heimes die heimeigene Schule.

Die Organisation der Leitung einer Gruppe entspricht dem klinischen Modell: An der Spitze der Hierarchie steht der weisungsberechtigte Psychologe, es folgt der leitende Erzieher, und die anderen Erzieher sind mehr untergeordnet.

1974 wurde die Mitwirkung der Kinder in allen Fragen, die sie selbst betreffen – z.B. Verlegung in eine andere Gruppe –, zur Pflicht gemacht. Dieser erste Versuch war jedoch zum Zeitpunkt der Untersuchung gerade gescheitert und soll wiederholt werden.

Heim C ist in einer Ghettosituation: Durch die eigene Heimschule mit nur wenigen Außenschüler und der abgelegenen Lage ergeben sich für die Kinder nur wenig Möglichkeiten, soziale Erfahrungen außerhalb des Heimes zu sammeln. Die älteren Kinder können mit einer Busfahrt von ca. 20 Minuten in eine größere Stadt fahren.

¹⁰⁹ MARTIN, B.: Heilpädagogisches Zentrum Leppermühle, in: Das behinderte Kind, 6/68, 1968, S. 228

Aus dem Charakter des Heimes ergeben sich folgende Aufnahmekriterien: Bevorzugt werden Kinder mit Leistungsstörungen im schulischen Bereich sowie mit sozialen und somatischen Verhaltensabweichungen, z.B. Einnässen, Daumenlutschen, (vgl. MARTIN 1968, Anm. 3) aufgenommen. Früher wurden auch Kinder im Krabbelalter aufgenommen; dagegen ist heute geplant, nur schulpflichtige Kinder ab 9 Jahren aufzunehmen. Die Entlassung erfolgt in der Regel nach dem Schulabschluss, wobei jeweils nach Schwere der Störung entschieden wird, ob der Jugendliche zu den Eltern entlassen oder in ein anderes Heim überwiesen wird.

Zu Beginn des Heimaufenthaltes wird das Kind in einer sechswöchigen Beobachtungszeit gründlich diagnostiziert. Im Vordergrund stehen hier die medizinischen, psychiatrisch-neurologische, psychologische und schulisch-pädagogische Diagnostik. Dann erst wird entschieden, ob das Kind endgültig im Heim aufgenommen wird, in welche Gruppe und welche Schulklasse es kommt, welche Therapie angebracht ist usw. Im Wesentlichen wird mit den Kindern eine Spieltherapie durchgeführt, in Einzelfällen auch Einzel- und Gruppentherapie. Außerdem wird von der Arbeit mit der familienähnlich strukturierten Gruppe ein therapeutischer Effekt erwartet.

Heim D

Heim D ist ein Sonderjugendwohnheim für verwahrloste und verhaltensauffällige männliche Jugendliche mit dem Einzugsbereich Hessen. Es liegt am Stadtrand einer hessischen Mittelstadt und verfügt über günstige Busverbindungen in das Stadtzentrum. Es besteht aus zwei von dem übrigen Wohnviertel nicht abgesonderten Gebäudekomplexen und einigen Wohnungen in der Stadt. Das Heim kann bis zu 45 Jugendliche betreuen; zur Zeit der Untersuchung lebten im Heim ca. 40 Jugendliche.

Das Heim wird von einem kirchlichen Träger betrieben und hat den Anspruch, verhaltensgestörte und sozial auffällige Jugendliche bei Wiedereintritt bzw. Weiterführung der Schul- oder Berufsausbildung zu unterstützen. Nach den am Ort vorhandenen Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten bestimmt sich auch die Aufnahme der Jugendlichen. Ein weiteres wichtiges Aufnahmekriterium ist die Freiwilligkeit des Jugendlichen, wobei diese allerdings durch die Praxis der vorherigen Vorführung von schlechteren Heimen eingeschränkt ist. Die meisten Jugendlichen sind daher im Rahmen der FEH oder der „öffentlichen Unterbringung“ im Heim; FE und Amtsvormundschaft sind selten.

Das Heim gliedert sich in folgende Gruppen:

- 2 Gruppen mit maximal 12 Jugendlichen im Alter von 14 – 17 Jahren; sie sind Schüler, die entweder das 7. – 9. Schuljahr der Hauptschule oder eine weiterführende Schule besuchen, oder sie sind Lehrlinge;
- eine Gruppe mit maximal 5 älteren Schülern, die tendenziell aus dem Heim abgelöst werden sollen;
- eine Lehrlingsgruppe mit maximal 8 Post-Lehrlingen, die nur im Heim wohnen und essen, aber nicht mehr direkt betreut werden.
- Eine Gruppe von ca. 8 Jugendlichen wohnt in einem gegenüberliegenden Apartment und gehört nicht mehr direkt zu dem Heim, d.h., sie werden nicht mehr vom Heim betreut und sind selbstständig, das Heim erhält jedoch noch den vollen Pflegesatz für sie. Einige Jugendliche wohnen direkt in einem Zimmer in der Stadt, wobei das Heim der Mieter und der Jugendliche der Untermieter ist.

Pro großer Gruppe stehen 3 Erzieher zur Verfügung; die Apartment-Gruppe wird von einem Sozialarbeiter betreut; der Heimleiter ist für die Fünfer-Gruppe zuständig. Ein Ehepaar ist für die Betreuung der Hausaufgaben zuständig. Außerdem stehen noch einige Aushilfskräfte, z.B. Rentner und Ersatzdienstleistende, zur Verfügung. Nur der Sozialarbeiter ist eine voll ausgebildete Kraft. Eine Psychologin ist angestellt, ihre Arbeit beschränkt sich auf Testdiagnostik, Berufsberatung usw.

Ein besonderes therapeutisches Programm besteht nicht; die vorhandenen Freizeitangebote – Sport, Fotokurs, Kellerbar – gehen zum größten Teil auf die Eigeninitiative der Erzieher zurück. Die Fluktuation der Erzieher ist sehr groß; ein Grund dafür ist die hohe Arbeitsbelastung mit mindestens 50 Arbeitsstunden pro Woche.

Offizielles Entlassungskriterium ist entweder Schulabschluss bzw. Abschluss der Lehre mit Gesellenprüfung oder die Entlassung aus der FEH mit Erreichen der Volljährigkeit. Die meisten Jugendlichen – ca. 65% - verließen das Heim jedoch vorher, weil sie entweder für das Heim untragbar waren oder weil sie selbst gehen wollten. Nach der Volljährigkeit besteht für die Jugendlichen die Möglichkeit,

durch eine vertragliche Regelung mit dem Heim – im Rahmen der Jugendhilfe mit finanzieller Unterstützung – bis zur Beendigung der Lehre im Heim zu bleiben. Die Jugendlichen leben dann weitgehend selbstständig in den Apartments.

Obwohl das Heim nach außen offen ist, sind Beziehungen nach außen eher die Ausnahme bzw. beschränken sich nur auf offizielle Belange. So werden alle Jugendlichen außerhalb des Heimes ausgebildet, das Heim selbst verfügt über keine Ausbildungsstätten. Die Jüngeren haben kaum Verbindung nach außen; bei den Älteren ist dies jedoch häufiger der Fall, z.B. dadurch, dass sie eine Freundin haben. Kennzeichnend hierfür ist die Tatsache, dass zu den regelmäßigen Wochenendfesten meist Mädchen aus dem am Ort liegenden Mädchenheim mitgebracht werden. Etwa 50% der Jugendlichen haben durch Wochenendbesuche oder Ferien regelmäßigen Kontakt zu den Eltern.

Träger des Heimes ist der Caritasverband. Zur Zeit der Untersuchung lag die Heimleitung bei einer von den Erziehern gewählten Person. Die Dienstbesprechung ist in allen wichtigen Fragen das Beschluss fassende Gremium. Die Gruppenbesprechung in den Gruppen dient dazu, dass die Jugendlichen mit den Erziehern alle wesentlichen, für die Gruppe wichtigen Fragen klären; der Erzieher ist jedoch letztlich weisungsbefugt. In einem Heimrat, der aus gewählten Vertretern der Jugendlichen und der Erzieher besteht, haben die Jugendlichen die Mehrheit. Er ist für alle Belange des Heimes verantwortlich und hat entsprechende Befugnisse; bei wichtigen Fragen wird mit 2/3-Mehrheit entschieden. Der Heimrat kann über Rausschmiss von Jugendlichen oder über die Einstellung eines Psychologen u.ä. entscheiden. In der Praxis besteht diese Einrichtung jedoch nur auf dem Papier, da versäumt wurde, die Jugendlichen an die Arbeit in diesem Gremium heranzuführen.

Heim E

Abgeschieden von größeren Orten liegt Heim E mitten in einem Dorf im nordhessischen Raum. In ihm wohnen 120 Jugendliche aus allen Teilen der Bundesrepublik. Im Rahmen der FE und FEH werden vorwiegend ältere Jugendliche ab 14 Jahre aufgenommen, die grobe Erziehungsmängel aufweisen und bisher in der beruflichen Ausbildung gescheitert sind.

Die Berufsausbildung bzw. die berufliche Förderung der Jugendlichen steht im Mittelpunkt des Heimlebens. Dementsprechend sind dem 130 Jahre alten Heim eine Reihe von heimeigenen Lehrlingsausbildungsstätten angeschlossen. Die Gewöhnung des Jugendlichen an regelmäßige Arbeit gilt im Heim als eine wesentliche erzieherische Aufgabe. Bringt ein Jugendlicher nicht die geistigen Voraussetzungen für eine Lehrlingsausbildung mit, so gilt – gemäß einer Broschüre zum 125. Jahrestag des Heimes –: „Für sie haben wir eine Betätigung im Ausbildungszentrum eingerichtet. Sie dient zur Industrievorbereitung, um die Jugendlichen an eine Fließbandtätigkeit und an ein gleich bleibendes Arbeitspensum zu gewöhnen.“ Das Angebot der Ausbildungsmöglichkeiten ist umfangreich. Wählen kann der Jugendliche zwischen den Berufen Schreiner, Schlosser, Schuhmacher, Schneider, Metzger, Maler und Landwirt. Als Arbeitsplatz dient die eigene Werkstatt, die Gärtnerei oder das Feld. Häufig sind jedoch die Ausbildungsplätze besetzt, so dass ein Jugendlicher, der einen bestimmten Beruf ergreifen will, erst einmal ein Jahr in der Gärtnerei arbeiten muss. Im ersten Lehrjahr besuchen die Jugendlichen den Unterricht in der Heimberufsschule; im zweiten Lehrjahr fahren die Jugendlichen zu einer Kreisberufsschule einer Kleinstadt.

Kann man also die Ausbildungsmöglichkeiten als gut bezeichnen, so mangelt es an der pädagogisch-psychologischen Betreuung der Jugendlichen. Während von den 58 Mitarbeitern des Heimes 16 von außen kommende Lehrer und 15 Meister sind, die keine besondere pädagogische Ausbildung haben, stehen den 120 Jugendlichen nur 2 Heilpädagogen zur Verfügung, die zusammen mit den Erziehern eine Art persönlicher Beratung durchführen. Daneben wird eine individuelle schulische Förderung mit teilweisem Einzelunterricht geleistet.

Durch die abgelegene Lage des Dorfes und dem geringen eigenen Angebot des Dorfes bedingt, wird auf die Gestaltung der Freizeit viel Wert gelegt. Neben den verschiedensten Möglichkeiten im Heim selbst werden häufig Fahrten in die Umgebung mit Theater- und Kinobesuchen organisiert.

Der Kontakt der Jugendlichen zu den Dorfbewohnern ist relativ gut. Mehrere Jugendliche nehmen am Vereinsleben des Dorfes regen Anteil.

Die Verwaltung des Heimes obliegt einem Rat, dem neben Heimleiter Vertreter des Landes und der Kirche angehören. Heiminterne Angelegenheiten werden von einem Mitarbeiterausschuss geregelt. Daneben gibt es eine Heimkonferenz mit gewählten Jugendlichen, die über alle sie selbst betreffenden Dinge beraten und entscheiden. Allen Beschlüssen muss jedoch der Heimleiter zustimmen.

Die 120 Jugendlichen sind auf 6 selbstständige Wohngruppen aufgeteilt. Verfügt ein Jugendlicher über genügend Gemeinschaftsgefühl, so kann er in eine Sondergruppe aufgenommen werden, die selbstverantwortlich, ohne Erzieher, wohnt und die gegenüber den anderen Gruppen ein hohes Ansehen genießt.

Entlassen wird ein Jugendlicher aus dem Heim, wenn er die Altersgrenze zur Volljährigkeit oder einen Ausbildungsabschluss erreicht hat.

Heim F

Das Heim F ist in evangelischer Trägerschaft; es liegt am Rand einer Kleinstadt nahe einer hessischen Großstadt. Der Hauptteil des Heimes, dessen Türen und Fenster vergittert und verschlossen sind, ist in einem ehemaligen hufförmigen Bauernhof untergebracht. Ein neues Haus, dessen Fenster nicht vergittert sind, liegt gegenüber von diesem Gebäudekomplex.

Heim F ist ein geschlossenes Heim für männliche Jugendliche von 13 – 18 Jahren. Es hat ca. 55 Heimplätze, von denen zur Zeit der Untersuchung 45 besetzt waren. Seinem Charakter nach ist das Heim ein klassisches, althergebrachtes Erziehungsheim mit reinen Aufbewahrungsaufgaben.

Aufgenommen werden Jugendliche, die entweder von anderen Heimen wegen untragbaren Verhaltens oder häufigen Entweichungen überwiesen oder wegen zu hohen Alters – über 14 Jahre – in anderen Heimen nicht mehr aufgenommen worden sind. Dementsprechend groß ist der Einzugsbereich des Heimes. Besondere Entlassungskriterien gibt es nicht. Die Entlassung erfolgt entweder auf Wunsch der Eltern – bei FEH – oder auf Anordnung der Behörden oder bei Volljährigkeit.

Zur Zeit der Untersuchung bestanden in dem Heim drei Gruppen mit je 15 Jugendlichen der verschiedenen Altersstufen:

- Die Aufnahmegruppe besteht aus Jugendlichen, die erst kurze Zeit im Heim leben. Die Jugendlichen werden in dieser Gruppe ständig unter Verschluss gehalten und haben in den ersten Wochen keinerlei Ausgang. Von einem Sonderschullehrer erhalten sie neuerdings 2 – 3 Stunden täglich Unterricht, der jedoch nicht mehr als Rechnen und Schreiben umfasst.
- Die Hofgruppe besteht aus Jugendlichen, die schon länger im Heim leben. Tagsüber beschäftigen sie sich teilweise in der heimeigenen Schlosserei und Schreinerei, ohne jedoch eine richtige Ausbildung oder Lehre zu erhalten. Die Jugendlichen leben alle im alten Teil des Heimes hinter den verschlossenen Türen.
- Die Wohnheimgruppe lebt in dem gegenüber dem alten Gebäudekomplex liegenden Wohnheim. Das Kriterium für die Aufnahme in die Wohnheimgruppe ist das Wohlverhalten im Heim. Diese Gruppe hat jedoch nicht mehr Freiheiten als die Hofgruppe; die Eingangstür zum Wohnheim ist in der Regel abgeschlossen. Die Jugendlichen beider Gruppen haben nur an Wochenendnachmittagen Ausgang; der Ausgang kann jedoch wegen negativen Verhaltens gesperrt werden. Die Taschengeldzuteilung ist für den Ausgang auch nur äußerst knapp bemessen.

Von den Heimjugendlichen besucht keiner die Schule; selbst die 13-14-Jährigen, die noch keine 9 Schuljahre hinter sich haben, haben in dem Heim nicht die Möglichkeit zum Schulbesuch. Eine Lehre außerhalb des Heimes absolvieren nur 3 Jugendliche. Einige Jugendliche der beiden zuletzt genannten Gruppen arbeiten in ungelernter Tätigkeit in Werkstätten außerhalb des Heimes.

Die Jugendlichen werden insgesamt von 5 Erziehern betreut, von denen nur einer über eine qualifizierte Ausbildung verfügt; er ist aber erst seit 3 Wochen vor dem Untersuchungszeitpunkt im Heim tätig. Seit einigen Wochen arbeitet eine Psychologin im Heim, die jedoch noch bis zu 10 andere Heime in ganz Hessen zu betreuen hat. Die Psychologin macht zwar neuerdings eine Aufnahmeuntersuchung, die aber die einzige diagnostische Maßnahme ist und die außerdem noch ohne jede therapeutische Konsequenz bleibt.

Das Heim verfügt über keinerlei pädagogische Konzepte und kann auch den Jugendlichen keinerlei heilpädagogische oder psychologische Hilfen geben. Die Jugendlichen werden nur aufgewahrt, ohne dass therapeutische Schritte gemacht werden.

Innerhalb des Heimes haben die Jugendlichen keinerlei Mitwirkungsmöglichkeiten. Das Heim selbst wird autoritär-hierarchisch verwaltet. An der Spitze steht der allein weisungsberechtigte Heimleiter, der nur dem Träger gegenüber verantwortlich ist.

Die Jugendlichen sind gegenüber der Umwelt in dem Heim sehr isoliert. Nach Angaben des Heimleiters bestehen so gut wie keine sozialen Kontakte zu der Bevölkerung der Stadt, und das Heim ist auch von sich aus nicht bestrebt, diese Situation zu verbessern.

Heim G

Das Heim G liegt im Zentrum eines hessischen Dorfes. Baulich bilden die Dorfkirche und die Gebäude des Heimes nahezu eine Einheit. Das Heim ist in katholischer Trägerschaft; es wird von einem katholischen Geistlichen geleitet.

Im Heim leben 70 Jungen von etwa 11 – 18 Jahren, aufgeteilt auf 6 Gruppen zu je 12 Jungen. Die Gruppen sind meist altersheterogen strukturiert. Sie werden in der Regel von 3 Erziehungspersonen beiderlei Geschlechts betreut, von denen jeweils 2 ausgebildet sind.

Aufgenommen werden nur Jugendliche im schulpflichtigen Alter, deren Verhaltensstörungen reparabel erscheinen, d.h. Jugendliche mit starken neurotischen Zügen, geistigen Retardierungen und massiven Lernbehinderungen werden nicht aufgenommen.

Dem Heim ist eine eigene Volksschule angegliedert, die von ca. 40 Jungen besucht wird. Der Besuch einer Schule außerhalb des Heimes wird von der Schul- und Heimleitung als pädagogisch wünschenswert betrachtet. 10 Jungen gehen dementsprechend in eine Volksschule in einer nahe gelegenen Stadt, 4 Jungen besuchen eine Realschule und einer ein Gymnasium. 10 Jungen haben eine Lehrausbildung begonnen, 6 davon in heimeigenen Werkstätten, in einer Schlosserei oder Schreinerei; 2 Jungen besuchen eine Berufsfachschule. Jungen mit un- oder angelernter Arbeitstätigkeit befinden sich nicht im Heim. Der Schul- und Ausbildungsstatus in diesem Heim ist, gemessen an anderen Heimen, ungewöhnlich hoch; dies ist wahrscheinlich auf die Aufnahmekriterien zurückzuführen.

Ein Psychologe ist im Heim teilzeitbeschäftigt. Im Rahmen therapeutischer Sondermaßnahmen gibt es 3 Sportgruppen, 2 heilpädagogische Werkgruppen und eine Gruppe für legasthenische Jungen. Etwa die Hälfte der Jungen wird innerhalb solcher Gruppen betreut.

Mitbestimmungsmöglichkeiten in der Gruppe bestehen für die Jugendlichen im Rahmen von Gruppenbesprechungen, die je nach Gruppe ein- bis viermal im Monat durchgeführt werden, und außerdem durch die Institution des Gruppenrates mit 3 Jungen und dem Gruppensprecher; seine Funktion ist jedoch nicht festgelegt.

Nach Schul- oder Lehrabschluss werden die meisten Jugendlichen zu den Eltern entlassen. Andere Jungen kommen anschließend in Wohnheime, oder es wird versucht, Lehrstellen mit Wohnmöglichkeiten zu finden.¹¹⁰

¹¹⁰ Den Beschreibungen der Heime liegen neben eigenen Anschauungen Gespräche mit den jeweiligen Heimleitern oder mit Psychologen oder Erziehern zugrunde. Die Darstellungen wurden von den drei Psychologiestudenten, die die Heime besucht haben, durchgesprochen und weitgehend auch gemeinsam verfasst.

1.2 Beschreibung der Untersuchungssituationen in den einzelnen Heimen

Da die Durchführung der Untersuchung von Heim zu Heim hinsichtlich Ort, Zeit, Ausmaß des Eingriffs in den Heimalltag usw. etwas variierte, sollen hier die Untersuchungsbedingungen für jedes Heim einzeln dargestellt werden.

Heim A

Der Verfasser dieser Arbeit führte die Untersuchung in dem Heim im Dezember 1973 allein durch. Er hatte in der Anfangszeit des Heimes im Sommer 1969 selbst 5 Wochen pädagogisch im Heim mitgearbeitet. Zu dieser Zeit lebten schon 21 Jungen der untersuchten Gruppen im Heim. Da er in der folgenden Zeit durch Besuche losen Kontakt zum Heim aufrechterhielt, war er zum Zeitpunkt der Untersuchung einem größeren Teil der Jungen vom Sehen her in Erinnerung.

Da die Untersuchung nur mit vorheriger Zustimmung des Jugendwerkrates, des Gremiums der Jungen im Rahmen der Selbstverwaltungsordnung, durchgeführt werden sollte, wurde dem „Bürgermeister“ – zu dieser Bezeichnung vgl. 1.1.1 in Anhang 1 – in einem Brief das Untersuchungsvorhaben vorgestellt mit der Bitte, im Jugendwerksrat zu entscheiden, ob die Untersuchung durchgeführt werden könne. Die Entscheidung der Jungen im Jugendwerksrat fiel positiv für die Untersuchung aus.

Die Untersuchung selbst wurde in den drei älteren Gruppen durchgeführt, in denen insgesamt 35 Jungen leben. Zwei Jungen waren gerade verreist, und zwei verweigerten die Beantwortung des vorgelegten Fragebogens. Damit wurden 31 Jungen im Alter von 12 – 19 Jahren in der Untersuchung erfasst. In der Gruppe der jüngeren, schulpflichtigen Jungen fand die Untersuchung in einer Gruppensituation ohne Anwesenheit von Erziehern statt. In den beiden älteren Gruppen, wo vorwiegend berufstätige Jugendliche leben, wurden die Jugendlichen einzeln angesprochen und gefragt, ob sie den Fragebogen beantworten wollten. Die Bogen wurden von den Jungen meist auf ihrem Einzelzimmer ausgefüllt. Soweit bekannt, schienen zwei Jungen – wohl wegen Verständnisschwierigkeiten – die Hilfe eines Erziehers in Anspruch zu nehmen.

Die Akten der Jugendlichen wiesen zum Teil Lücken in Bezug auf Informationen über die Lebensläufe, besonders über Lebenswege in den ersten Lebensjahren.

Heim B

In zwei Vorgesprächen wurde einem der Heimpsychologen das Ziel unserer Untersuchung dargelegt.

Die Untersuchung selbst fand im Februar 1974 im Rahmen des regulären Schulunterrichts in der heimeigenen Schule statt. Die nach Angaben der Heimpsychologen nach Alter und Intelligenz in Frage kommenden Schüler waren in drei Schulklassen zusammengefasst. Am Tag vor der Untersuchung wurden die Schüler vom Rektor bzw. von den Lehrern über unsere geplante Befragung informiert. Die Untersuchung selbst führten wir zu zweit durch. Die Lehrer stellten uns zunächst den Schülern vor und verließen nach einer kurzen Einleitung den Raum. Nach Erläuterung des Fragebogens versprachen wir jedem Schüler eine Tafel Schokolade für die Beantwortung des Fragebogens; zu dieser Maßnahme hatte uns der Psychologe des Heimes geraten. Wir bemühten uns darum, dass trotz der Gruppensituation selbstständig gearbeitet wurde; häufiger mussten wir einzelne Verständnisfragen beantworten. Nach der Bearbeitung seines Fragebogens konnten sich die Schüler eine Tafel Schokolade holen. Insgesamt wurden 23 Jugendliche von Heim B erfasst.

Heim C

Da zum Zeitpunkt der Untersuchung die Mitautorin des GF als Psychologin in Heim C arbeitete, benötigten wir für die Durchführung der Untersuchung nicht die Genehmigung der Heimleitung. Daraus ergaben sich die recht heterogenen Situationen der Untersuchungsdurchführung, die nicht in den Heimalltag eingreifen sollte.

In der Schulsituation konnten wir 29 Jugendliche in der heimeigenen Sonderschule während einer Vertretungsstunde ohne Anwesenheit des Lehrers testen. Um den unterschiedlichen Lesefähigkeiten der Kinder Rechnung zu tragen, wurden drei verschiedene Gruppen gebildet, die nicht den jeweiligen Klassen entsprachen. Die erste Gruppe mit 12 Jugendlichen konnte den Fragebogen ohne Hilfe bearbeiten. Bei den beiden anderen Gruppen musste aus Rücksicht auf deren Leseschwächen der Fragebogen Frage für Frage langsam vorgelesen werden. Hier ergab sich der Nachteil, dass einige meist dominierende Jugendliche die für sie passende Antwort manchmal laut gaben und so die Ande-

ren beeinflussen konnten. Es wurde jedoch versucht, dies nach Möglichkeit zu unterbinden. 4 Jugendliche bekamen den Fragebogen während einer psychodiagnostischen Untersuchung durch die Psychologin ‚untergeschoben‘. Diese Situation war natürlich für die Jugendlichen nicht-anonym. Ein weiterer Jugendlicher verweigerte hierbei die Beantwortung des Fragebogens, 2 Jugendliche, die nicht die Heimschule, sondern die Gesamtschule der benachbarten Ortschaft besuchten, wurden einzeln befragt. Sie füllten den Fragebogen in ihrem Zimmer aus und gaben ihn dann zurück.

Die untersuchten Jugendlichen waren zwischen 12 und 17 Jahre alt, der überwiegende Teil stammte aus der Altersgruppe zwischen 14 und 16 Jahren. Insgesamt wurde die Untersuchung von der Psychologin und einem der drei Studenten (vgl. Vorbemerkung) durchgeführt.

Zur Erhebung der biographischen Daten standen uns die sehr ausführlichen Akten der Jugendlichen zur Verfügung. Die frühkindliche Entwicklung des Jugendlichen wurde in den Akten immer besonders berücksichtigt. Weiterhin enthielten die Akten neben rein biographischen Angaben auch psychologische Gutachten, Berichte über die schulische Entwicklung und Erzieherberichte. Insgesamt verfügen wir von 36 Jugendlichen des Heimes C über die biographischen Daten und den ausgefüllten Fragebogen. Die Untersuchung wurde im Juni 1974 durchgeführt.

Heim D

Nach einer Rücksprache mit den Erziehern und der Psychologin überließen wir es den Jugendlichen, ob sie den Fragebogen ausfüllen wollten oder nicht. Wir erläuterten unser Vorhaben den Jugendlichen in den Gruppenbesprechungen am Abend in den Gruppenräumen, wo fast alle Jugendlichen der in Frage kommenden zwei Gruppen anwesend waren. Es wurde vereinbart, dass der Fragebogen ausgeteilt und innerhalb der nächsten zwei Tage ausgefüllt und dann von uns abgeholt werden sollte. Als Anerkennung für die aufgewendete Arbeit ließen wir für jeden Jugendlichen eine Packung Zigaretten da, die vom Erzieher ausgeteilt werden sollte. Wir machten die Verteilung der Zigaretten jedoch nicht von der Beantwortung des Fragebogens abhängig. Insgesamt füllten 20 Jugendliche der beiden angesprochenen Gruppen den Fragebogen aus.

Bei der Erhebung der biographischen Daten mussten wir wegen des Einspruchs der Erzieher und der Jugendlichen auf die Akteneinsicht verzichten. Die wichtigsten Daten konnten wir jedoch den Erziehungsberichten entnehmen. Ergänzt wurden diese Daten durch mündliche Angaben der Erzieher zu Fragen wie Ausbildungsverhältnis, Grund für die Heimeinweisung, Dauer des Aufenthaltes, usw.. Insgesamt sind diese Daten nicht so ausführlich wie in den anderen Heimen und sind daher besonders hinsichtlich der Angaben zur frühen Kindheit mit Vorsicht zu interpretieren. Die Untersuchung wurde im Juni 1974 durchgeführt.

Heim E

Heimleiter und pädagogischer Leiter von Heim E waren nach einer Rücksprache mit uns prinzipiell bereit, die Untersuchung im Heim durchführen zu lassen, machten jedoch besonders die Akteneinsicht von der Genehmigung der Jugendlichen abhängig. Das Selbstverwaltungsorgan der Jugendlichen gab uns schließlich die Genehmigung mit der Auflage, dass jeder einzelne Jugendliche sein Einverständnis zur Akteneinsicht geben sollte. Dies geschah durch die Unterschrift des Jugendlichen unter einer Liste. Damit war natürlich für die Jugendlichen die Anonymität der Untersuchung nicht mehr gewährleistet. Dem daraus möglicherweise entstandenen Misstrauen versuchten wir zu begegnen, indem wir unser persönliches Interesse an den Daten betonten und nachdrücklich versicherten, die Daten nicht aus der Hand zu geben.

Die Befragung führten wir an verschiedenen Tagen jeweils nach dem Abendessen in insgesamt 4 Gruppen durch. Als vorteilhaft erwies es sich, dass wir mit den Jugendlichen gemeinsam das Essen einnahmen und so die Gelegenheit hatten, durch Gespräche Zutrauen und Interesse für unsere Untersuchung zu gewinnen. Die Jugendlichen der angesprochenen Gruppen beteiligten sich trotz fehlender Anonymität fast vollständig an der Untersuchung. Insgesamt konnten wir bei 43 Jugendlichen die gewünschten Daten erfassen. Die Untersuchung wurde im September 1974 durchgeführt.

Heim F

Die Genehmigung zur Untersuchung erteilte uns der Heimleiter. Eine vorherige Absprache mit den Erziehern oder den Jugendlichen fand nicht statt.

Die Untersuchung wurde in zwei Gruppen durchgeführt. Die Aufnahmegruppe füllte den Fragebogen während einer Unterrichtsstunde unter unserer Anleitung in Anwesenheit eines Erziehers aus. Einer zweiten Gruppe legten wir den Fragebogen nach dem Abendessen in einem Aufenthaltsraum vor. Sie waren von dem Heimleiter und einem Erzieher angewiesen worden, den Fragebogen auszufüllen. Während der Untersuchung war fast die ganze Zeit über ein Erzieher anwesend. Erwähnenswert ist, dass die Untersuchung hinter verschlossener Tür stattfand und jeder Jugendliche, den Fragebogen beantwortet hatte, den Erzieher bitten musste, die Tür aufzuschließen und ihn herauszulassen. Diese zweite Gruppe setzte sich zum größten Teil aus Jugendlichen der Hofgruppe zusammen; die meisten Jungen der Wohnheimgruppe gingen gleich nach dem Abendessen in ihre Wohnheim und waren daher für uns nicht mehr zu erreichen.

Die Aktenauswertung führten wir im Büro des Heimes durch. Die Akten enthielten zum größten Teil die offiziellen Mitteilungen, Einweisungsbescheide, Gerichts- und FE-Urteile, Führungsberichte an Jugendämter u.ä.; psychologische Gutachten mit einer ausführlichen anamnestischen Erhebung waren in der Regel nicht vorhanden. Insgesamt verfügen wir von 32 Jugendlichen über den ausgefüllten Fragebogen. Die Untersuchung fand im Oktober 1974 statt.

Heim G

In der Untersuchung wurden insgesamt 39 Jugendliche erfasst. Die Durchführung der Untersuchung wurde vorher mit dem Heimleiter und dem Psychologen abgesprochen. Bei den Jungen ab 12 Jahren, die die heimeigene Schule besuchten, führten wir die Untersuchung im Rahmen einer Schulstunde durch, und zwar in Anwesenheit von Lehrpersonen. Bei 3 Jungen, die Lese- und Verständnisschwierigkeiten hatten, las einer von uns Untersuchern die Fragen des Fragebogens in einem eigenen Raum vor. 24 Jungen wurden so in der Schule befragt. Die anderen Jungen versuchten wir, des Abends in der Gruppe für unsere Untersuchung anzusprechen.

Nachteilig wirkte es sich aus, dass das Vorhaben unserer Untersuchung von der Heimleitung kaum mit den Erziehern abgesprochen war; so kamen wir z.B. in eine Gruppe, wo kurze Zeit später eine Gruppenbesprechung geplant war. Deshalb konnten wir in dieser Gruppe nur 3 von 8 Jugendlichen ansprechen und für unsere Untersuchung motivieren. Auch in den anderen Gruppen versuchten wir zum großen Teil, die Jungen einzeln für die Untersuchung zu gewinnen; eine Untersuchungsdurchführung in Gruppensituation war kaum möglich.